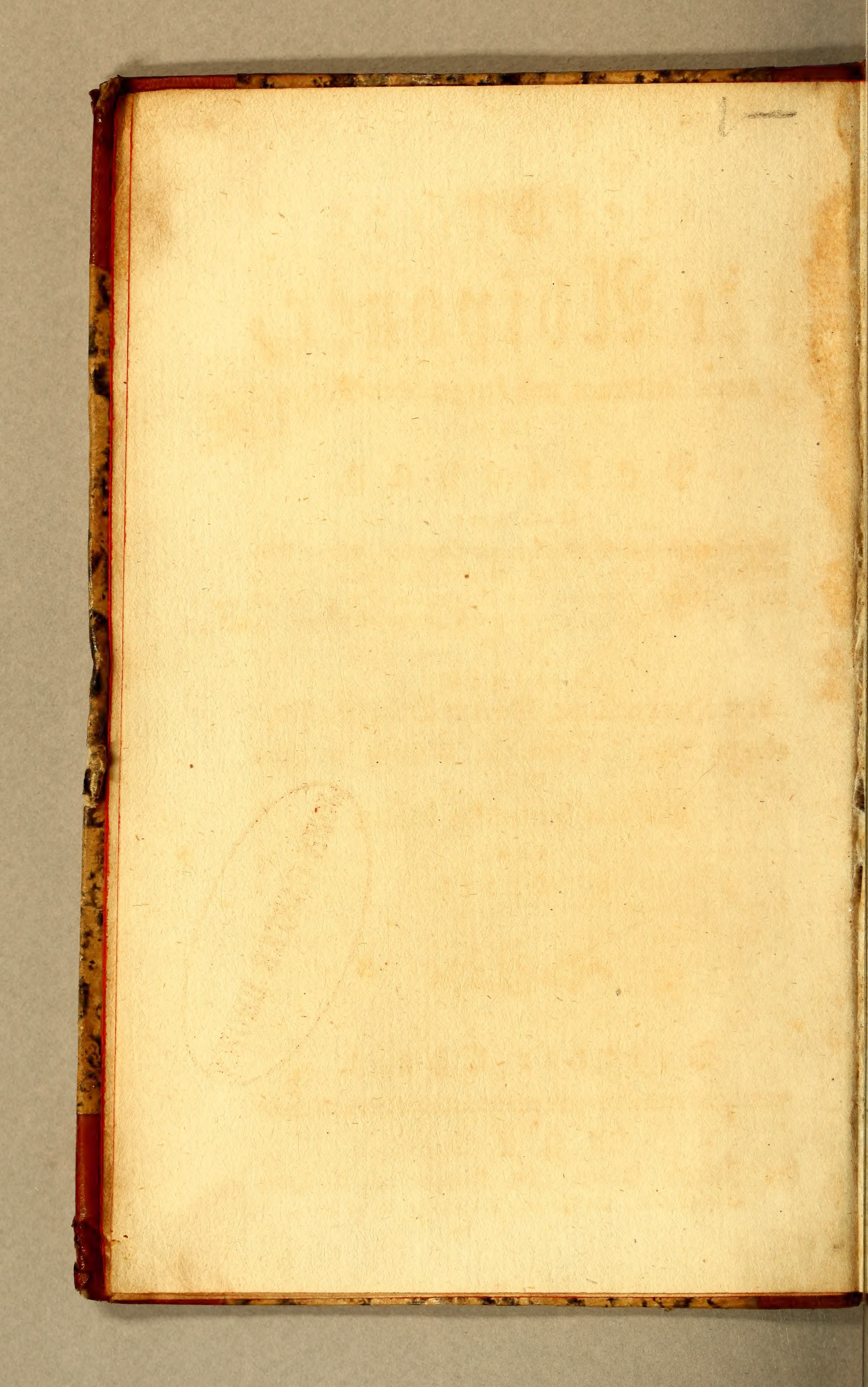




# Geschichte der Abiponer,

einer berittenen und kriegerischen Nation

in

# Paraquay.

Bereichert

mit einer Menge Beobachtungen über die wilden Völkerschaften, Städte, Flüße, vierfüßigen Thiere, Amphibien, Insekten, merkwürdigsten Schlangen, Fische, Vögel, Bäume, Pflanzen, und andere Eigenschaften dieser Provinz.

Verfaßt

von Herrn Abbe Martin Dobrizhoffer,

achtzehn Jahre lang gewesenen Missionär in Paraquay.

Aus dem Lateinischen übersetzt

von

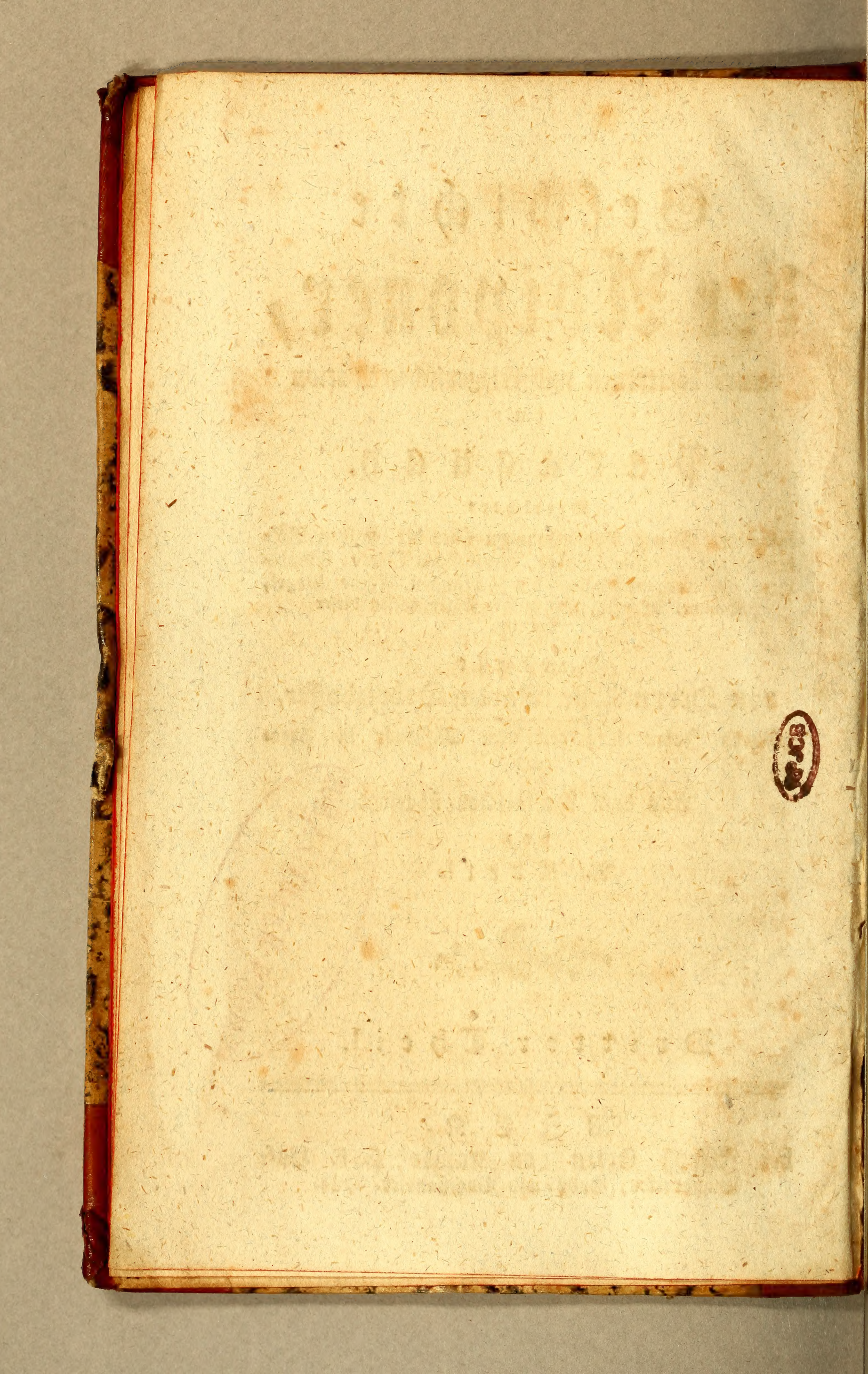
A. Kreil.





Dritter Theil.

WIEN,
bei Joseph Edlen von Kurzbek k. k. Hof-Buchdrucker, Groß- und Buchhändler. 1784.





# Erstes Hauptstück.

## Von dem tödtlichen Haß der Abiponer, und der mit ihnen verbundenen Mokobier wider die Spanier.

---

Die Spanier haben sich die Indianer in Paraquay grossentheils unterwürfig gemacht; theils durch die Heeresmacht ihrer Kriegsvölker, mehr aber noch durch die Bemühungen der Priester, als welche unbewehrt auch dahin kamen, wohin die Soldaten nie dringen konnten. Unstreitig brachten es jene mit ihren gläsernen Kugeln, womit sie die Indianer beschenkten, weiter, als diese mit ihren bleyernen. Dennoch konnten die Abiponer nie weder durch Geschenke noch durch Waffen bezwungen werden. Die Spanier, denen sie bereits in das zweyte Jahrhundert trozten, wollten sie niemals zu Freunden noch weniger aber zu Beherrschern. Um aber nicht an ihnen, wenn sie überwunden würden, Feinde befahren zu müssen, retteten sie dadurch, daß sie ihnen bald fechtend die Spitze boten, und bald fliehend den Rücken kehrten, ihre Freyheit, zuweilen durch

ihre Waffen, öfters aber durch List, und Geschwindigkeit. Die Lage der Gegenden, die sie sich zu ihren Wohnplätzen erkohren hatten, gewährte ihnen Sicherheit, und half ihnen die Angriffe der Spanier vereiteln, deren Macht eigentlich nur im freyem Felde furchtbar ist. Man konnte sie nicht bezwingen, weil man zu ihnen der unzugänglichen Moräste und Wälder wegen nicht gelangen konnte, besonders zu der Zeit, da sie noch keine Pferde hatten. Sie wollten lieber Hunger und Durst leiden und verborgen bleiben, als unterwürfig seyn. So sehr streubten sie sich wider die Oberherrschaft der katholischen Könige und das Gesetz Gottes, kurz wider ihre eigene Glückseligkeit. Gewiß! schon seit den Zeiten Karl des V., dieses überall siegreichen Kaisers, welcher die spanische Monarchie mit den schönsten amerikanischen Provinzen vergrößerte, folglich durch mehr als zwey Jahrhunderte erhielt sich die kriegerische Nation der Abiponer immer in dem Besitz ihrer Unabhängigkeit, auch nachdem sich bereits fast alle benachbarte Völkerschaften an die Spanier ergeben hatten. Sie blieben aber bei der Geringschätzung der Freundschaft der Spanier nicht stehen; sondern sie ließen auch keine Gelegenheit ungenützt, wo sie sich an ihnen reiben konnten, und durchstreiften die ganze Provinz, Lanze und Mordfackel in der Faust, unabläßig. So oft wir uns die Verheerungen, die sie in den letzteren Jahren dieses laufenden Jahrhunderts angerichtet hatten, zu Gemüthe führten, verfielen wir immer auf den Gedanken: Gott habe die Abiponer und die mit ihnen verbundenen Mokobier und Tobas als eine Geisel zur Züchtigung der lasterhaften Christen erhalten, so wie er einst die Philistäer, Jebusaer, und Pherecäer in dem Lande Chanaan zur Bestrafung der Israeliten wegen ihrer Halsstärrigkeit übrig ließ, nachdem die übrigen Feinde entweder ausgerottet oder bezähmet waren.

Mit

Mit den Mokobiern und Tobas, berittenen, und wegen ihrer Herzhaftigkeit nicht minder als wegen ihrer Anzahl furchtbaren Wilden, haben die Abiponer ein Kriegsbündniß eingegangen, als wenn sie sich allein nicht mächtig genug gefühlet hätten, ihren Haß wider die Spanier zu sättigen. Kaum hat man von einer merkwürdigen Verwüstung gehört, bei welcher nicht diese drey verbundenen Völker ihre Kräften vereiniget hätten. Ihr gemeinschäftlicher Groll wider die Europäer, die gewisse Hoffnung Beute zu erhaschen, ihre Liebe zur Freyheit, und kriegerische Ruhmsucht eiferten sie dazu an. Wenn ich also die Thaten der Abiponer anführen werde, so erinnere ich itzt meine Leser schon zum voraus, daß ihre Bundesgenossenen, die Mokobier, fast allemal an der daraus entspringenden Schande oder Ehre Theil haben. Allein wie die europäischen Nationen oft die wechselweise eingegangenen Freundschaftsverträge eine Zeitlang beobachten, und sich wider einen Dritten, als ihren gemeinschäftlichen Feind mit einander verbinden, bald darauf aber sich über Treue und Glauben hinaussetzen und einander bekriegen: so standen auch die Mokobier und Tobas den Abiponern, so lang es wider die Spanier hergieng, getreulich bei; fielen aber über einander grimmig her, so bald sie den Krieg zuträglicher als den Frieden fanden. So vergänglich ist die Freundschaft der Nationen, weil dabei blos der Eigennutz zum Grunde liegt. Die Mokobier (ich bin lange Zeit mit ihnen umgegangen) geben an Leibesgröße und kriegerischer Behendigkeit den Abiponern nichs nach; aber an angebohrnem Haß wider die Spanier, der ihnen von Jugend auf eingepfropfet wird, und an Grausamkeit kommen ihnen die Abiponer bei weitem nicht gleich. Im vorigen Jahrhunderte schienen sie sich zum Verderben von Tukuman verschworen zu haben. Nicht nur einzelne Meyereyen, sondern auch die Städte selbst bedroheten sie mit ihrem

Untergange, und verheerten die ganze Provinz mit Mord, Brand und Raube. Salta, Xuxuy, S. Michael, und Kordova, die vornehmsten Städte in Tukuman, brachten sie zur Verzweiflung, die Einwohner aber der Stadt Elleco ins Verderben. Die an dem Ufer des rothen Flußes gelegene Stadt Conception wurde, nachdem sie ihre Bürger hinterlistig überfallen und niedergemacht hatten, der Erde gleich gemacht. Ob dazumal die Abiponer, welche an so vielen mörderischen Uiberfällen Theil hatten, auch bei dieser Gelegenheit den Mokobiern Hilfe geleistet haben, melden die Jahrbücher nicht. Zwar setzten sich Alphons Mercado, Angelus de Paredo und andere Statthalter von Tukuman, die auf sie gefolget sind, den Unternehmungen der Feinde entgegen. Sie suchten so viel Spanier oder christliche Indianer, als möglich aus ihren Kolonien zusammenzubringen, und zogen damit von Zeit zu Zeit in Chaco, die Schlupfwinkel der Wilden zu bestürmen. Man stand auf solchen Reisen immer das größte Ungemach aus, aber meistens ohne Erfolg; denn ungeachtet in ihren Wohnplätzen einige gefangen oder niedergemacht wurden; so brachte doch dieser Verlust die Uibriggebliebenen nur desto mehr auf, so, daß sie sich mit vervielfachter Wuth und verdoppelten Kräften zu rächen suchten, welches ihnen auch fast immer nach Herzenswunsche gelang. So viele fruchtlose Unternehmungen der tukumanischen Truppen bestättigten die Wilden in ihrer Meinung, daß sie sich vor den Waffen der Spanier eben nicht sonderlich zu fürchten hätten, und durch ihren unbekannten Aufenthalt wider jene genug bedeckt wären, weil die Spanier selbe entweder nicht wüßten, oder nicht dahin gelangen könnten. Sollten sie von diesen mit überlegener Heeresmacht angegriffen werden, so gälte hier die Flucht für einen Sieg; die Kenntniß der Wege und ihre Fertigkeit im Schwimmen und Reiten wäre ihnen allezeit dazu

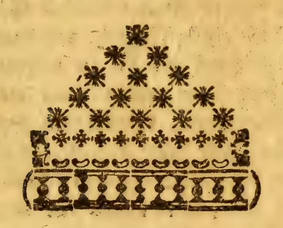
zu verhilflich, indem ihnen ihre Feinde mit ihren von den Beschwerden der langen Reise ganz entkräfteten Pferden, und unbeholfenen Kleidern und Waffen nicht nachfolgen konnten, besonders wo man über Moräste und Flüße setzen und durch unwegsame Gehölze ziehen mußte. Diese Betrachtungen haben den Wilden Muth gemacht; und Salta, der Sitz des Statthalters, und die übrigen Oerter, die um Salta herumliegen, waren keinen Tag vor feindlichen Uiberfällen sicher.

Kaum war Stephan Urizar zur Uibernahme der Statthalterswürde aus Spanien eingetroffen, als er ernstlich auf Mittel sann, den öffentlichen Drangsalen zu steuern — eine Sache, die jedermann wünschte, aber niemand sich zu hoffen getrauete. Nachdem dieser in der Kriegskunst so bewanderte und herzhafte Mann alles reif überlegt hatte, sah er bald ein, daß Macht und Scharfsinn, hauptsächlich aber Geschwindigkeit dazu nöthig wären, damit nicht durch längeren Aufschub der Unternehmung die Frechheit der Feinde und die Gefahr der Provinz zunähme, und Sagunt nicht abermal zu Grund gienge, während als man sich zu Rom darüber berathschlagte. Er rüstete sich daher zu einem Einfall in Chaco. Von ganz Tukuman wurden 1780 spanische Kolonisten und 500 christliche Indianer aufgebotten, die sich mit einem Haufen Chiriguanas, welche damals mit den Spaniern im Bunde standen, vereinigten. Außerdem schickte auch die Stadt Assumtion 500, die Stadt Santa Fè 300, und die Stadt Corrientes 200 Mann als Hilfstruppen. Die Absicht, weßwegen man ein so großes Corps aufgebracht hatt, war, daß man damit die Feinde von vorne, hinten und beiden Seiten, wie das Gewild in einem Thiergarten, einschließen könnte. Die tukumani-

manischen Soldaten waren befehligt ihre Schlupfwinkel aufzusuchen, und wenn sie von den Wilden welche erwischten, sie nieder zu machen. Die übrigen Spanier, welche näher gegen Süden wohnen, bekamen den Auftrag den Flüchtigen die Wege abzuschneiden. Hätten Alle diese Befehle so genau befolget, als sie von dem vorsichtigen Statthalter weislich abgefasset waren, so hätte die vielköpfige Hydra auf einen Streich getödtet, und das Nest der Wilden in Chaco auf einmal ausgerottet werden können. Allein die Spanier aus den südlichen Kolonien zögerten zum Theil ihre Reise, und zum Theil bezeigten sie sich auch in der Ausführung ihrer Aufträge so saumselig, daß die Mokobier südwärts entkommen konnten. Wie diese sahen, daß sie von allen Seiten übermannet wären, entschlüpften sie allenthalben ohne Widerstand, und vereinigten sich mit den abiponischen Horden. Da sie aber auch dieser ihre Wohnplätze vor den Angriffen der Soldaten von Salta nicht sicher glaubten, schlichen sich beide Völkerschaften heimlich davon, und ließen sich zuletzt im Thale Calchaki und dessen Gegenden nieder. Die Folge davon war, daß zwar Salta und Obertukuman einige Jahre von den Mokobiern unanfochten blieb, und sich wieder erholen konnte, aber die ganze Last des Krieges auf die Städte Santa Fe, S. Jago de Storea, Corrientes und die übrigen westlichen und südlichen Kolonien der Spanier fiel, als welche nun von den Abiponern und Mokobiern theils allein, und theils mit vereinigter Macht jämmerlich hergenommen wurden, wie wir im nächstfolgenden Hauptstücke weitläuftig erzählen werden. Daß die Malbalaes, ein berittenes Volk, nachdem es durch den Abzug der Wilden geschwächet worden war, den ihnen von den Spaniern angebottenen Frieden entweder wirklich oder zum Schein

ein=

eingiengen; daß die Vilelas und Chunipies, unberittene und äußerst friedfertige Völker, auch für die Zukunft ruhig zu bleiben versprachen; daß sich endlich auch die Lules, eine ebenfalls unberittene aber sehr zahlreiche Nation, in einem Flecken in der Gegend Miraflores versammelten, und von unserem P. Anton Machoni, einem Sardinier, in der Religion unterrichten ließen, waren die Früchte dieses mit so grosser Zurüstung unternommenen Streifzuges — allerdings erwünschlich aber bei weitem nicht so groß, als sich die Spanier selbe versprochen hatten. Nun wollen wir uns wieder dem Ziele unserer Geschichte nähern, wiewohl auch dieses alles nicht außer dem Gleise meines Vorhabens war.



# Zweytes Hauptstück.

## Wie die Abiponer zuerst zu Pferden gelanget und dadurch ihren Nachbarn so fürchterlich geworden sind.

In was für einer Gegend von Chaco sich die Abiponer in fünfzehnten Jahrhundert aufgehalten, oder was sie daselbst gemacht haben, ist nicht bekannt. Ich vermuthe, daß sie sich zu der Zeit, als eine noch unberittene Völkerschaft, wie andere Indianer ohne Aufsehen zu machen, irgend in einem Winkel verborgen, mehr den Spaniern zu entgehen als sie zu bekriegen bedacht waren. Und in der That konnte ihnen die Erhaltung ihrer Freyheit in Jahren, da von den benachbarten Völkerschaften eines nach dem andern der Kriegsmacht der Europäer unterlag, statt des herrlichsten Triumphes gelten. Im Jahr 1641 hatten sie schon Pferde, und wußten auch schon trefflich mit selben umzugehen, wie man aus den paraquayischen Jahrbüchern ersieht. Nach ebendenselben sollen sie bereits um diese Zeit die Mataras, eine indianische, den Spaniern unterwürfige Nation, welche sie darum ganz unversöhnlich haßten, bekrieget haben. Außerdem jagten sie auch anderen unberittenen Nationen Furcht ein, weil sie ritten. Es ist kein Zweifel, daß die amerikanischen Nationen blos darum von den eben nicht zahlreichen Spaniern so schnell unterjochet wurden, weil diese hoch auf Pferden angeritten kamen,

und mit ihrem Schießgewehr den Donner nachahmten. Das erste verwirrte ihre Augen; das zweyte erschütterte ihre Ohren; beides aber benahm ihnen gänzlich den Muth. Bedurfte es wohl aber einer Kunst gleich auf den ersten Anblick Ertatterte zu überwinden, zumal da sie dem Eisen und Bley der Europäer weiter nichts als Holz und Rohre entgegenzusetzen hatten? Eben so waren auch die Pferde die vornehmsten Werkzeichen der Abiponer im Kriege, und thaten ihnen die Dienste der Waffen oder, richtiger, bessere noch als alle Waffen.

Man wird nun wissen wollen, woher die Abiponer ihre ersten Pferde bekommen haben. Ich werde hier alles sagen, was ich über diesen Gegenstand von einem hundertjährigen und redlichen Abiponer gehöret habe. Etliche seiner Ahnen, sagte er, schlichen sich dazumal noch zu Fuß nach einer weiten Reise heimlich in die Felder, welche itzt zu der Stadt Santa Fè gehören, und wo sich dazumal die Calchaquies, berittene und kriegerische Indianer, aufhielten; und brachten daraus einige Pferde sammt etlichen eisernen Messern, die sie daselbst geraubt hatten, mit sich in ihr Vaterland zurück. Dieser Pferde bedienten sie sich nachmals, andere Schaaren Pferde aus den Feldern der Spanier wegzutreiben. In Paraquay ist so ein Raub weder schwer, noch künstlich. In den ungeheueren Wiesen weiden Jahr aus Jahr ein, Tag und Nacht, unzählige Pferde, wie auch anderes Vieh von aller Art. Oft macht sie das ungestümme Stechen der Schnacken und oft die Furcht vor den Tiegern scheu: da rennen sie denn im vollem Gallopp fort, und einige Meilen weit auseinander. Viehhirten sind daselbst manchmal keine, meistens nur sehr wenige und wehrlose: an Muth gebrichts ihnen allen. Was ist also für einen Wilden leichter, als diese entweder außer ihrer Hütte zu erschlagen oder, wenn sie schlafen,

zu hintergehen? Sie fürchten schon die Wilden, wie sie ihnen nahe kommen; wenn diese also sich mit ihrem Raube wieder davon machen, getrauet sich keiner ihnen nachzusetzen, so wie sie auch keiner einzuholen im Stande wäre. Die Viehwärter wollen daher lieber ihre Pferde als ihr Leben verlieren. Die Räuberey schmerzet sie wohl, aber sie freuen sich dennoch über den Abzug der Räuber. Daß es noch itzt in Paraquay eine so ungeheuere Menge Pferde und Maulthiere giebt, als man anders schwerlich antreffen dürfte, wissen alle, die dieses Land durchreiset haben. In manchen Meyereyen der Spanier und christlichen Indianer zählet man zwey tausend Reitpferde, und für die Pferdezucht bestimmte Hengste und Stutten bisweilen zu zwanzigtausend. Hierzu rechne ich noch nicht die vielen hundert tausend Pferde, die dem gehören, der sie am ersten fängt, wie bei uns in Europa die Sperlinge. Auf der unermeßlichen Ebene, die sich von Buenos-Ayres gegen 400 Meilen weit nach allen Seiten hin erstrecket, wimmelt es allenthalben von dergleichen vogelfreyen Pferden. Unzählige Wilden, die sich zwischen der magallanischen Meerenge und gedachter Stadt aufhalten, essen täglich Pferdefleisch, und brauchen die Pferdhäute zu Kleidern, Gezelten, Waffen und Sätteln. Denjenigen, die von Cordova nach Santa Fe oder von dort längst den Ufern des Paraquay und Uruquay reisen, stossen täglich ganze Schaaren solcher herumstreifender Zelter auf und geben ihnen oft nicht wenig zu schaffen: denn sie stellen sich entweder auf dem Weg hin oder sie entführen auch die zahmen, welche die Reisenden brauchen. Diese Ungemächlichkeiten zu vermeiden, muß man oft zu allerlei Kunstvortheilen seine Zuflucht nehmen. Ich führe dieses, ungeachtet ich's schon an einem anderen Orte, wenn mir recht ist, gesagt habe, meinen Lesern in das Gedächtniß zurück, damit sie es nicht etwa für eine Fabel halten, wenn

ich sage, daß die Abiponer den Spaniern aus ihren Meyereyen innerhalb 50 Jahren wohl gegen einmal hundert tausend Pferde weggetrieben haben. Dieser Meinung sind die Paraquayer durchgängig. Die angegebene Zahl ist nicht im Geringsten übertrieben: denn wenn man sie nach den verschiedenen Vermuthungsgründen ausrechnet, so kommen mehr als 200000 heraus. Es ist auch hieran nichts unbegreiflich. Oft nahmen die jungen Abiponer, welche weit diebischer als die alten sind, bei einem einzigen Ueberfall vier tausend Pferde mit. Hierzu braucht man blos List und Scharfsinn, keine Macht. Ob nun wohl die bekehrten Abiponer zu rauben aufhören, so giebt es dennoch immer Pferde die Menge, die keinen Herrn haben, und die sie wegfangen und zureiten dürfen. In den neuen Kolonien habe ich nicht wenige Abiponer gekannt, welche gegen fünfhundert besassen. Nun ist noch zu erzählen übrig, welchen Mißbrauch die Abiponer von den Pferden zum Verderben der Spanier gemacht haben.

Die Calchakies, ein vormals den Spaniern furchtbarer Name, sind, nachdem sie das Gebiet von Santa Fè vielmal schrecklich verheeret hatten, in einem Treffen zu Paaren getrieben worden. Bei dieser Unternehmung leisteten die Quaranier, welche der Stattbalter aus den Flecken am Uruquay aufgebotten hatte, den Spaniern, so wie auch bei andern Gelegenheiten redlich Beistand. Die bei dieser Niederlage übrig gebliebenen Calchakies wurden noch zuletzt von Kinderpocken aufgerieben. Die traurigen Ueberbleibsel dieser äußerst kriegerischen Nation sind an den Fluß Carcaranal versetzt worden, und belaufen sich heut zu Tage noch ungefehr auf zwanzig Köpfe. Auf dem Boden der Calchakies ließen sich die Abiponer nieder, und erbten nicht blos ihr Vaterland sondern auch ihren Haß wider die Spanier. Sie haben

sich

sich die ganze Gegend vom grossen Fluß bis zum Gegeden von Santa Fe, und was zwischen der Parana und dem Peraquay liegt, bis zum Gebiet von S. Jakob zugeeignet, so sehr sich auch die Spanier widersetzten, welche aber dennoch am Ende, um ihr Leben zu retten, ihr altes Eigenthum den Feinden überlassen mußten. Im Jahr 1718 ritten sogar die Weiber ohne Gefahr von S. Jakob nach Santa Fe und von dort nach Cordova hin und wieder, wiewohl die Reise immer einige Tage währte. Dieß hat mir unser P. Joannes Franziskus Aquilar, ein mehr als achtzigjähriger Greis, erzählet. Daß dazumal daselbst eine vollkommene Sicherheit geherrscht, und man an gar keinen Feind gedacht habe, beweisen die vielen Meyereyen der Spanier, womit, wie ich im Vorüberziehen aus deren Ueberbleibseln einigemale sah, in einer ununterbrochenen Reihe alle Wege gedachter Stadt besetzt waren, die aber von den wilden Abiponern also verwüstet worden sind, daß von denselben weiter nichts mehr als der Schutt der zerstörten Gebäude übrig ist. Die Felder haben die Namen ihrer vormaligen Besitzer beibehalten. So heißt eine Gegend noch itzt Don Gil, eine andere Doña Lorenza, Alarcon, La viuda, rincon de Cano etc. weil sie einst diese bebauet und bewohnet hatten. Leider aber ist itzt ein Acker, wo vormals Troja stand. Auf hundert Meilen weit sieht man heut zu Tage nicht einmal eine Hütte.

Die Landschaft, in welcher die Abiponer wie in ihrem Eigenthum frey herumziehen können, erstrecket sich von Mittag gegen Mitternacht ungefehr auf hundert und zwanzig Meilen weit. Von Osten nach Westen ist sie an vielen Orten fast eben so breit. Sie sind nach der Anzahl ihrer Caciquen in verschiedene Horden eingetheilet. Sie versetzen ihre Wohnplätze, wählen sich

aber

aber dazu immer eine Lage aus, wie selbe die Zeitumstände, ihre Furcht und Jagdlust erheischen. Nachdem sie ihre Weiber, Kinder, und wehrlosen Greise in ein sicheres Ort gebracht haben, so machen sie daraus, wie aus dem Mittelpunkt, in die umhergelegenen christlichen Kolonien von Zeit zu Zeit Streifzüge, um daselbst zu plündern und zu rauben, den Spaniern die Köpfe abzuschneiden und dann mit ihrer Beute wieder nach Haus zu kehren. Die Schaaren der Gefangenen und Pferde, und der glückliche Ausgang der Unternehmung bewog die andern ein Gleiches zu thun, also zwar, daß, wie ein Haufe zu Hause wieder anlangte, ein anderer hingieng. Kaum vergieng ein Monat, daß nicht eine spanische Kolonie von den Feinden überfallen wurde. Wie der Blitzstrahl, wenn er einen trifft, alle zittern macht; so zagte auch die ganze Gegend, wenn der Feind auch nur einen einzigen Ort angriff: und zwar desto mehr, je weniger man die Gefahr vermuthete. Denn sie wußten aus Erfahrung, daß Feinde dieser Art ihrer Kehle nie näher wären, als wenn man selbe am weitesten weg glaubte.

Es ist schwer zu begreifen, wie tausend Wilde (so viele Streitbare zählte dazumal ungefehr die ganze Nation) eine so ungeheure Provinz in Schrecken versetzen konnten. Freylich ersetzte ihre Eintracht wider die Spanier, ihre Schlauheit, ihr wider alles Ungemach abgehärteter Körper und das Bündniß mit den Mokobiern ihre schwache Anzahl Krieger. **Franz Barreda**, Oberbefehlshaber zu S. Jakob, versicherte mich einigemale vermög seiner grossen Kriegserfahrenheit, wenn die ganze Völkerschaft der Abiponer in einer allgemeinen Niederlage aufgerieben würde, und nur zehn diesem Blutbade entgangen wären, so müßte man seiner Meinung nach in ganz Paraquay noch die nämliche Wachsamkeit fortsetzen. Er glaubte also, daß einzige zehn Abiponer zu-

reich-

reichten ganz Paraquay in Unruhe zu setzen. Es ist kein Winkel, den sie nicht wie Furien ausgerannt, kein von der Natur auf allen Seiten so verschlossener Ort, den sie für unersteiglich gehalten hätten. Uiber die ungeheuren Strömme, die Parana und den Paraquay, schwammen sie, auch nachdem beide in einem Rinnsale vereiniget sind, so oft es ihnen einfiel, mit einander kurzweilend. Ueber die steilen Felsenwände ritten sie bald hinauf und auch, welches schreckbar anzusehen ist, hinab, wenn sie über Cordova und die nahen Ortschaften von S. Jago herwischten. Gott! wie viel Blut wurde da nicht vergossen! Durch unwegsame Wälder, die ganz mit Rohricht und dicht aneinanderstehenden Bäumen bewachsen waren, über Pfützen und tiefe schlammichte Seen setzen sie ohne Mühe. Die grosse wohl hundert und fünfzig Meilen lange Ebene, welche zwischen der Parana und dem Fluß Salado liegt, schwillt oft wie ein See an, wenn ein langanhaltender Regen fällt. Regnet es hingegen, wie sich das in Paraquay öfters ereignet, einige Monate nicht, so trocknen die unermeßlichen Erdstriche bei der strengen Sonnenhitze dergestalt aus, daß auch ein Vogel kein Tröpfchen süsses Wasser daselbst finden würde. Von beiden war ich vielmal ein Augenzeuge. Die Abiponer aber hielt keines von beiden auf, sondern sie kamen bald ohne Wasser und bald durch das Wasser nach einer Reise von vielen Tagen zu den Wohnplätzen der Spanier, die sie entweders zu plündern oder zu erschlagen im Sinne hatten. Wenn ich mit spanischen Soldaten und Abiponern, ihren Bundesgenossen, zugleich reisete, erfuhr ich oft, daß diese, ohne die geringste Schwierigkeit zu machen, über die tiefsten Moräste zu Pferde setzten, von welchen jene schworen, daß sie nicht zu übersetzen wären. Es zeige sich ihnen eine Hoffnung, Ruhm und eine ansehnliche Beute zu erhaschen, so wird sich kein Abiponer weigern, eine Reise von dreyhundert

und mehr Meilen zu unternehmen. So wenig schreckt sie der rauhe Weg oder die Entfernung des Ortes von ihrem Vorhaben ab. Würde nicht die neue Welt von der alten durch das grosse Weltmeer geschieden, so hätten sie längst in Europa herübergestreifet, die prächtigen englischen und spanischen Zelter abzuholen. Dieß war unser Sprichwort in Paraquay aber auch sehr wahr. Wie gewisse Völkerschaften in Asien Krokodile, Affen und Drachen als eine Gottheit verehren, so würden die Abiponer gewißlich das Pferd anbetten, wenn bei ihnen der Götzendienst Wurzel schlüge. Sie schätzen aber auch nicht ohne Ursache ihre Pferde so hoch; denn sie sind ihre beßten Gehilfen im Kriege, durch die sie den spanischen Pflanzern so viel Furcht eingejaget und so viel Verderben angerichtet haben. Den unberittenen Völkerschaften mangelt es zwar nicht an gutem Willen, den Spaniern zu schaden, aber sie haben nicht so viele Gelegenheit dazu als die berittenen, und müßen daher öfter die Waffen zu ihrer Vertheidigung als zum Angriff der Spanier ergreifen. Werden also die Spanier von den Abiponern, Mokobiern, Tobas, Charruas, Malbalaes, Mbayas, Quaykurùs, Serranos, Pampas und andern südlichen Indianern am meisten beunruhiget, so mögen sie die Schuld davon sich allein beimessen, indem sie selbst in Paraquay Pferde gebracht haben. Aber so hat sich das Blatt gewendet! Die Indianer lernten von den Pferden, dem Geschenke der Spanier, wider eben diese einen fürchterlichen Gebrauch machen. Die spanischen Reiter besiegten vor Zeiten grossentheils die Indianer; heut zu Tage werden sie von den indianischen Reitern nicht selten überwunden. Ich werde nun die in den verschiedenen Gegenden von Paraquay angerichteten Verheerungen einzelnweise durchgehen.

# Drittes Hauptstück.

## Wie sehr den Städten Santa Fè und Assumtion zugesetzet worden ist.

Die Stadt Santa Fè haben die Abiponer einst, weil selbe ihnen so nahe lag, theils allein, theils in Verbindung mit den Mokobiern durch tägliche Ueberfälle also zu Grunde gerichtet, daß sie selbe beinahe ganz zerstört hatten. Von den Pflanzbürgern wurden die meisten getödtet und nicht wenige gefangen. Viele hingegen retteten sich sammt ihren Familien, um nicht eines von beiden Schicksalen befürchten zu müßen, weislich in einen sichern Ort. Kurz alles war so auf das Aeußerste gediehen, daß man bereits öffentlich damit umgieng die Stadt ganz zu verlassen. Die reiche Meyerey S. Antonius war wie viele andere in einen Schutthaufen verwandelt. Unzählige Heerden Vieh von aller Art wurden weggetrieben oder zerstreuet, ihre Eigenthümer aber und Wärter erschlagen: und selbst die Fuhrwägen auf der Strasse geplündert. Da also der Handel, die einzige Quelle des Erwerbes in den dortigen Gegenden, gänzlich gehemmet war, so war man auf allen Seiten vom Mangel an allen Bedürfnissen und selbst von der Hungersnoth bedrohet. Alle Wege und Stege waren Tag und Nacht von den herumschwärmenden Wilden besetzt, also zwar, daß kein Mensch einen Fuß aus seinem Haus setzen oder Nahrungsmittel vom Land in die Stadt bringen durfte. Selbst in der Stadt zagten täglich die

Ein-

Einwohner. Auf den Gassen sah man vielmal ganze Geschwader Abiponer und Mokobier herumreiten. Sogar auf dem Platz ward oft das Blut der Unbewaffneten vergossen. Man schreibe aber dieses nicht der Herzhaftigkeit der Wilden zu. Wahr ists, auch viele Spanier fürchten sich vor wenigen Abiponern, aber auch viele von diesen fürchten sich vor einem Spanier, der mit einer Muskete auf sie zielet. Daß alle Städte in Paraquay durch die Bank keine Mauern, Thore, Gräben oder eine andere Einfassung haben, folglich jedem, der hineingehen, und dem Feind, der einen Angriff wagen will, offen stehen, habe ich bereits gleich im Anfange meiner Geschichte gesagt. Es ist also kein Wunder, daß die Wilden voll Zuversicht auf die Geschwindigkeit ihrer Pferde von Zeit zu Zeit in die Stadt einfielen. Als ich im Jahr 1750 von Kordova zu den Mokobiern reisete, und zu Santa Fe an der Schwelle unserer Kirche stehen blieb, sagte ein vornehmer Spanier zu mir mit einem tiefen Seufzer: Sehen Sie, mein Pater, wie es noch vor kurzem mit uns stand. Man hatte nämlich in einer öffentlichen Verordnung kundgemacht, daß niemand die Kirche anders als mit Flinten bewaffnet betretten sollte. Man war also selbst auf dem Platze nicht sicher, indem die Feinde täglich ihre Ueberfälle wiederholten. Im Jahr 1754 sprach zu mir eine alte adeliche Spanierinn, das Antiquitätenarchiv der Stadt, als ich den zehnten April wieder durch selbe zog, unter vielen Seufzern folgende Worte: O meine Patres! Wie viel Dank sind wir euch schuldig. Ihr habt wilde Nationen zahm gemacht, die uns so viele Jahre nicht zu Athem kommen ließen (ich hielt mich dazumal bei den Abiponern, mein Amtsgefährte aber bei den Mokobiern auf) Kaum erinnere ich mich, fuhr die Matrone fort, daß diese Woche, es war die letzte Fastenwoche, ohne Blutvergießen vorüber gegangen wäre.

Wie oft waren nicht die Wilden mit ihren Lanzen wie ein Blitz zugegen, wenn die Einwohner, entweder den Rosenkranz in der Hand oder das Kreutz auf der Schulter, in den Gäßen ihre Umgänge hielten. Selten zogen sie ab, ohne daß ihre Hände vom Blut triefsten. Noch beweine ich meinen Bruder, welcher von ihnen eben, da er wie gewöhnlich vor dieser Kirche auf dem Platz der Proceßion wegen den Altar aufrichtete, auf das grausamste niedergemacht wurde. So sah es damals aus. Diese unsere itzige Ruhe und Sicherheit haben wir euch zu danken, weil ihr nämlich die Abiponer und Mokobier zur Ruhe gebracht, und ihnen Menschlichkeit eingeflößet habet. Dieß waren ihre Worte. So dachte auch die ganze Stadt; denn alle ihre Einwohner, Hohe und Niedrige, verehrten uns, die wir uns mit dem Unterricht dieser Völker abgaben, als ihre Befreyer und Schutzgeister, und bezeugten sich gegen uns immer sehr gefällig und wohlthätig, weil ihnen das grauenvolle Bild ihrer ausgestandenen Drangsalen stets vor Augen schwebte.

Doch waren auch einige herzhafte Männer, die Gewalt mit Gewalt abtrieben. De übrigen aber, denen es an Wachsamkeit Waffen und Muth fehlte, hatten von den Wilden ungemein viel auszustehn, weil diese weder einen Frieden noch einen Waffenstillstand eingehen wollten. Der Statthalter von Buenos = Ayres schickte der bedrängten Stadt regelmäßiges Fußvolk zu Hilfe; allein als es zum Treffen kam, waren diese Truppen den Abiponern mehr zum Gelächter als den Spaniern zum Nutzen. In den traurigsten Umständen, da es mit der Stadt bereits auf die Neige gieng, kam Echague, ein vortrefflicher Mann, wie ein Schutzgott im Sturme, als Statthalter. Dieser trieb die verwegenen Wilden zu Paaren, indem er bald dem bedächtlichen Fabius und

bald

bald dem schlauen Hannibal nachahmte. Er wußte die verwilderten Gemüther der Abiponer bald mit Geschenken zu gewinnen, bald durch die Gewalt der Waffen zu schrecken, und durch öftere Streifereyen im Zaum zu halten. Die seine freundschäftlichen Vorschläge nicht annahmen, fürchteten doch seine Wachsamkeit, und richteten weder so oft noch so ungescheut Schaden an. So erholte man sich wieder ein wenig. Allein diese Ruhe hörte mit seinem Tode auf, weil man sie einzig seinem Leben zu danken hatte. Die Nachfolger der Verstorbenen waren nicht so glücklich, indem die Indianer bald ihre vorigen Mordthaten und Räubereyen wieder anfiengen, und bald wieder sich ruhig zu verhalten versprachen, in der Absicht, daß sie die ganze Kriegeslast auf andere Städte wälzen und die dort gemachte Beute zu Santa Fè, so lang sie mit dieser Stadt im Frieden lebten, um Messer, Säbel, Lanzen, Aexte, Glaskugelschnüre und Kleider umtauschen könnten. Die Wilden waren so schlau, daß sie, ungeachtet sie im ganzen Lande alle möglichen Feindseligkeiten ausübten, dennoch mit einer Stadt das gute Vernehmen sorgfältig zu unterhalten suchten, damit sie sich nämlich daselbst mit der anderswo gemachten Beute den nöthigen Vorrath an Waffen und anderen Werkzeugen anschaffen konnten. Allein die Einwohner von Cordova, Corrientes, Paraquay und S. Jakob führten bittere Klagen, daß Santa Fè die Freystätte und Niederlage der räuberischen Wilden sey, wo man ihnen das Eisen verkaufte, mit dem sie jene niedermetzelten. Von diesem Handel mit den Indianern haben mir glaubwürdige Zeugen viel Lächerliches aber auch viel Aergerliches erzählet. Einst ritt ein Abiponer zu Friedenszeiten nach Santa Fè und hatte einen ledernen Sack mit 2000 spanischen Thalern, (die Spanier nennen diese Säcke Zurrones) bei sich. Ein vornehmer Spanier begegnete ihm von ungefehr; und

weil er wohl wußte, was in dem Sack steckte, bott er ihm seinen rothen Mantel dafür an. Kein Mensch war darüber froher als der Indianer, welcher ihm alsogleich für den Purpur den ganzen Geldsack gab, den er kurz vorher in Gesellschaft mit seinen Landesleuten von den peruanischen Silberwägen erbeutet hatte. Dieses und mehr dergleichen habe ich von einem Befehlshaber der Truppen, einem sehr bied.ren Manne, gehört. Erst nachdem wir die Mokobier, die Tobàs und Abiponer grossentheils zur Ruhe und in die verschiedenen Kolonien, die wir ihnen erbauten, gebracht hatten, genoß die so lang beängstigte Stadt wieder der Sicherheit, ohne daß sich dieser ihre Meyereyen gleichfalls zu erfreuen hatten: indem die Wilden gedachter Nationen manchmal, des Friedens überdrüßig, auf die Pferde der Einwohner lauerten, wiewohl nicht so sehr als Feinde als nach Art der Herumstreicher. Diese Räuber zu zähmen, wurden auf öffentliche Kosten Reiter unterhalten (sie hießen Blandenges) welche unter ihrem vortrefflichen Anführer, Michael Zibarro, die ersprießlichsten Dienste leisteten, und die Diebe vom Raube abschreckten, oder wenn sie sich desselben schon bemächtiget hatten, wie denn auch der gute Homer zuweilen schlummerte, ihnen solchen auf der Flucht wieder abjagten. Ihre Standquartiere wurden ihnen zu Anapirè angewiesen, von welchem Orte sie bald zur Vertheidigung der Gränzen und bald zur Sicherhaltung der Wege auszogen. Die Wilden hatten ihren Sammel- und Taumelplatz hauptsächlich an dreyen Orten zu La Cruz alta, el Pozzo redondo (dem **runden Brunnen**) und in der Meyerey von S. Thomas. Bei dieser ist die Ueberfahrt über den Fluß Salado nach der Stadt. Bei jenen aber geht die Landstrasse vorbei, auf welcher die Lastwägen der Kaufleute hin und wieder fahren. Die meiste Gefahr standen auch immer die Meyereyen aus, die bei Chaco am nächsten lagen.

Ob-

Obgleich die grosse Statthalterschaft von Assumtion, welche man auch vorzugsweise el Paraquay nennet, an streitbaren Pflanzern einen Uiberfluß hat, so litt sie dennoch von den Abiponern und Mokobiern unglaublich. Wer mag alle die Menschen, die daselbst erschlagen, die Pferde und Maulthiere, die weggetrieben, die Ortschaften, die in die Asche gelegt, die Meyereyen, die verwüstet, und die Wehrlosen, die in die Gefangenschaft geschleppet worden sind, abzählen? Nicht blos an dem Ufer des Paraquay, sondern auch in Oertern, welche von dem Fluß ungemein weit entlegen sind, wurden eine Menge Räubereyen und Mordthaten verübet, besonders aber in den nahe beim Fluß Tebiquarў gelegenen Meyereyen. Es ist aber nichts weniger als unbegreiflich, daß dieser Schwall Wilde den vormaligen Eroberern von Paraquay nämlich den Spaniern so verwegen trotzte. Sie greifen allemal an, wenn sie durch ihre Kundschafter wissen, daß der Vertheidiger wenig, oder, daß sie auf keinen Angriff gefaßt sind: und dann fallen sie unversehends aus einem Hinterhalt über selbe her. Diese Statthalterschaft ist in Paraquay die größte unter allen, aber dennoch für die Menge der darinn wohnenden Pflanzer nicht groß genug. Alles ist daselbst Soldat; allein die Einwohner sind auf dem Lande zerstreuet, oft viele Meilen weit von einander getrennet, und den größten Theil des Jahres hindurch in den Wäldern mit Theemachen, auf dem Fluße und mit der Vertheidigung der Schanzen des Landes beschäftiget. Da diese an dem östlichen Ufer des Paraquay blos aus Leimen und Spreu zusammengeknettet und mit Pallisaden umzäunet sind, so verdienten selbe eher Warten, die Bewegungen der Feinde zu beobachten, als Forts, sie aufzuhalten, genennt zu werden. Einige von diesen habe ich in Begleitung des königlichen Statthalters, Don Joseph Martinez Fontes, selbst besichtiget, über ihre Armseligkeit weidlich gelacht, und das Loos der armen

Pflanzer, die sie bewachen müssen, herzlich bedauert. Die wenigen, die in jedweder Schanze zur Besazung liegen, sind blos dem Namen nach Soldaten. Sie zeigen die Ankunft der Feinde, wenn sie deren einige erblicken, durch einen Stückschuß an, welcher in den zunächst dabei gelegenen Schanzen immer wiederholet wird, zu dem Ende, daß ein jeder, von der bevorstehenden Gefahr gewarnet, sich in Sicherheit setze; daß der Statthalter selbst (denn der Loosungsschuß wird von allen Zwischenstationen bis in die Stadt wiederholet) die nöthigen Vertheidigungsanstalten treffe, und daß allenthalben Truppen mit ihren Gewehren sich versammeln sollten, wo man einen feindlichen Uiberfall besorget. Allein wie viel Zeit vergeht nicht, bis man die Pferde vom Felde zusammenbringt, und sattelt, bis sich wenige Soldaten mit ihren Waffen sammeln, bis ihr Befehlshaber kömmt? Indessen sind die Mordthaten schon verübet, die Meyereyen geplündert, die Ortschaften verbrannt, und die Wilden eben so schnell, als sie heransprengten, wieder weggeritten. Formiren endlich die zusammengekrochenen Spanier eine Heerschaare, so ist meistens ihre Freude über die Entweichung des Feindes größer, als ihre Sorgfalt selben einzuholen. Aber setzen wir auch, die abgezogenen Wilden seyn ihnen noch nicht aus den Augen, wenigstens nicht ferne, so werden die paraquayischen Befehlshaber ihre Ehre, wenn sie ihnen nicht ein überlegenes Corps entgegen stellen können, durch einen kühnen Angriff keineswegs auf das Spiel setzen wollen. Denn sie sehen vor, daß die Weiber sie mit Schmach überhäufen und vielleicht steinigen würden, wenn ihre Männer im Treffen blieben. Alle unglücklichen Ereignisse schreibt das Volk den Offizieren zu, wie sich diese vielmal in meinem Beyseyn beklagten. Oft grißgrammten die spanischen Reiter, und brannten vor Verlangen dem fliehenden Feind nachsetzen zu dürfen; allein ihre Befehlshaber hielten ihre Hitze in Schranken,

und bedroheten selbst diejenigen mit der Todesstrafe, welche sich unterfangen würden, den Feind auf der Flucht zu verfolgen, oder zu necken. Diese Vorsicht der Feldherren in Mäßigung des Feuers ihrer Untergebenen ist nicht allemal tadelnswerth: denn Tacitus sagt weislich im 4. B. seiner Geschichte: **Die Soldaten müßten Streitbegierde zeigen; die Heersführer aber nützten öfter durch Vorsicht, Bedächtlichkeit und Zaudern als durch ein verwegenes Benehmen.** *) Und Livius in der 21. Dek. **Oft hat ein verachteter Feind ein großes Blutbad angerichtet, und preißwürdige Völker und Könige sind ohne Schwierigkeit überwunden worden.** **) Die Erinnerung an die blutigen Niederlagen, welche die Paraquayer erlitten, hat sie vorsichtiger, und ich möchte fast sagen, furchtsam gemacht. Um alle übrigen zu übergehen, so sind auf dem Felde, welches von der Enge des Fluß den Namen La angostura erhalten hat, von sechzig Paraquayern, die sich, ich weiß nicht mehr, ob mit Abiponern oder Mokobiern, ich glaube mit beiden, in ein Gefecht eingelassen haben, neun und fünfzig geblieben, und nur ein einziger entgieng, schwer verwundet, durch die Geschwindigkeit seines Pferdes dem Tod. Er erreichte noch Assumtion, wohin er die Nachricht dieser Trauergeschichte als Zeuge und Unglücksbothe zugleich brachte. Ich will gern glauben, daß die sonst immer herzhaften Para-



*) Militibus cupidinem pugnandi convenire; Duces providendo, consultando, cunctatione saepius, quam temeritate prodesse.

**) Saepe contemptus hostis cruentum certamen edidit, & inclyti populi, Regesque perlevi momento victi sunt.

quayer bei diesem Vorfalle entweder unbewehrt gewesen, oder aus einem Hinterhalt überfallen worden sind.

Oft aber war auch der Sieg auf ihrer Seite. Viele Abiponer, welche in Paraquay eingebrochen waren, in der Absicht, Köpfe der Spanier nach Haus zu bringen, haben daselbst die ihrigen verloren. Der berühmte Anführer der Abiponer aus dem Volksstamme der Yaaucanigas, Nachiralarin, der den paraquayischen Kolonien so viel Uibels zugefüget hat, wurde sammt seinen Leuten, wie ich oben gesagt habe, in dem nahe beim Fluß Tebiquarŷ gelegenen Wald, wohin er sich geflüchtet hatte, von den paraquayischen Truppen umringet, und zuletzt todt zur Erde gestreckt. Ihren Anführer bei der Unternehmung, Fulgentio de Yegros, und andere Soldaten, die dabei waren, habe ich persönlich gekannt. Die Erlegung des Nachiralarin galt allein, weil er mehr Arges gestiftet hat, als hundert andere, einen Sieg. Bisweilen wurden auch die Abiponer, wenn sie wegen der Menge geraubter Pferde und der Schaaren der Gefangenen nicht schnell genug über den Fluß schwammen, von den hinter ihnen hersetzenden Paraquayern übel nach Haus geschickt. Dergleichen glückliche Zufälle brachten den Pflanzern Ruhm, aber fast gar keinen Nutzen. Denn die rachgierigen Wilden suchen nach ihrer Art Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und ahmen hierinnfalls den Fliegen nach, die, wenn sie im Gesicht sitzen, sich leicht mit der Hand verjagen lassen; aber bald darauf auf die Hand, die sie verjagt hat, alles Wegtreibens ungeachtet einigemale nacheinander wieder kommen. Ich habe es immer als ein Wunder betrachtet, daß die Statthalterschaft Assumtion noch besteht, indem sie schon so viele Jahre hindurch mit so mächtigen Feinden zu kämpfen hat. Auf der einen Seite hat sie die grimmigen Quaycurùs und Mbayàs zu furchtbaren Nachbarn. Auf der andern Seite waren die dort her-

umlie-

umliegenden Kolonien stets von den Abiponern, Mokobiern und Tobàs bedrohet und bedränget. Hierzu setze man noch die treulosen Flußkaper, die Payaquas, die da im Frieden beinahe noch gefährlicher als im Kriege sind. Ich übergehe die wilden Waldbewohner, die man Monteses, Montarrazes, oder auf quaranisch Caaÿguas nennet, und welche den paraquayischen Spaniern, wenn sie in den entferntesten Wäldern als in Caremà, Curiÿ, an den Ufern des Mondaÿ und Acaraÿ, wohl zweyhundert Meilen von Assumtion weg, paraquayischen Thee machen, zwar nicht immer feindselig begegnen, aber allzeit aufsätzig und ihrer Treue halber verdächtig sind. Diese müssen immer sehr darauf sehen, wem sie trauen. Von so vielen Nationen sind die paraquayischen Kolonien bedrohet. Einst galt das Sprichwort: Auch ein Herkules hält es nicht wider zween aus. Wir setzen also mit Recht die Paraquayer dem Herkules vor; weil sie so vielen Feinden nicht unterlagen.



# Viertes Hauptstück.

## Von den Feindseligkeiten, welche die Abiponer in den quaranischen Flecken ausgeübet haben.

Die Abiponer glaubten nichts gethan zu haben, wenn sie sich nicht auch die Zerstörung der quaranischen Flecken angelegen seyn ließen. Sie trugen wider die Quaranier einen unversöhnlichen Haß, weil sie sich von uns zur Annahme der katholischen Religion hatten bereden lassen, und auch außerdem dem Könige von Spanien nicht nur Folge wie Unterthanen leisteten, sondern auch im Lager wie Soldaten Kriegsdienste thaten, so oft sie die königlichen Statthalter aufbotten. Die Wilden hielten sie also für ihre Feinde, weil sie an unverbrüchlicher Treue gegen die Spanier ihres gleichen nicht hatten. Sie konnten nie weder durch Drohungen noch durch Bitten dahin gebracht wer= daß sie an den vielen verruchten Verschwörungen der übrigen Nationen, die Spanier zu vertreiben oder umzubringen, auf irgend eine Art Theil genommen hätten. Sie ließen vielmehr nichts unversuchet, die gefährlichen Anschläge der Aufrührischen zu entdecken, und die Feinde der Spanier zurückzuschlagen. Man lese hier nach, was ich im vorläufigen Buch von A ecaya geschrieben habe. Diese Ergebenheit der Quaranier gegen die Spanier konnten die Wilden auf keinerlei Weise vergessen. Die Abiponer und ihre Bundesgenossen glaubten sich dieserwegen an ihnen rächen zu müssen. Die dem Paraquay und der Parana näher gelegenen Flecken der Quaranier

und

und ihre grosse Meyereyen waren daher vor wenig Jahren der Wuth und der Raubbegierde der Feinde täglich mehr bloßgesetzt. Fast unzählig sind die Indianer, welche sie ermordeten, die Heerden Vieh, die sie wegtrieben, und die Jünglinge, die sie wegfiengen. Viele sind in ihren Häusern ein Opfer der Flammen geworden, die sich aus Furcht vor den feindlichen Lanzen in selbe versteckt hatten. Der Flecken S. Ignaz Quazù, dem einst an Alterthum, der Anzahl der Einwohner und des Viehes, und an Schönheit der Kirchen wenige gleich kamen, verlor fast allen seinen Glanz, und war seinem gänzlichen Untergange nahe: denn dieser Ort liegt in einer Gegend, die den Feinden ihre Uiberfälle sehr erleichterte. Da nahe um selben Wälder herumliegen, so konnten sie sich unbemerkt dem Flecken und dessen Meyerey nähern. Kaum vergieng ein Monat, daß man nicht von Todtschlägen und Räubereyen hörte. Es ist ganz unglaublich, wie sehr sich Vieh und Volk durch diese täglichen Aufläufe verminderte. So Viele auch Tag und Nacht Wache hielten, so konnte sich dennoch kein Mensch irgend eine Sicherheit versprechen: indem die Abiponer durch ihre Schlauheit und Verwegenheit alle Wachsamkeit und Vertheidigungsanstalten der Einwohner unnütz machten. Als das Volk an einem Feyertage dem Gottesdienste in der Kirche beiwohnte, schlich sich ein grosser Haufe Abiponer in den Flecken bis auf den Platz. Die Einwohner, die da glaubten, daß sie ihren Heerd und ihre Altäre vertheidigen müßten, schossen alle ihre Pfeile, die sie bei der Hand hatten, auf die Feinde ab. Allein die Christen kämpften mit mehr Herzhaftigkeit als Glück. Von den Vornehmsten des Fleckens, und den obrigkeitlichen Personen fielen mehr als dreyßig, und von den gemeinen eine Menge auf der nämlichen Stelle, auf der sie sich so herzhaft eine Zeitlang wider die Wilden gewehret hatten, obschon ihnen der Ort sehr ungünstig war, neben der Kirchenthüre entseelt nieder.

der. Der Abiponer wurden nicht wenige getödtet und verwundet. Die Quaranier bekamen hiebei einen Spanier gefangen, welcher als ein Gefangener unter den Abiponern aufgewachsen war, und bei dieser Unternehmung ihnen so wie in vielen andern Gelegenheiten einen Wegweiser abgegeben hat. Hier ist also ein Beweis von dem, was ich oben gesagt habe, daß nämlich die christlichen Gefangenen der Abiponer oft ärger werden, als die Wilden selbst. *Franz Maria Rasponi* von Bergamo aus unserer Gesellschaft, der alte Pfarrer des Fleckens, hatte kaum seine Meßkleidung ausgezogen, als er aus der Kirche heraus eilte. Man kann sich vorstellen, wie ihm zu Muth müsse gewesen seyn, als er die Leichen übereinanderliegen, und die Gassen mit Blut überronnen sah. Eine Scene, die sich nur empfinden nicht beschreiben läßt! Ebenderselbe hat mir auch einst den schreckenvollen Auftritt dieses Tages mit eben so vielen Seufzern als Worten geschildert, ungeachtet solcher bereits in ganz Paraquay lange schon bekannt war. Dieses blutige Handgemenge flößte den Abiponern eben so viel Muth ein, als es die Quaranier niederschlug. Bald darauf mordeten und raubten jene sowohl in der Meyerey, als auch in den um die Kolonie herumliegenden Feldern ungescheuter und öfter. An einem Tag erbeuteten sie viertausend Ochsen, und ungeheuere Schaaren Pferde. Man glaube aber ja nicht, daß sich die Väter, die dem Flecken vorstanden, hiebei feige oder saumselig gewiesen haben. Sie haben wirklich alle möglichen Sicherheitsanstalten vorgekehret. Man versperrte den Feinden alle Zugänge, indem man diese bald mit Pallisaden befestigte und mit Truppen besetzte, denen man Feuergewehre austheilte. Täglich wurden einige ausgesandt, die Wege zu rekognosciren. Auf die verdächtigen Posten wurden Wachen ausgestellt. Aber was nützte dieses alles? Die da hätten ausspähen und Wache halten sollen, verfuhren nach ihrer Weise. Wo die größte Gefahr

fahr war, glaubten sie alles sicher. Sie führten immer ihr Namar̂aichene. **Uns wird kein Leid wiederfahren**, im Munde und schliefen wie die Ratten. Daher geschah es sehr oft, daß, da sie für die öffentliche Sicherheit hätten wachen sollen, sie, ihrer eigenen uneingedenk, von den Abiponern im Schlafe überfallen und erwürget wurden.

In dem nahen Flecken S. Jakob, welcher ungefehr aus 5000 Einwohnern besteht, erschienen die Wilden am Mariaempfängnißtage, eben als das Volk in der Kirche bei der Predigt war, und beraubten von denen, die indessen zu Hause geblieben waren, einige hundert theils ihres Lebens und theils ihrer Freyheit. Auch trieben sie gleich im ersten Auflauf einige hundert Pferde, worunter viele Paßgänger waren, mit sich weg. Da die Feinde im Angesicht dieses Fleckens unabläßig wüteten, so vergiengen nur wenige Tage ohne Schrecken, oder schlimme Gerüchte. Eben dieses Schicksal traf auch mehrere Jahre den überaus volkreichen Flecken Nuestra Señora de Fè. Um sich also der berittenen Wilden zu erwehren, umgab der dortige Pfarrer, Joannes Baptista Marquiseti von Fiume, denselben mit einem Graben, und versah ziemlich viele Indianer mit Musketen, mit dem besten Erfolg; indem daselbst lange Zeit eine tiefe Ruhe herrschte. Den 5ten Hornung wurden vierzig indianische Soldaten, die man aus dem gedachten Flecken, und fast eben so viele, die man aus S. Rosa zur Beschützung der Meyereyen abgeschicket hatte, niedergemacht. Nur wenige entrannen durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde, welche dann die Nachricht brachten, daß sie lange und herzhaft gefochten hätten, aber am Ende dennoch der Uibermacht der Wilden unterlegen wären. Welch einen Verlust erlitten nicht diesen Tag beide Flecken an Pferden und Maulthieren. Etliche tausend wurden weggetrieben. Einst führten die

Quara-

Quaranier aus dem Flecken S. Rosa nicht wenige Lastwägen mit paraquayischem Thee nach dem Ufer der Parana für Rechnung eines spanischen Kaufmanns. Ihnen wurde ein beherzter Spanier mit sieben auserlesenen Musketen als Aufseher und Beschützer mitgegeben: allein Abiponer rannten auf ihn zu, umringten ihn, und ohne ihm Zeit zum Abfeuern seiner Flinten zu lassen, stachen sie ihn sammt fast allen seinen Indianern nieder. Zweenen einzigen schenkten sie das Leben, nahmen sie aber sammt allen Ochsen und Pferden mit. Man fand auf dem Felde gegen fünfzig Leichen. Ich wollte diese Unfälle anführen, weil sie noch neu sind, und sich erst zu meiner Zeit ereignet hatten. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle von den Quaraniern durch so viele Jahre ausgestandene Bedrängnisse dieser Art einzelnweise erzählen wollte. Die Erinnerung an selbe brachte die Unglücklichen fast ganz von Sinnen, so oft sie mit den Abiponern zu thun hatten; und sie schienen nicht so sehr darauf zu denken, wie sie dem Feinde das Leben nehmen, als wie sie das ihrige verlieren würden. Dieses Zagen der Quaranier machte die Abiponer im Morden überaus verwegen, und ließ sie den Sieg so zuversichtlich erwarten, daß sie, wenn die Quaranier angegriffen werden sollten, wie die Spartaner, nie fragten, wie stark, sondern nur, wo sie wären.

Nachdem der Statthalter die Furchtsamkeit der Quaranier in Erfahrung gebracht hatte, rieth er ihnen einige spanische Reiter zu miethen, welche zur Sicherheit der Flecken unablässig auf allen Wegen herumpatrouilliren die Märsche der Wilden beobachten, sie zurückschlagen oder wenigstens die Einwohner von ihrer Ankunft benachrichtigen sollten. Allein die Schlauheit der Abiponer war meistens der Wachsamkeit der Spanier überlegen; und die feindlichen Uiberfälle erfolgten eben so häufig, nur daß die Abiponer dabei verschmitzter zu Werke giengen. Weil also die Unter-

haltung

haltung dieser Hilfstruppen sehr kostspielig, fast ohne allen Nutzen und mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden war, wurden sie wieder nach Haus entlassen. Da kein Heilmittel wider den eingealteten Schaden etwas verfangen wollte, konnte man die armen Quaranier nur bemitleiden, nicht retten; und sie mußten ihren Nacken unter das Schicksal beugen, das auf keinerlei Weise abzuändern war. Indessen blieben den Wilden ihre Räubereyen nicht immer unvergolten. Sie büßten oft ihre Mordthaten mit dem Verlust ihres eigenen Lebens. Bisweilen wurden ihre Anstalten zum Uiberfall entdeckt, und dieser also abgeschlagen. Manchmal hohlten sie auch die Quaranier auf ihrer oft übereilten Flucht ein, und schickten sie übel nach Hause; auch nahmen sie ihnen ihren Raub wieder ab. Ich erinnere mich eben an den Lamelkaikin, einen mir sehr bekannten Abiponer und einen der ärgsten Bösewichter. Dieser wurde in der Meyerey von S. Ignatz, als er auf seiner Flucht, die er aus allen Kräften beschleunigte, in dem Morast ein wenig stecken blieb, von einem nachsetzenden Quaranier mit einem Pfeil an der Kehle getroffen, und starb also elendiglich. Gewiß hätten die Quaranier öfter über die Abiponer gesieget, wenn sie nicht lieber hätten umkommen, als wachen wollen. Wider die Wilden giebt es, wie ich schon oft gesagt habe, keine bessere Schutzwehre als die Wachsamkeit. Die Abiponer sind zu fürchten, wenn man sie am weitesten wegglaubt, zu verachten, wenn sie zugegen sind. Wider solche, die in Bereitschaft stehen, und noch dazu mit einer Flinte drohen, unternehmen sie wenig. Sie treiben aber ihre Frechheit und Kühnheit bis aufs Aeußerste, wenn sie bemerken, daß man sich ihrentwegen fürchtet. Nach allem diesem werden meine Leser erstaunen, daß die Quaranier zu Hause wie Haasen zaghaft sind, nachdem man von ihnen liest, daß sie im kö-

niglichen Heere wider die Portugiesen und Wilden wie Löwen gefochten haben. Die Wahrheit dieser unläugbaren Thatsachen wird niemand, als nur ein Unwissender in Zweifel ziehen. Sie haben sich aber in dem königlichen Heere so wohl verhalten, weil sie von spanischen Generalen angeführet worden waren. Zu Hause vermögen sie wider die Wilden wenig, weil sie sich selbst überlassen sind. Jeder thut, was ihm gut dünkt; sie geben also weder gute Soldaten noch gute Befehlshaber ab. Es sind zwar starke Glieder, aber unthätig, weil ihnen der Kopf fehlet. Der unsterbliche Zeballos, unter dessen Anführung oft viele tausend Quaranier lange Zeit wider die Portugiesen zu Felde lagen, und auch andere spanische Feldherrn waren mit ihnen allemal über die Massen zufrieden, und haben sie auch vielmal wegen ihrer stattlichen Dienste, die sie in den vielen Belagerungen der portugiesischen Kolonie und in verschiedenen Gefechten geleistet hatten, den spanischen Königen auf das nachdrücklichste gerühmet. Gomez Freyre de Andrada aus Portugall (er war viele Jahre lang Statthalter zu Rio Janeiro in Brasilien und der vorzüglichste Urheber der wegen Vertauschung der sieben Flecken am Uruquay entstandenen Unruhen) sagte oft unverholen, daß die Quaranier gute Soldaten seyn würden, wenn sie ein geschickter Anführer kommandirte: und er setzte hinzu, daß er sie, wenn sie sein wären, wohl zu gebrauchen wüßte. Das Urtheil dieses Mannes hatte so wie sein Zeugniß bei allen ein vorzügliches Gewicht, weil ihm, als er mit seinen Truppen in das Gebiet von Uruquay eindrang, die Quaranier die ihr Vaterland herzhaft vertheidigten, vielmals nicht wenig zu schaffen machten. Ohne Zweifel würden sie noch mehr ausgerichtet haben, wenn ein europäischer General an ihrer Spitze gefochten hätte. Allein auch der beste Soldat erkämpfet sich ohne einen guten Anführer

so

so wenig den Siegeszweig, als das beste Schiff ohne Steuerruder und geschickten Steuermann den Hafen erreichen wird. Das Schwert, womit Castriotto (gemeiniglich Scanderbeg) Fürst von Albanien, so viele tausend Türken niederhieb, wird, wenn ein minder nervichter Arm den Streich führet, kaum die äußerste Haut aufritzen. Wer wird endlich von einem Heere Löwen, das von einem Hirschen oder Esel angeführet würde, Wunder des Heldenmuths erwarten?

# Fünftes Hauptstück.

## Wie sich die Abiponer in dem Gebiete von Corrientes betragen haben?

Das Städtchen, welches die Spanier de las siete Corrientes nennen, liegt ostwärts an dem Ufer, wo sich die zween Hauptflüße des ganzen Landes nämlich die Parana und der Paraquay mit einander vereinigen. Dieses und noch andere Merkwürdigkeiten von Corrientes habe ich in dem vorläufigen Buch angemerket. Gedachter Ort zeichnet sich mehr durch die Lebhaftigkeit und schöne Leibesgestalt seiner Einwohner, als durch Reichthum, Größe, und den Pracht seiner Häuser aus. Diese sind meistentheils aus Leimen zusammengeknettet, und mit Palmen bedeckt; so, daß selbe mehr ein Dorf vorstellen. Der Befehlshaber von Corrientes ist auch Stellvertreter des Statthalters von Buenos-Ayres, und hat einige spanische Kolonien, wie auch ein grosses und frucht-

bares Gebiet unter sich. Pflanzer, die bewaffnet werden können, zählt er nicht über dreyhundert. Sie wären also nicht im Stande den Wilden Widerstand zu thun, wenn sie nicht ihre geringe Anzahl durch ihren Heldenmuth ersetzten. Viele Jahre hindurch hatten sie einerseits die Payaquas, eine den Schiffenden nicht minder als den Anwohnern der Flüße fürchterliche Kapernation, auf der andern Seite die Charruas, berittene Wilden, gegen Abend in Chaco aber die Abiponer, Mokobier, Tobas, und Quaycurus zu Feinden. Die Abiponer, welche man die Yaaukanigas nennet, schwärmen auf dem andern Ufer des Flusses herum, und sind also von der Stadt durch nichts als den Fluß geschieden; ohne daß ihnen aber dadurch der Zugang zu dieser abgeschnitten wäre. So groß der Stromm ist, so schwimmen sie dennoch im Angesicht der Stadt, so oft es ihnen beliebet, hinüber, indem sie sich in den Schwanz des schwimmenden Pferdes einhalten. Es ist unglaublich, wie viele Verwüstungen sie, durch die Nähe selbst gereizet, in dem Gebiete von Corrientes angerichtet haben. Einst aber unterhielten sie dennoch mit dieser Stadt Friede und Freundschaft, damit sie daselbst ihre in anderen spanischen Kolonien zusammgeraffte Beute um andere Bedürfnisse umsetzen konnten. Da sie nun in dieser Absicht öfters dahin kamen, wurden sie von den Einwohnern freundlich behandelt, und selbst von dem Unterstatthalter Casafus in der Absicht, das wechselweise gute Vernehmen desto mehr zu befestigen, bewürthet. Unter den Gästen befand sich selbst der Cacique der Abiponer, Chilomè. Dieser gieng spät in der Nacht heimlich aus dem Haus des Unterstatthalters, man weiß nicht, aus welcher Ursache, und gab dadurch den Spaniern, die immer auf ihrer Hut standen, zu argwöhnen Anlaß, daß der Wilde treulose Anschläge im Schilde führe, und, selbe auszuführen, von der andern Seite des Ufers seine übrigen Gehilfen erwarte.

Kaum

Kaum verbreitete sich dieses Gerücht, als sich alles zusammenrottete. Auf dem Platz erhob sich ein schrecklicher Lärm. Endlich wurde der Cacique sammt seinen Reisegefährten von der bestürzten und tollen Volksmenge getödtet. So haben mirs selbst diejenigen erzählet, die dabei waren. Dieser Todtschlag des Caciquen war der Anlaß zu unzähligen Todtschlägen, und der Anfang eines blutigen Krieges. So haben oft Viele für die Schuld Weniger büßen müssen.

Als die Abiponer von dieser That der Spanier Nachricht erhielten, schrieen sie, ihr Cacique Chilomè sey unschuldig und treulos umgebracht worden, und schworen, die ihnen zugefügte Unbild mit Feuer und Schwert auf der Stelle zu rächen. Und in der That sie erschöpften in der Rache, die sie an den Correntinern ausübten, alle ihre Kräften und Arglist und allen ihren Grimm: sie riefen auch die Mokobier und Tobas zu Hilfe. Kaum vergieng ein Tag, daß nicht ein Bürger getödtet wurde: ohne Schrecken aber keiner. Auch verbreiteten sich täglich neue Gerüchte, daß Wilde wider die von allen Seiten offene Stadt im Anzuge wären. Die Einwohner wurden, weil sie täglich mit dem Tode bedrohet waren, ihres Lebens überdrüßig, das sie schlechterdings nicht zu retten wußten. Die von Leimen dünn zusammgeknetteten Häuser gewährten ihnen, weil es denselben an Festigkeit gebricht, durchaus keine Sicherheit. Die von Stein erbauten Kirchen gaben allein, wie ich anderswo gesagt habe, dem verzagten Völklein eine Zufluchtstätte ab. Die Gefahr nahm täglich zu, je mehr die Anzahl der Vertheidiger abnahm, indem die meisten in den täglichen Scharmützeln umkamen. Die wenigen übriggebliebenen Soldaten wurden durch den Tod ihrer Mitbrüder zu sehr bestürzt, als daß sie nicht ihren Muth hätten sinken lassen. Sie flohen also lieber vor den Wilden, als daß sie selbe in

in die Flucht geschlagen hätten. Auf dem Lande war gleichfalls alles in Unruhe und voll Leichen. Die Meyereyen und Kolonien, welche zunächst an der Parana lagen, waren der Wuth und den Räubereyen der Feinde am meisten bloß gesetzt. Der kleine Flecken S. Lucia lag von der Stadt ungefehr fünfzig Meilen weg, war von wenigen und äußerst friedfertigen Indianern bewohnt, und wurde daher auch von den Wilden ohne Unterlaß beängstiget.

Aus eben diesem Flecken langte auch einmal ein Indianer bei dem Unterstatthalter Çevallos mit der Nachricht an, daß man daselbst Spuren von abiponischen Kundschaftern entdeckt hätte. Dieser begab sich sogleich mit einer Schaare Reiter auf den Weg, die Gefahr, in der man wegen des bevorstehenden feindlichen Uiberfalls schwebte, selbst in Augenschein zu nehmen. Als er nach Las lagunas kam, — einem Ort, den die Spanier von den Seen also nannten — erhielt er von dem Pfarrer zu S. Lucia, einem Franziskaner, Briefe, daß daselbst gegenwärtig eine vollkommene Ruhe herrsche: worauf er sich wiederum zum Rückzuge in die Stadt entschloß. Allein zu gleicher Zeit brachte ein eben zu Pferde angekommener Spanier, der bei den Abiponern lange gefangen, itzt aber denselben entlaufen war, die Bothschaft, auf dem nahen Ufer und fast gleichsam unter ihren Augen läge der überaus volkreiche Wohnplatz des Caciquen Ychamenraikin sonst auch Neruigini genannt, welcher mit seinen Abiponern nach Cordova auf einen Raub ausgezogen wäre, so, daß er zu Haus blos die Weiber sammt ihren Kindern nebst einigen Greisen zurückgelassen hätte. Diese zahlreiche Schaare Feinde könnte ohne Gefahr angegriffen, und ohne Mühe gefangen werden. Çevallos ergriff, wie er denn viele Unerschrockenheit besaß, diese Gelegenheit mit beiden Händen, ungeachtet die meisten von seinen Solda-

ten den ganzen Vorschlag verwarfen, und sich lange darwider setzten Sie wandten ein: Einem entlaufenen Gefangenen müßte man nicht so blindlings trauen. Dergleichen Leute hätten, wie man aus Erfahrung wüßte, ein feiles Gewissen. Auf dem feindlichen Ufer könnten eine Menge Wilde verborgen seyn, und ihren kleinen Trupp unvermuthet über den Haufen werfen. Der Sieg möchte noch so beträchtlich seyn, so schien' er ihnen dennoch der so augenscheinlichen Gefahr, mit einander niedergemetzelt zu werden, nicht werth. Allein Çevallos achtete auf alle diese Betrachtungen, die da seinen Soldaten in den Sinn oder in den Mund kamen, nicht, sondern drang auf die Ausführung des Entwurfes. Er ließ also ohne Verzug Fahrzeuge bringen, um darauf über die Parana, die dort schon mit dem Paraquay vereiniget ist, setzen zu können. In wenig Stunden führte sie der Uiberläufer, der ihnen als Wegweiser diente, zu dem überaus grossen Wohnplatz der Wilden, welcher sogleich von den Soldaten, um jenen alle Gelegenheit zur Flucht abzuschneiden, umringet wurde. Der Uiberfall sah keinem Gefecht, sondern einer Jagd ähnlich. Denn man brauchte dazu keine Waffen, indem die Spanier mit ihren blossen Händen auslangten. Man fieng die Mütter sammt ihren Kindern; diejenigen aber, die sich hartnäckig wehrten, oder durchaus entfliehen wollten, wurden niedergesäbelt. Dennoch entgiengen mehrere durch List oder Geschwindigkeit den Augen und Händen der Spanier, welches aber in den Labyrinthen der Wälder so schwer eben nicht hält. Man erbeutete zahlreiche Schaaren Pferde und eine Menge Silberzeug, welches die Abiponer den Spaniern vormals abgenommen hatten. Die Soldaten kehrten nach dieser Unternehmung wieder auf das eilfertigste zurück nach der Stadt, die sie mit Gefangenen anpfropften, deren Einwohner aber sie in Erstaunen und Frohlocken setzten. Es ist schwer, genau zu bestimmen,

 wie

wie viele sie von jedwedem Geschlecht und Alter gefangen hatten; wahrscheinlich beliefen sich diese auf einige hundert. Das Siegsgeschrey der jauchzenden Krieger ward durch die Gefangennehmung der Gattinn des Caciquen und seines Söhnchen Kiemké noch mehr verherrlichet. Ein anderer Jüngling, der Enkel des Caciquen Ychamenraikin, mit Namen Raachik entrann zu Pferde, weil ihm der Soldat, der auf ihn hätte Acht haben sollen, zu sehr trauete, zurück in sein Vaterland und wurde viele Jahre darauf nach dem Tode seines Großvaters zum Caciquen erwählet, wie ich im zwölften Hauptstücke von den Obrigkeiten der Abiponer gesagt habe. Nach dem Schlusse des Friedens zwischen den Spaniern und Abiponern wurde Kieemke nebst vielen andern wieder zu den Seinigen entlassen, worauf er in dem ganzen Lande äußerst viel Unheil gestiftet, und seine Gefangenschaft mit vieljährigem Rauben und Morden gerächet hat: denn da er als ein Gefangener die spanische und quaranische Sprache und außerdem auch die Gebräuche der Spanier und die Lage der Ortschaften vom Grund aus kennen gelernt hatte, so machte keiner den Kundschafter besser, als er. Einige Gefangene wurden von Corrientes in die entfernteren Flecken an dem Uruquay und der Parana geschickt, um ihnen dadurch die Hoffnung, wieder zu den Ihrigen zurückzukehren, zu benehmen, und sie unter den christlichen Quaraniern gleichfalls im Christenthume zu unterrichten. Eine von diesen habe ich in dem Flecken zu den h. Aposteln, ihre Mutter Monika zu Conception, die dritte zu Candelaria angetroffen, wo sie mit ihrem Loose ganz zufrieden, und an Quaranier verheurathet waren. Man rühmte sie allgemein wegen ihres unbescholtenen Lebenswandels und Fleißes. Ich habe mit ihnen abiponisch gesprochen, welches sie ungemein freuete, ohne daß sie doch ein Verlangen nach ihrem Vaterlande verriethen, als worinn die Kriegsunruhen noch nicht aufgehöret hatten.

Der

Der glückliche Ausschlag der erwähnten Unternehmung hätte deren Urheber nämlich dem Çevallos Ruhm bringen sollen; allein derselbe zog ihm blos Neider, und die Verbannung zu. Die Bürger von Corrientes verfolgten ihn dergestalt, daß er sich zuletzt gezwungen sah, die Stadt zu verlassen, und auf einem elenden Kahn sammt seiner Familie nach Santa Fe zu schiffen. Grosse Männer haben immer mit ihrem Schicksale zu kämpfen. Um zu keinem Mißverstand Anlaß zu geben, will ich meine Leser erinnern, daß der itzt erwähnte Çevallos weder ein Verwandter noch ein Landsmann des berühmten Statthalters von Buenos=Ayres nämlich des Petrus Çevallos war. Nachdem der vortreffliche Mann aus der undankbaren Stadt, um die er sich so verdient gemacht hatte, weggezogen war, gerieth selbe auf einmal in einen gewaltigen Verfall. Da der Cacique Ychamenraikin bei seiner Rückkunft von Kordova von den wenigen, die sich geflüchtet hatten, vernahm, daß die Spanier in seiner Abwesenheit so viele Weiber und Kinder, seine Gattinn sammt seinem Sohn mit sich fortgeschleppet und außerdem noch so viele Pferde weggetrieben hatten, rasete er vor Zorn. Sowohl wegen des Verlustes, als auch vor brennender Rachgier ganz außer sich, foderte er alle Nationen in Chaco, die mit ihm in gutem Vernehmen standen, auf, diese That der Spanier zu rächen. Das Gebiet von Corrientes faßte kaum die nun eingedrungenen Wilden. Auf dem Felde wimmelte es von ganzen Geschwadern herumreitender Feinde, welche von Weitem wie Heuschrecken aussahen. Die Einwohner suchten sie auf, und zogen sie aus den verborgensten Schlupfwinkeln hervor, um selbe gefangen wegzuführen, oder todtzuschlagen. In den Meyereyen, Dörfern, Pflanzörtern und auf allen Wegen und Stegen sah man das Blut der Erschlagenen. Oft büßten in einem einzigen Tag, wie ich mich noch aus den damaligen Nachrichten erinnere, siebzig

 und

und auch manchmal noch mehrere ihr Leben ein. Man führte vom Lande so viele Fuhrwägen mit Leichen in die Stadt, daß man oft an den beiden Seitenwänden der Pfarrkirche ganze Haufen derselben wie Holzstöße aufgerichtet sah. Sie wurden auch nicht in einzelne Gräber gelegt, sondern mit einander in eine tiefe Grube geworfen. So habe ichs vom Franziskus Sosa, einem Correntiner, dessen beide Eltern von den Abiponern an einem Tage erwürgt wurden, erzählen, und von unzähligen andern, die der Gefahr entgangen waren, bestättigen gehöret. Da sie zuletzt auf dem Lande nur selten jemand fanden, den sie umbringen konnten, so umlägerten sie die Stadt selbst so enge und in so grosser Anzahl, daß einige Tage hindurch kein Mensch ohne Lebensgefahr hinein oder hinauszugehen wagen durfte. Die Männer mußten Tag und Nacht Wache halten; die Weiber hingegen kamen, so lang die Gefahr ihnen vor Augen schwebte, kaum von der Kirche weg, um daselbst vom Himmel Verzeihung ihrer Missethaten, und die Abwendung so grosser Bedrängnisse zu erbitten. Als am Ende auch die Lebensmitteln ausgiengen, und kein Anschein zur Befreyung da war, so verließ die Einwohner Kraft und Muth zugleich. Endlich schien sich die strafende Gotteshand durch ihr Flehen und Seufzen bewegen zu lassen: denn am achten Tage der Belägerung machte die Besatzung in einem besonderen Anfall von Herzhaftigkeit einen Ausfall, wodurch die Abiponer, mehr erschreckt als gezüchtiget, in ihre Wohnplätze jenseits der Parana zurückeilten. Sie wußten auch, daß das Johannesbrod bereits reif wäre, und sie also ihre täglichen Trinkgelagen anzufangen hätten, wobei sie ihre über die Correntiner erfochtene Siege freudig feyern, und wieder auf neue Anschläge für künftige Unternehmungen sinnen könnten.

In

In der That gieng der Krieg nach einem kurzen Stillstand, den der Abzug der Feinde und ihre Trinkgebothe veranlasset hatten, wieder vom Neuen an. Die von der Stadt etwas weit entlegenen Kolonien und Meyereyen hatten von den herumschwärmenden Abiponern täglich viel auszustehen. Hierunter war ein Ort, der Rincon de luna hieß, und bis dahin für schlechterdings unzugänglich geachtet wurde, weil er allenthalben von ungemein breiten und tiefen Seen und Pfützen umgeben ist, so, daß die Spanier ohne Kahn gar nicht darüber konnten. Die Abiponer setzten unter Anführung ihres Tañerchin schwimmend mit ihren Pferden über dieses Gewässer. An diesem Orte waren viele tausend Ochsen und eine verhältnißmäßige Anzahl Schwarze zu ihrer Wartung, von welchen keiner, der nicht das Glück hatte vor den Augen der Wilden verborgen zu bleiben, dem Tode oder der Gefangenschaft entgieng. Mehr als zwanzig Knaben wurden weggeführet; von den Erwachsenen aber die meisten erschlagen; die Kirchen geplündert, vier grosse Glocken weggenommen, und, damit sie die Spanier nicht wieder finden könn'ten, in das Wasser geworfen; endlich auch Pferde und Maulthiere in unendlicher Menge davongetrieben. Kurz, die sicherste und reichste Meyerey verarmte in wenig Stunden. Denn ungeachtet noch einige tausend Ochsen daselbst übrig blieben, so fand sich dennoch niemand, der sich um was immer für einen Lohn zu einem Viehhirten verdingt hätte; weil man durchgängig wegen der Wiederkehre der Abiponer in Aengsten war. Da also das Vieh sich selbst überlassen war, so irrte es zerstreut allenthalben herum. Man konnte auch niemand hinausschicken, der die Ochsen in die Fleischbank getrieben hätte, weil die Wilden alle Wege besetzt hielten. Selbst die Entfernung (die Meyerey lag wohl fünfzig Meilen von der Stadt weg) vergrößerte die Gefahr und die Schwierigkeiten. Eben dieses Schicksal erfuhren auch die mei-

sten

sten anderen Meyereyen der Spanier. Bei dem immer mehr einreißenden Ochsenmangel stieg die Hungersnoth auf das Aeußerste, indem die Feldfrüchte längst aufgezehret waren. Ich habe schon lange irgendwo gesagt, daß fast Allen das Rindfleisch statt des Brods ist. Da nun des Proviants immer weniger ward, und die Einwohner ihre Drangsalen weder ertragen noch auch abwenden konnten, so wars mit ihnen so weit gediehen, daß sie sich entschlossen ihrer Vaterstadt den Rücken zu wenden, und auf dem Fluße, wo sie immer mit Sicherheit hin könnten, zu wandern, weil sie die Fremde minder als den Tod fürchteten. Mich wenigstens hat die Gattinn des Unterstatthalters Nikolaus Patron eines Cataloniers, als ich mich viele Jahre darnach zu Corrientes aufhielt, vielmal fest versichert, daß sie alle ganz gewiß ausgewandert wären, so bald sie die Jesuiten aus ihrem Kollegium hätten ziehen sehen. Diesen muß also die Erhaltung der Stadt zugeschrieben werden, weil sie die Einwohner durch Worte und Beispiele zur Ertragung des Ungemachs und zum Vertrauen auf die Vorsicht aufmunterten.

So lang die Wilden das Gebiet von Corrientes verwüsteten, thaten gewiß sowohl Soldaten als Offiziere ihre Pflicht. Man unternahm von Zeit zu Zeit herzhafte Ausfälle, machte allerlei Bewegungen und griff die Feinde hie und da an. Man sandte Tag und Nacht Leute aus, die auf die Züge derselben heimlich Acht haben mußten. Allein Argusaugen hätten nicht zugereicht, die Wilden zu beobachten, sie, die sich so viel Mühe geben, sich zu verbergen, und hierinn eine ganz besondere Geschicklichkeit besitzen. Oft sind die Spanier mit ihnen handgemein geworden, aber mit abwechselndem Glücke; oft siegten sie, und oft wurden sie besiegt. Beide Partheyen versetzten einander in dem Laufe des Krieges derbe Schlappen. Der berühmte Anführer der Abiponer Ychoalay wurde in einem

nem Scharmützel von einem Soldaten am Halse in einen Riemen, dergleichen man zum Pferdfangen braucht, verstricket. Er würde also ohne Zweifel geschleift und erwürget worden seyn, wenn er sich nicht in dem Augenblick mit seiner ihm eigenen Geschwindigkeit davon los gemacht hätte. Andere sind bei anderen Gelegenheiten von den Correntinern niedergemacht, oder in die Flucht geschlagen worden. Die Ursache aber, warum den räuberischen Abiponern so viele Unternehmungen nach Wunsch gelangen, war gewißlich nicht die Zaghaftigkeit der Spanier, sondern vielmehr ihre Kühnheit und ihr Muth; denn diese haben sie verleitet, sich entweder um die ihnen drohenden Gefahren zu wenig zu erkundigen, oder selbe zu verachten, also zwar, daß sie oft die Geschwindigkeit und Wachsamkeit, diese vorzüglichste Schutzwehre wider die schlauen Abiponer, vernachläßigten. Zum Beweise mag folgendes Ereigniß dienen. Auf einen sehr gefährlichen Posten wurde eine Rotte spanischer Reiter, Wache zu halten, ausgestellet. Anstatt also, daß sie sich ihrer Schuldigkeit gemäß immer auf dem freyen Felde umgesehen hätten, setzten sie sich im Schatten nieder und vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen. Indessen schoß ein Schwarm Abiponer wie der Blitz heran, und nahm die Pferde der spielenden Spanier sammt ihren Pistolen, die an der Satteldecke hiengen, ohne Widerstand, wiewohl diese dabei zusahen, mit sich fort. Wenn sie den Wachen bei offenen Augen solche Streiche spielen konnten, war es eine Kunst Unvorbereitete oder Schlafende zu überfallen, zu erschlagen oder zu berauben?

Sehr vorsichtig hat man die Einrichtung getroffen, daß die Meyereyen der Spanier und der gesitteten Indianer an dem steilen Ufer der Parana erbauet wurden, damit man daselbst wie aus Wachthürmen die Feinde, die

aus

aus Chaco herüberkamen, von weitem sehen, und die übrigen Pflanzer vor der ihnen bevorstehenden Gefahr warnen konnte, damit sie die Waffen oder doch frühzeitig die Flucht ergriffen. Der Fluß Parana theilet sich in diesen Gegenden wegen der dazwischenliegenden Inseln in viele Arme, über welche aber die Abiponer desto leichter setzen, da die vom Schwimmen abgematteten Pferde in jeglicher Insel ausruhen können. Um also den jähligen Uiberfällen mittelst der Nachbarschaft der Pflanzer am Ufer Schranken zu setzen, hat man außer einer Menge spanischer Meyereyen auch vier indianische Flecken angelegt, über welche die Franziskaner von der Observanz die Aufsicht hatten, als: S. Luzia, Santyago Sanchéz, Ohomà und Ytati. Diese Flecken sind einst nur etliche Meilen weit von einander an das Ufer der Parana hingebaut worden. Da die Abiponer sahen, daß ihnen diese Pflanzungen im Wege standen, wenn sie sich heimlich in das Innere der Provinz einschleichen wollten, und daß sie dadurch öfters verrathen wurden, so nahmen sie sich vor selbe zu zerstören. Ihre Bemühungen waren auch keineswegs fruchtlos. Der Flecken Santyago Sanchéz ist längst eingegangen; denn als die stärksten Indianer einst zum Rohrschneiden ausgeschicket wurden, und die wehrlose Schaare von Weibern, Knaben, und Greisen in der Kirche dem Meßopfer beiwohnte, umringten die Wilden auf einmal Kirche und Flecken, und legten Feuer an. Keine Seele entkam, sondern alle Einwohner sammt ihrem Priester verbraunten zu Asche. Von dem Flecken und dem Garten sieht man noch heut zu Tage einige Uiberreste. Dem nahe dabei gelegenen Pflanzort Ohomà setzen die Wilden gleichfalls unabläßig zu. Um also nicht der nämlichen Gefahr bloß gesetzet zu seyn, zogen sich die Einwohner selbst daraus weg, und in einen sichern Ort. So hatte auch der Flecken Ytatì von den Payaquas, den Abiponern und Mokobiern einst unglaublich viel auszustehen:

en: nahm aber in Friedenszeiten wieder zu, so, daß selber heut zu Tage zwar wenig Einwohner aber einen Uiberfluß an Vieh hat. Die Kolonie S. Lucia berannten die Wilden viele Jahre hindurch gar sehr oft, konnten aber nie davon Meister werden, wiewohl die Zahl ihrer Einwohner sehr zusammenschmolz. Nun wird selbe ungefehr von zehn Familien meistens quaranischen Uiberläufern bewohnt. Da also ihr Umfang äußerst klein ist, so konnte sie mit einer dünnen Mauer umgeben werden, der sie ihre Sicherheit und ihren Wohlstand zu danken hat, wie mich der Pfarrer des Ortes, ein Franziskaner, auf meiner Durchreise versicherte. Dieser hatte zu seiner und der Seinigen Vertheidigung folgende zwo Anstalten getroffen. Auf sein Haus bauete er sich eine hohe Warte, auf welcher er immer fleißig herum guckte, um die heranrückenden Wilden von Weitem zu entdecken. Außerdem hatte er auch immer ein kleines Feldstück zur Hand, durch dessen Abfeuerung er seine Leute, die etwa außerhalb der Mauern zu thun hatten, vor der ihnen bevorstehenden Gefahr warnte, damit sie nach Haus giengen; und zugleich die Wilden zurück schreckte. Dieß sind die Anstalten, durch welche der kleine Flecken bis auf diese Stunde erhalten worden ist. Als ich bei der neuen Kolonie S. Ferdinand anlangte, fragte mich ein Abiponer, welchen Weg ich genommen hätte. Den durch S. Lucia war meine Antwort. Hörst du, versetzte der Wilde, dort wohnt ein schlimmer und trotziger Pater. Er schießt aus einer grossen Flinte (er meinte das Feldstück) Unsere Pferde konnten dessen Donnerknall nie aushalten, so oft wir uns demselben nähern wollten. Wenn er aufrichtig hätte seyn wollen, hätte er auch hinzusetzen sollen, daß der Knall der Kanone nicht blos die Pferde, sondern auch die Reiter so vielmal in die Flucht getrieben habe.

Ungeachtet die Feinde der kleinen Kolonie S. Lucia (sie liegt seitwärts an der Gränze des Gebietes von Corrientes) nichts anhaben konnten, so giengen doch alle Flecken und Meyereyen der Spanier zu Grunde, indem selbe entweder vom Feinde verheeret, oder von den Spaniern aus Furcht vor dem Feinde verlassen wurden. Da nun das ganze Ufer auf dieser Seite, von christlichen Einwohnern entblößet und verödet, wie eine grosse Wüsteney da lag, so konnten die Abiponer ungeahndet wo sie wollten, über die Parana setzen. Sie ritten itzt nicht mehr furchtsam wie Räuber, sondern ungescheut wie Eingebohrne auf vaterländischem Grund und Boden herum, so, daß sie nicht daselbst blos herumzustreifen, sondern völlig zu wohnen schienen. Die spanischen Kundschafter, die man aus der Stadt aussandte, wurden von ihnen meistens umgangen, sehr oft aber erschlagen. Doch blieb bei den Meyereyen, welche an den Flüßen Sombrero, Sombrerillo, Peguahò und Riachuelo nahe bei der Stadt lagen, zu deren Vertheidigung ein Geschwader spanischer Reiter zurück, die zugleich auch denen, die aus diesen Meyereyen nach der Stadt zu ihrem Unterhalt Ochsen trieben, zur Bedeckung dienen mußten. Wo man auf den dort herumliegenden Feldern immer hintritt, entdeckt man noch itzt allenthalben Denkmäler der Grausamkeit dieser Unholden. Hier sieht man Uiberbleibseln zerstörter Gebäude, dort eine Menge in die Erde eingesteckter Kreuze. Fragt man seine Reisegefährten, was diese bedeuten, so wird man hören, daß daselbst dreyßig, vierzig, oft auch auch noch mehr Todte, die von den Wilden niedergemetzelt worden sind, begraben liegen. Anderswo werden sie ihrem Reisegesellschafter ein Feld zeigen, wo die Spanier mit den Abiponern unglücklich gefochten hatten, und wo vormals nichts als Blut und Leichen zu sehen war. Oft ergriff mich ein kalter Schauder, wenn sie mir so auf dem Wege diese

Trauer-

Trauergeschichten erzählten. Citronen = Pfirsich = Kütten= Granatäpfel = verschiedene Feigenbäume und die Trümmer eingerissener Wände stießen mir auf der ungeheueren Einöde allenthalben auf. Sieh! sagten mir meine Gefährten, da stand ein Garten, dort eine Meyerey: aber die Wilden haben sie zerstöret.

Zu den öffentlichen Bedrängnissen der Stadt kam noch ein anderes Uibel hinzu, der Holzmangel. Auf dem östlichen Ufer der Parana, wo die Stadt liegt, findet man wohl Brennholz; aber Bauholz zum Häuser= Wagen= oder Schiffbau giebt es daselbst keines. Hingegen hat das westliche Gestad daran Uiberfluß. Selbst von der Stadt aus sieht man auf dem entgegengesetzten Ufer die dicksten Wälder, voll der trefflichsten Bäume, worinn jeder Holzarbeiter alles Holz antrifft, das er wünschet. Weil aber die Yaaukanigas daselbst wohnten, so durfte es kein Spanier ohne Lebensgefahr wagen, einen Fuß darein zu setzen. Man höre einen Versuch, den man dießfalls gemacht hat. Während des Krieges besorgte der P. Joseph Gaete die Hauswirthschaft unseres Kollegiums. Weil das Haus einzusinken drohete, fand er für nöthig dasselbe unverzüglich mittelst eines langen und starken Balkens zu unterstützen. Einen solchen wußte man nirgends als in den Wäldern des feindlichen Ufers zu finden. Denselben sicher aufsuchen zu können, bemanate er das Schiff, auf dem man über den Stromm setzen wollte, nicht blos mit Schwarzen, sondern auch mit Soldaten, die er mit Feuergewehr wohl versah, damit sie die Schwarzen schützten; und fuhr selbst mit. Wenige Schritte vom Ufer fand er den verlangten Baum, den er daher fällen ließ. Kaum hatte man mit der Axt einige Hiebe gethan, als man aus dem nahen Felde eine Schaare Abiponer herzueilen hörte. Ohne die Ankunft der Feinde oder die Befehle des Paters abzuwarten,

 ließen

ließen nun die Schwarzen und die ihnen zugegebenen Soldaten Aexte, Kleider und Proviant liegen, und liefen aus Leibeskräften ihrem Schiff zu. Sie vergaßen ganz auf den gesuchten Balken und ruderten, so schnell sie konnten, von dem grausamen Lande und dem geizigen Ufer dem entgegengesetzten Gestade zu. Die Erhaltung ihres Lebens hielten sie schon für ein Glück. So hatte mirs der Pater selbst erzählet. Aus dem, was ich bisher geschrieben habe, läßt sich auf den betrübten Zustand der Stadt Corrientes in den erwähnten Zeitläuften leicht schliessen: denn die Abiponer setzen den Correntinern mit mehr Grimm und Hartnäckigkeit zu, theils weil sie ihre Nachbarn, und theils weil ihnen diese so sehr verhaßt waren. Da sie blos die Parana von denselben schied, so kostete es ihnen gar keine Mühe, diese, so oft sie wollten, zu überfallen, weil sie selbst die Nähe des Ortes zum Morden einlud, und das frische Andenken der ihrem Vorgeben nach ihnen zugefügten Unbilden sie unabläßig zur Rachgier reizte. Der in der Stadt an dem Caciquen Chilomè verübte Mord, die Plünderung des Wohnplatzes des Caciquen Ychamenraikin und die Gefangennehmung der vielen darinn Zurückgelassenen brachten die ganze Nation auf, und thun ihr noch bis auf den heutigen Tag bitter weh. Im Jahr 1747 erbettelte man sich endlich von den Abiponern den Frieden, und machte dadurch, daß man ihnen Kolonien bauete, den so lang ausgestandenen Drangsalen ein Ende. Durch diese Anstalt wurden die übrigen Wilden in Chacò theils zur Ruhe gebracht, und theils im Zaum gehalten. Die Correntiner fiengen hierauf wie nach einem verheerenden Sturme wieder an sich zu erholen, und freyer zu athmen. Wie viel sie uns, die wir die Kolonien baueten und unterhielten, zu danken hatten, und wie viele Vortheile sie aus dem nahen Flecken S. Ferdinand zogen, wo die Yaaukanigas wohnten, werde ich weiter unten sagen.

Sechstes

# Sechstes Hauptstück.

## Von den Streifzügen, welche die Abiponer wider die Kolonien Santyago de Storea unternommen haben.

Wie! Sollten auch die Abiponer die streitbaren Pflanzer von S. Jakob zu bekriegen sich erkühnet haben? Nur zu sehr. Dieß werden freylich alle die, welche jener ihre Furchtsamkeit und dieser ihre Herzhaftigkeit kennen, ganz unglaublich finden. Ich beruffe mich aber dießfalls auf nachstehende Thatsachen. Während, daß die übrigen paraquayischen Kolonisten sich schon lange mit diesen Feinden herumbalgten, blieb das Gebiet von S. Jakob von ihnen noch immer unangefochten, und seine Einwohner wußten noch nicht, wer die Abiponer wären, oder was sie vermöchten; weil diese den Weg nicht kannten, der zu jenen führte. Endlich wurden die Bürger von St. Jakob selbst (die Spanier nennen sie Santyagueños) ihre Wegweiser und Führer. Sie kamen nämlich schaarenweise aus ihrem Vaterland an das Ufer der Parana, welches bereits von den Abiponern bewohnet wurde, Hirschen zu jagen, deren es daselbst eine grosse Menge giebt, und deren Häute von den Spaniern sehr geschätzet und zu Kriegsgollern täglich gebraucht werden. Diese Jäger pflogen manchmal einen vertrauten Umgang mit den Abiponern, und manchmal mißbrauchten sie desselben, stahlen ihnen ihre Pferde, und machten sich damit davon. Die Wil-

den ergrimmten über diese Unbild, und folgten den nach Haus Entwichenen auf dem Fuß nach, bis in das Gebiet von S. Jakob, das sie auf diese Weise zu kennen, und bald darauf zu verheeren anfiengen. Das war der Ursprung des langwierigen Krieges, wie mir der Unterstatthalter Barreda, ihm aber eine Menge glaubwürdiger Zeugen erzählet hat. Er pflegte deßhalb die Schuld wegen der so viele Jahre fortgesetzten Feindseligkeiten den Abiponern keineswegs beizumessen, weil sie von den S. Jakobern zuerst beleidigt worden waren.

Ehe ich noch zur Erzählung der wechselseitigen Niederlagen schreite, will ich einiges von der Beschaffenheit des Landes und seiner Einwohner voraus schicken. Der dortige Himmelsstrich ist in den Sommermonaten November, December und Jenner einer der hitzigsten; in den Wintermonaten hingegen, als dem May, Heu- und Brachmonat sehr kalt. Von den gegen Chili, aber noch im Angesicht der Stadt S. Jago gelegenen Gebirgen wehen überaus rauhe Winde her. Der meistentheils sandichte und mit Wäldern und Auen besetzte Boden erzeugt weder häufiges Gras wie das übrige Paraquay, noch ist dasselbe dem Vieh sehr ersprießlich. Die Pferde und Ochsen irren in den Gehölzen und zwischen den Sträuchern herum, und fressen Baumblätter wie die Ziegen. Verzehrt diese der Reif, so käuen sie das nächste beste Holz, und die Holzrinden, wie ich selbst vielmals gesehen habe. Im Sommer fressen sie das Johannesbrod, das nirgends häufiger wächst, so wie es von den Bäumen herab fällt, und nehmen davon ungemein zu. Daher kömmt es, daß die Pferde von S. Jago alle paraquayischen an Stärke und Dauerhaftigkeit übertreffen: ungeachtet ich der Meinung bin, daß auch die Gewohnheit von ihren ersten Jahren an Reiter zu tragen nicht wenig dazu beiträgt. Sie sind noch kaum ein Jahr alt, da sie schon die Knaben besteigen,

gen, wodurch sie denn zum Verwundern gelehrig, und nach und nach zur Ertragung alles Ungemachs der Reise abgehärtet werden. Ich wenigstens, der ich den größten Theil von Paraquay zu Pferd durchreiset bin, werde allemal denen von S. Jakob das Zeugniß geben, daß ich sie als die sichersten und nützbarsten gefunden habe. Wegen der wenigen Felder und des daraus entstehenden Futtermangels, werden in diesem Gebiete nach der Anzahl der Einwohner nicht so viele Pferde und Ochsen erzeugt, als in anderen Strichen von Paraquay. Das Uibrige, was noch von dem Gebiete von Santyago merkwürdig ist, habe ich im vorläufigen Buch angemerket.

In dem ganzen grossen Paraquay habe ich überall tapfere, unerschrockene, schöne, starke, hurtige und im Schwimmen und Reiten überaus geübte Spanier von einem hohen Geiste, welche selbst den europäischen den Rang streitig machen, angetroffen: doch erkläre ich, durch so viele Erfahrungen überzeuget, ohne Anstand, daß die von S. Jakob in Verfolgung der Wilden ihres Gleichen nicht haben; und glaube auch fest, daß mir hierinnfalls niemand widersprechen wird. Als der berühmte General Petrus Zeballos die besondere Geschicklichkeit der Reiter von Corrientes und Santa Fe im Uibersetzen der Flüße und im Herumsprengen auf dem Felde in meinem Beiseyn rühmte, sagte ich ihm unverholen, daß die Soldaten von S. Jakob in manchem Betracht (er hatte nie solche unter seinen Truppen) vor allen diesen den Vorrang behaupteten. Der Marches Val de Lirios, königlicher Bevollmächtigter, welcher in Peru gebohren, und in allem, was Paraquay betrifft, sehr erfahren war, versicherte dem Statthalter (denn er stand bei uns) daß ich die Wahrheit redete. Nun will ich ihre wahrhaft militärischen Eigenschaften schildern, der ich mit ihnen die größ-

ten Reisen gemacht habe. Sie sind eben so wie ihre Pferde gegen alles Ungemach der Arbeit und der Reisen und sonst was immer für Mühseligkeiten abgehärtet, und mit aller Nahrung zufrieden. Wenn sie unvermuthet wider die Wilden ausziehen müssen, so besteht ihre ganze Wegzehrung in wenig Mehl von einer Gattung türkischen Korns, das von ihnen Bisingallo genennt wird, süßer als das gemeine und am Ende spitzig ist. Dieses Mehl trinken sie in Honig oder Zucker eingemacht, und mit Wasser abgegossen. Da es zugleich für Hunger und Durst geht, so dient es ihnen täglich als Speis und Trank. Auch mir behagte es, wenn ich mit ihnen reisete, nicht übel, besonders zur heißen Sommerszeit; indem dieses Mehlgetränke den erhitzten Körper trefflich abkühlet und den Durst löschet. Dadurch ersparen die Soldaten viele Zeit und Mühe; denn sie brauchen dazu weder Holz noch Feuer. Ohne von ihren Pferden herabzusteigen, schöpfen sie sich, wie sie durch einen Bach oder Fluß setzen, mit ihren Horngefäßen, die sie an der Seite hängen haben, Wasser, vermengen es mit Mehl, und schlürfen dieses so aus, ohne daß sie dadurch auf der Reise im mindesten aufgehalten wären. Dieses Vortheiles wegen holen sie auch die Wilden auf der Flucht meistens glücklich ein. Die Spanier von Cordova, Buenos-Ayres und Santa Fe pflegen immer, so oft sie auf die Indianer Jagd machen, Ochsen und Pferde die Menge vor sich her zu treiben, diese, um bequemer zu reisen, jene hingegen zu ihrem Unterhalt. Indeß die von S. Jakob Reisen von vielen Tagen und so gar auch Wochen mit einem und eben demselben Pferde machen, so besteigen jene in einem Tage deren mehrere, welches, weil die Pferde mit einer Schlinge nach ihrem Brauche gefangen und gesattelt werden müssen, ihnen viele Zeit wegnimmt. Um immer frisches Rindfleisch an der Hand zu haben, schlachten sie täglich. Bis sie dasselbe nun aushacken, braten, essen, das zur Feue-

rung

rung nöthige Holz zusamm suchen, vergeht ein grosser Theil des Tages, daß es also kein Wunder ist, wenn die Wilden, die ihre Flucht mit ihrer Beute ununterbrochen fortsetzen, den ihnen nur langsam nachsetzenden Spaniern meistens entkommen, und ihrer spotten, während daß sie die von S. Jakob wegen ihrer Geschwindigkeit gar sehr fürchten. Aus eben dem Grunde taugt auch das Feuer nichts, das andere Spanier unterwegs aufmachen, weil sie sich durch den dadurch verbreiteten Rauch den Indianern, die auf das alles äußerst aufmerksam sind, verrathen, und oft von diesen aus einem Hinterhalt überfallen werden. Ist das Mehl aufgezehrt, so wissen die S. Jakober auf dem Felde Lebensmittel zu finden, ohne darum ihre Reise unterbrechen zu müssen. Sie essen nämlich täglich Wildprät, dessen sie durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde habhaft werden. Nur wenige von ihnen haben Flinten, die Meisten Lanzen, aber eben nicht von der besten Art; dennoch erlegen sie damit mehr Wilde als andere mit ihren Flinten. Es kömmt überhaupt bei einem Soldaten weniger auf die Menge und Güte der Waffen, als auf die Geschicklichkeit an, mit welcher er sich derselben zu bedienen weiß.

Ihr zweyter Vorzug besteht in ihrer unglaublich scharfen Spurkraft im Aufsuchen. Aus dem geringsten Anzeichen, und der unbedeutendsten Spur errathen und wittern sie, so zu sagen, das Uibrige. Die Schlupfwinkel der Wilden zu entdecken, einen entlaufenen Menschen oder ein flüchtiggewordenes Vieh auszuforschen, gestollene oder verlohrne Sachen wieder zu finden, ist niemand scharfsichtiger wie sie. Man heißt sie im Scherze Antonios von Padua oder Zauberer, weil sie täglich die sonderbarsten und unnachahmlichsten Dinge zu Stande bringen; und das gemeine Volk alles für übernatürlich hält, was dessen Fassungskraft übersteigt. Ich habe selbst

nicht wenige Kunststücke dieser Art mit Erstaunen gesehen, und meinen Augen kaum trauen wollen. Diese außerordentliche Spurkraft half ihnen in allen Kriegen wider die Wilden selbe nicht blos entdecken, sondern auch schrecken und überwinden. Denn die Entdeckung eines verborgenen oder in einem Hinterhalt lauernden Feindes ist in Amerika die Vorbedeutung und die Hälfte, wenigstens der Anfang des Sieges. Der Angreifende ist meistens der Uiberwinder, und der jählings Ueberfallene der Uiberwundene. Gewiß werden die Reiter von S. Jakob wegen ihrer Geschwindigkeit und seltenen Geschicklichkeit im Ausforschen von den Abiponern mehr als alle Spanier gefürchtet, und auch seltner und mit weniger Dreustigkeit angegriffen.

S. Jakob selbst hatte von den Abiponern, weil diese Stadt rings um mit kleineren Kolonien umgeben ist, weder etwas zu befürchten noch auszustehen. Eben dieser Sicherheit genoß auch ihre ganze Nachbarschaft; denn die Menge Wohnplätze, womit selbe gleichsam besetzet war, versperrten, fast wie Redouten, den Wilden alle Zugänge; wenigstens konnten sie sich nicht ohne Gefahr dadurch wagen. Die Last des Krieges schien also einige Jahre auf den Gegenden, an dem Rio Salado, und um Cordova herum zu liegen. Auch konnten die Wilden aus Chacò leicht hinüber dringen. Uiberhaupt aber sind die Gränzen der Provinzen aller Orten den feindlichen Anfällen am meisten ausgesetzt. An diesen Gränzen also streiften die Abiponer stets wie Strassenräuber herum. Eine Menge Menschen wurden auf dem Felde, und in den Häusern nicht wenige erschlagen, viele gefangen, und viele ihres Viehes und übriger Habschaften beraubet. Wie viel mußten nicht Moppa und Salabina, alte, und dort nahe herumgelegene Flecken der Indianer, von diesen Wilden erdulten? Zu Manu-

wo (heut zu Tage einem Meyerhofe des Hauptmanns Herrera) wurden an einem Tage mehrere niedergemacht. An dem Ort, wo der Mord verübet wurde, habe ich einst übernachtet. Nachdem alle Männer des Ortes bereits todt auf der Erde lagen, griff eine Mulatin, eine wahre Amazonin, nach dem Säbel, und hieb damit einen Abiponer nieder: allein gleich darauf wurde sie von andern getödtet. Die Reise von Santa Fe nach Santyago war damals eine der gefährlichsten. Auf der Strasse stieß man alle Augenblicke auf todte Spanier. Ich werde hier das Merkwürdigste und Gewisseste, was ich von diesen Vorfällen weiß, erzählen, doch ohne mich an eine Zeitordnung zu halten. Michael de Luna aus einem ansehnlichen Geschlecht, (ein Mann, der, ungeachtet er sich mehr durch seine Leibes- als Geistesgröße auszeichnete, sich dennoch bis zum Range ines Maeſtre de Campo hinaufgeschwungen hatte) kehrte einst aus den Meyereyen von Santa Fe mit einer grossen Menge Pferde und Ochsen, die er daselbst gekauft hatte, zurück nach Hause. Eben als er Mittag machte, und unter dem Schatten eines Baumes auf der Erde lag, fiel ein zahlreicher Hause Abiponer und Mokobier über seine Leute her. Die Pferde liefen bereits auf der Weide herum. Die Spanier waren theils zu Fuß und theils zu Pferde mit einem Ochsen, den sie verstrickten und schlachten wollten, beschäftiget. Gleich beim ersten Anfall stachen die Abiponer einige Spanier nieder. Die übrigen retteten sich durch Hilfe ihrer Pferde, und ließen all ihr Vieh und Gepäcke im Stich. Tinko, ein Spanier, der alle Wege und Spuren vortrefflich kannte, ergriff seinen Herrn den De Luna, weil dieser zu Fuße war, mit beiden Armen, zog ihn wie einen Mantelsack zu hinterst auf sein Pferd, und ritt spornstreichs mit ihm davon: denn der letztere hatte nicht so viel Zeit, daß er sich hätte ordentlich auf das Pferd setzen können. Diese zween Flücht-

 linge

linge verfolgte ein Geschwader Wilde zu beiden Seiten. Sie wollten immer auf jene mit Lanzen zustossen; allein die Furcht vor der Flinte, die an einem Riemen von dem Rücken des De Luna herabhieng, und stets an dem Bauch des gallopirenden Pferdes anschlug, hielt sie zurück, und sie waagten sich nicht zu den Fliehenden in die Nähe: ungeachtet De Luna mit dieser Flinte keinen Schuß hätte thun, und folglich den Wilden damit kein Haar hätte krümmen können. Dennoch rettete ihr blosser Anblick die Verfolgten, und schreckte die Verfolger zurück; wiewohl weder ihre Eigenthümer von derselben ein Fünkchen Feuer zu hoffen, noch die Wilden eines zu befürchten hatten. Viele Jahre darauf sah ich das edle Paar Flüchtlinge und ihre berühmte Flinte, und lachte herzlich darüber, weil selbe nur von weitem einer Flinte ähnlich sah. Nach der Zeit bewürthete ich auch einige Mokobier, die an diesem Uiberfall Theil, aber damals schon zu S. Xavier den christlichen Glauben angenommen hatten, in der neuen Kolonie Conception. Diese fragte gedachter De Luna, der sich eben damals bei mir aufhielt, zu verschiedenenmalen, warum sie ihm einst auf der Flucht das Leben geschenkt hätten, und belohnte sie dafür, als hätten sie sich um ihn sehr verdient gemacht.

Auf eben diesem Weg büßten Viele ihr Leben ein, weil die Abiponer daselbst beständig herum streiften. So wie sich die Schiffer vor den verruffenen Sanibänken, Untiefen und Klippen in Acht zu nehmen haben, so pflegen sich auch, die von S. Jago nach Santa Fè reisen, an den Oertern: Alarcon, las tres cruzes, la viuda, la puntà, las sepulturas, Don Gil, Doña Lorenza und anderen bei dem Fluß Salado näher gelegenen Gegenden wegen der vielen daselbst verübten Mordthaten zu fürchten. Auf diesen unermeßlichen Ebenen sah man vor

Zeiten

Zeiten die viehreichsten Meyereyen; weil daselbst das beste Futter im Uiberfluß wächst, und überall Holz und Wasser leicht zu haben ist. Allein die Abiponer haben selbe schon lang zerstöret, und die schönen Fluren in eine traurige Einöde und in ein Räuberneft verwandelt. Nun getrauete sich niemand mehr in der Nähe herum zu wohnen, noch außer dem Nothfalle daselbst vorbeizuziehn. Die Spanier von S. Jago verließen also den Weg, der bei dem Rio Salado so nahe vorbeigeht, und wählten sich Sicherheitshalber einen andern, der von den Kürbissen el camino de los porongos genennet wird. Allein sie kamen aus dem Regen in die Traufe: denn die Abiponer strichen daselbst schwarmweise herum, und ermordeten alle, die ihnen in den Wurf kamen. Unter diesen befand sich auch, um unzählige andere zu übergehen, Baraſſa sammt dreyen Gefährten, als welche zu meiner Zeit, da sie von Santa Fe ihre Waaren auf Maulthieren bringen ließen, auf dem Feld Los monigotes elendiglich erwürget wurden. Die Wilden warfen die Leichen, um nicht verrathen zu werden, weit von der Landstrasse weg in einen See, wo selbe aber bald darauf von Maulthieren, die ein spanischer Reisender, um sie zu tränken, dahin geführt hatte, durch den Geruch entdeckt wurden.

Weit schmerzlicher und empfindlicher fiel den S. Jakobern die Niederlage, die sie in den sogenannten Eisenwäldern erlitten haben. Um aber meinen Lesern die Größe derselben begreiflich zu machen, muß ich einiges zum Voraus anmerken. Honig und Wachs in den Wäldern aufzusuchen, zu läutern, zu verkochen und zu verkaufen ist das vornehmste Geschäft der S. Jakober; und die beiden Gegenstande die vornehmsten Artikel ihres Handels. In dieser Absicht miethen die Reicheren Arbeitsleute, die sie unter einem Aufseher in die entlegensten Wälder schicken, wo man in den hohlen Bäumen Honigkuchen die

Menge antrifft. Nach der Anzahl der Gemietheten werden daselbst aus Stroh und Baumästen Hütten gebaut an einem Orte, wo Weide und Wasser nahe ist; denn sie nehmen immer eine Schaare Pferde und Maulthiere mit sich, jene auf die Reise und Jagd, diese aber zum Proviant- Honig- und Wachstragen. Jedweder sucht sorgfältig einen schnellen Wettläufer bei der Hand zu haben; denn sie reiten damit täglich auf die Jagd, um Rehe, Huanacken, Straußen, Ameisenbären, Elendthiere oder ein anderes Gewild zu erhaschen. Davon dient ihnen das Fleisch zur Speise, die Haut aber zu Schläuchen, worinn sie den Honig einmachen. Der nicht oft auf die Jagd geht, muß oft Hunger leiden. Der Vorrath an türkischem Korn oder dem daraus gebackenen Brod, den sie von Haus mitnehmen, währet nicht lange, und ist auch in Ermanglung alles andern so schmackhaft eben nicht. Während daß die andern im Walde Honigseimen aufsuchen, zerläßt ihr Aufseher, (sie nennen ihn Capatàz) das den vorigen Tag gesammelte Wachs beim Feuer und kochet für die Zurückkehrenden eine Speise. Der Ort, wo es vorzüglich viele Honigseimen giebt, ist von S. Jakob wohl hundert Meilen weit entlegen, und erhielt einst vom Eisen seinen Namen. Was man davon halten müsse, habe ich bereits im vorläufigen Buch meiner Geschichte gesagt, wo ich zugleich mit unumstößlichen Gründen darthat, daß Paraquay, so weit man dasselbe kennet, nicht das geringste Metall erzeuget. In diese von Wachs und Honig fließende Wälder zogen also die Spanier von S. Jakob häufig, weil sie sich davon nicht wenig Gewinn versprachen.

Dieß wußte der unermüdete Anführer der Abiponer, Oaherkaikin. Er unternahm also mit einer Schaare seiner Getreuen einen Zug dahin; und wurde auch in seiner Erwartung nicht betrogen; denn er fand daselbst unglaub-

lich

sich viele Spanier, welche Honig sammelten. Unter diesen zeichnete sich Lizondo aus, ein Soldat, dem Barreda, der Oberbefehlshaber aller Truppen, selbst das Zeugniß gab, daß er keinen herzhafteren und hitzigeren unter allen seinen Leuten kännte. Als einer von den Arbeitern zu einem nahen See hingieng, um daselbst Wasser zu holen, erblickte er einen Abiponer zu Pferde, im Gesicht schwarz bemahlet, wie sie sich immer vor dem Treffen zu bestreichen pflegen, und auf seine Lanze gelehnt. Amigo Freund! rief er diesem zu. Da aber der wilde Kundschafter den Gruß mit trotzigen Mienen verschmähete, erschrack jener, und gab zur Stunde dem Lisondo davon Nachricht. Wie dieser immer von Natur viele Unerschrockenheit besaß, antwortete er, daß er für itzt noch keine Gefahr sähe. Da er also diese verachtete, hielt man ihn wohl für herzhaft aber auch für unbehutsam und unvorsichtig. Denn niemand wird, wie Velleius 2. sagt, eher über den Haufen geworfen, als der nichts fürchtet. Der gewöhnlichste Anfang des Unheils ist die Sicherheit. *) In kurzer Zeit sprang hie und da eine Rotte Abiponer aus ihren Schlupfwinkeln, worinn sie sich verborgen gehalten hatten, hervor. Nachdem sie alle, die sie erreichen konnten, niedergemacht hatten, drangen sie in die Hütte des herzhaften Lisondo. Dieser richtete den Wilden mit einer einzigen Axt und seiner Geistes Gegenwart vier Lanzen zu Grunde; aber am Ende unterlag er dennoch ihrer Uibermacht. Sie schnierten ihm Hände und Füße mit starken Riemen zusammen, und zerrten ihn so hinaus; worauf er wegen seiner häufigen Wunden seinen Geist aufgab. Daß er die Schlinge, die

*) Nemo celerius opprimitur, quam qui nihil timet. Frequentissimum initium calamitatis securitas.

die ihm die Feinde legten, nicht gefürchtet hat, da man derselben noch hätte entgehen und diese zurückschlagen können, kostete ihm und vielen von seinen Gefährten das Leben. Allein man muß dem alten versuchten Krieger seine übertriebene Herzhaftigkeit zu gute halten, weil er durch so viele Gefechte, in denen er mit den Abiponern focht, alle Furcht vor denselben abgeleget hat. Wahr ists, was Famianus Strada schreibt. **Unter vielen Gefahren verliert sich die Furcht umzukommen.** *) Bei alten Matrosen, die den Meeresfluthen trotzen, kann man dieses beobachten. Mitten unter den fürchterlichsten Schlagwellen lachen sie manchmal, wenn alle anderen zittern und heulen. Nachdem Lisondo ermordet war, retteten etliche wenige, so gut sie konnten, durch die Flucht ihr Leben. Drey und vier sprangen auf ein Pferd. Weil sich die Flüchtlinge ohne Lebensmittel davon gemacht hatten, geriethen sie in neue Lebensgefahr. Sie mußten wenigstens einen Weg von fünfzig Meilen durch eine ungeheuere Wüsteney machen, ehe sie zum ersten menschlichen Wohnort kamen. Bis dahin konnten sie weder auf einen Tropfen Wasser noch auf eine Brosaame Nahrung Rechnung machen. Viele also von denen, die sich durch die Flucht gerettet hatten, waren vom Schrecken, Hunger und Durst also erschöpfet, daß sie mehr todt als lebendig bei den Ihrigen und zwar zu Fuße anlangten. Indessen erbeuteten die Wilden einen grossen Vorrath von Honig und Wachs, die Frucht der Arbeit so vieler Monate und so vieler Hände, eine Menge der trefflichsten Pferde und Maulthiere, überaus grosse kupferne Kessel zum Wachsläutern, Aexte, verschiedene Werkzeuge von Eisen, und Kleider. Den Eigenthümern zu S. Jakob gieng nicht nur

*) Crebra inter pericula metus exuitur periclitandi.

nur das Unglück so vieler Ermordeten, sondern auch der Verlust so vieler Geräthschaften ungemein nahe. Viele bedauerten die Umgekommenen; manche aber tadelten ihre Unklugheit, und sagten, daß ihnen recht geschehen wäre, weil sie sich so unvorsichtig in die Gefahr gewagt hätten; denn wenige Monate vorher wurde an eben dem Orte Lobato, ein Spanier, von den nämlichen Abiponern getödtet und beraubt: seine zween Knaben hingegen schleppten sie gefangen mit sich fort. Dieser ihr Unglück hätte die andern behutsamer machen, und sie auf den Entschluß bringen sollen, die gedachten Wälder entweder eine Zeitlang gar nicht zu betretten, oder wenn sie den Versuchungen der Gewinnsucht nicht widerstehen konnten, nur bewaffnet, und welches besser als alle Waffen ist, äußerst wachsam zu betretten. Diese Mordthaten wurden unter Anführung des Oaherkaikin von Abiponern verübet, welche sich noch nicht in die für ihre Nation angelegten Kolonien begeben wollten, ungeachtet sie sich kurz darauf, um der Rache der Spanier zu entgehen, dazu entschlossen. Hievon werde ich an einem andern Orte mehr sagen.

Aber häufiger und ungescheuter haben die Abiponer in den Kolonien gewütet, welche mehr südwärts und an den Gränzen des Gebietes von Kordova liegen. Sumampa, las barrancas, el Oratorio &c. waren lange Zeit der Schauplatz ihrer Grausamkeit. Eine ganze Ortschaft wurde dem Erdboden gleich gemacht. Viele Menschen verloren ihr Leben, und nicht wenige ihre Freyheit: nur hie und da entgieng einer diesem traurigen Loose. Durch diese Gegend geht die Landstrasse, auf welcher man sehr oft die peruanischen Silberwägen nach dem Handelsplatze Buenos-Ayres abfertiget. Die gewisse Hoffnung und die Leichtigkeit Beute zu machen, lockten die Abiponer schon vorlängst dahin zum unglaublichen Nachtheil der Handelsleute. Denn entweder mußten diese auf ihre Waaren

ren Verzicht thun, oder mit grossen Kosten eine Menge Soldaten miethen, die da den Wägen und Fuhrleuten zur Bedeckung dienen sollten: aber auch oft, da sie die Schätze und das Leben anderer beschützten, durch die Hände der Wilden um das ihrige kamen. Ich habe schon anderswo erzählet, daß einst dreyßig Soldaten von S. Jakob, welche die Abiponer zu beobachten den Auftrag hatten, unter der Morgendämmerung von diesen überfallen, und alle ohne Ausnahme erwürget worden sind.

Dieses und dergleichen unterstanden sich einst die Abiponer wider die Spanier von S. Jakob. Allein sie wußten nicht, daß sie mit Leuten zu thun hatten, welche nichts ungerächet lassen. Die Bemühungen der Feinde vereitelten sie oft durch ihre Wachsamkeit, oft aber schlugen sie auch diese tapfer zurück. Meistens vergalten sie ihnen Todtschläge mit Todtschlägen und Wunden mit Wunden. Konnten sie die Wilden nicht hindern Unheil zu stiften, so schwiegen sie dazu gewiß nicht stille. Schnell setzten sie den Flüchtlingen nach, und holten sie auch nicht selten ein. Vielmal drangen sie selbst in Chaco, und bestürmten die Wohnplätze der Wilden meistens mit einem so glücklichen Erfolge, daß sie kaum zur Bewachung der Gefangenen erkleckten. Unstreitig haben die Soldaten von S. Jakob allein den Abiponern und Mokobiern mehr Schaden zugefüget, und werden auch von ihnen mehr gefürchtet, als alle übrigen Spanier von ganz Paraquay zusammen. Dieses werde ich nun umständlicher auseinander setzen. Ich kann aber die Soldaten von S. Jakob nicht rühmen, ohne zugleich auch ihrem Anführer Barreda das Lob zu sprechen. Man verdenke mich nicht, daß ich unserer Freundschaft ein Opfer bringe, und mich über seine Thaten etwas mehr ausbreite. Man besorge aber nicht, daß ich deßwegen der Wahrheit zu nahe treten werde. Ich schätze den Barreda, aber noch mehr die Wahrheit.

Sie-

# Siebentes Hauptstück.

## Von den Unternehmungen des Anführers der Soldaten von S. Jakob, Franziskus Barreda, wider die Abiponer und Mokobier.

Ezija, (auf Latein Astigi) eine Stadt in Andalusien, ist sein Geburtsort. Er stammet von einem ansehnlichen Geschlechte her, und diente dem König von seiner ersten Jugend an. Noch als Jüngling schiffte er auf dem königlichen Paquetboot, auf welchem er das Amt eines Schiffschreibers bekleidete, von Kadix nach Paraquay. Diese Uiberfahrt macht man meistens bei günstigem Winde in Zeit von weniger als drey oder vier Monaten. Barreda hingegen wurde sammt seinen Gefährten weidlich auf dem Meere herumgeworfen, und erreichte den Hafen von Buenos-Ayres erst im zehnten Monate. Gewaltige Stürme, Unglücksfälle und die daraus entstandene Nothwendigkeit in dem nächsten besten Hafen einzulaufen, zögerten so sehr ihre Seereise. Nachdem alle Geschäfte zu Buenos-Ayres geschlichtet waren, machte man sich wieder zur Rückfahrt in Europa fertig. Man gieng wirklich zu Schiffe: und es war an dem, daß die Anker gelichtet, und die Segel beigesetzet werden sollten, als auf einmal ein schrecklicher Sturm von Süden dem Fahrzeuge, welches weder zu dem festesten noch zu den größten gezählet werden konnte, lange heftig zusetzte, und es endlich umstürzte. Ohne Zweifel würde dasselbe von den Fluthen verschlungen wor-

den seyn, wenn es nicht an so festen Ankern gehalten hätte. Denn daß der Silberfluß bei einem Sturm weit furchtbarer tobt, als was immer für ein Meer, habe ich leider selbst vielmal erfahren. "Die ganze Nacht klebten sie an der Seitenwand des Schiffes, welche aus den Wellen hervorragte, und erwarteten ängstlich den Tod. Alle Schifferkünste waren vergebens, und sie gaben die Hoffnung sich von dem Schiffbruche zu erretten völlig auf. Das nächtliche Dunkel vermehrte nicht nur die Gefahr, sondern auch ihren Schrecken. Wenn nicht beim Anbruch des Tages vom Ufer, welches wohl drey Meilen vom Ankerplatz weg ist, drey Boote dem bereits sinkenden Schiffe zu Hilfe gekommen wären, so hätten sie wohl alle in der See ihr Grab gefunden. Barreda bekam dadurch so einen Abscheu vor der Seefahrt, daß er, als seine Gefährten wieder nach Spanien zurück giengen, in Paraquay blieb, ohne Zweifel durch einen besonderen Rathschluß der Vorsicht, die ihn zu anderen Gefahren des Krieges und zur Demüthigung der Wilden vorbehielt; denn diese fürchteten ihn in seinem gestandenen Alter so sehr, als er in seiner Jugend das Meer gefürchtet hat. Von Buenos-Ayres kam er in den kleinen in dem Gebiet von S. Jakob gelegenen Flecken Salabina, wo ihn der Pfarrer des Orts, Klemens Xerez de Calderon, ein sehr guter Mann, wegen seiner zierlichen Handschrift sehr wohl leiden und brauchen konnte. Bei den Unternehmungen wider die Wilden gieng er als Freywilliger mit. Nachdem er bei verschiedenen Vorfällen die rühmlichsten Beweise seines Scharfsinnes und seiner Herzhaftigkeit gegeben hatte, bekam er anfangs die Reiterkompagnien unter seine Befehle, bald darauf mußte er selbe wider den Feind anführen; zuletzt wurde er Obristwachtmeister über das ganze Gebiet am Rio Salado. Hier, wo er sich stets wider die feindlichen Anfälle gefaßt halten mußte, that er viel Ruhmwürdiges, und empfahl sich dem Statthalter

in Tukuman gar sehr, hauptsächlich aber dadurch, daß er die wilden Vilelas, eine unberittene und den Spaniern nie aufsätzige Nation, durch allerlei Künste zur Annahme des Christenthums vermocht hat. Seinen Bemühungen mußte man es zuschreiben, daß bei zwey tausend Vilelas aus den Wäldern ihrer Väter herausgiengen, sich in neuen Kolonien versammelten und taufen ließen. Die Pocken rieben sie in der Folge größtentheils auf. Nicht wenige kehrten daher, um nicht angestecket zu werden, wieder in ihre väterländische Wälder zurück. Die übrigen wurden Anfangs in dem Gebiete von Cordova, nachmals aber in dem Gerichtssprengel von St. Jakob zu wohnen angewiesen; und zuletzt, weil unter der Aufsicht ihrer bisheriger Lehrer täglich mehrere abfielen, unserer Priester Obsorge übergeben. Von der ersten Auswanderung der Vilelas aus den Wäldern versprach sich die Provinz die herrlichsten Früchte; und hätte selbe auch wirklich noch über ihre Erwartung eingeerndtet, wenn man sich nach dem weisen Rath des Barreda gefüget hätte. Die damals am Brette saßen, sahen dabei auf ihren Privatnutzen, und vernachläßigten darüber das Wohl des Landes. Oft hörte ich den guten Barreda und zwar mit Grund darüber klagen. Ich würde dieses vollständiger entwickeln, wenn ich nicht der Ehre der andern, die ich tadeln müßte, schonen wollte.

So sehr Barreda den friedsamen Vilelas schmeichelte, so sehr ließ er die Abiponer und Mokobier, die damals noch die Spanier bekriegten, den ganzen Nachdruck seiner Waffen fühlen. Hat er ihre Kühnheit nicht ganz gebändiget, so hat er doch derselben Schranken gesetzt, und sie dafür mit häuffigen Niederlagen gezüchtiget. Seine Verdienste zu belohnen, machte ihn der königliche Statthalter zu seinem Stellvertretter, Feldobersten und Oberrichter im ganzen Gebiet von S. Jakob. Wie sehr er

in diesem Posten Aller Erwartung entsprochen hat, mag man hieraus abnehmen, indem er seine Würde ungefehr dreyßig Jahre bekleidete und bis an das Ende seines Lebens fortbehielt, von allen Gutgesinnten geschätzet, und von den Wilden gefürchtet. Die Meisten fanden an ihm nichts zu tadeln, als seine oft zu weit getriebene Herzensgüte. In Bestraffung der Schuldigen war er mehr nachsichtsvoll, als jähe und strenge. Er pflegte immer zu sagen: Es ist besser, daß zehn Schuldige der Straffe entgehen, als daß ein Unschuldiger gestraft werde. Wenn er einen richterlichen Ausspruch that, nahm er sich dabei immer mehr der Indianer als der Spanier an, vermög seines Grundsatzes: He de attender à la parte mas flaca. **Meine Pflicht ist, den Armen in Schutz zu nehmen.** Durch seine äußerst sanfte Gemüthsart verband er sich Aller Herzen. Außerdem war er auch von Seite seines Körpers schön gebaut, groß, ansehnlich und kraftvoll, also zwar, daß ein jeder leicht auf die Seele den Schluß machen konnte, die in selben wohnte. An einem unbescholtenen Lebenswandel, Redlichkeit und ungeschminkter Gottesfurcht ward er gewiß von keinem Civil- oder Militärbefehlshaber seiner Zeit, so wie ich sie kannte, übertroffen, wenn er sie anders nicht alle übertraff. In der Ehrerbietung und Dienstgefälligkeit gegen die Priester hatte er wenige Seines gleichen. Er schämte sich nicht, mir im Beiseyn vieler hundert seiner Soldaten und meiner Abiponer die Hand zu küßen, und, wenn ich Messe las, am Altare zu dienen. Die unerschütterte Gesundheit, der er auf den beschwerlichsten Reisen genoß, und sein Glück, womit er so vielen Gefahren immer unbeschädigt entgieng, und so viele schwierige Unternehmungen wider die Wilden ausführte, betrachtete ich immer als den Lohn seiner besonderen Frömmigkeit. Er widmete sich so ganz der Verwaltung seines Gebietes, daß ihm keine Zeit übrig blieb auf die Aufhäufung eines Privatreichthumes zu denken,

welches

welches sonst immer das erste Geschäft der Europäer in Amerika ist. Indessen war er seines unbeträchtlichen Vermögens ungeachtet einer der Freygebigsten. Durch diese seine glänzenden Eigenschaften und seine herrlichen Thaten, deren er so viele wider die Wilden vollführte, hat er wohl seinen Namen auf alle Zeiten unvergeßlich gemacht, aber sich auch den Neid der Niederträchtigen und Unthätigen zugezogen — ein Loos, das er mit allen grossen Männern gemein hatte, und das von einem zum andern erblich übergeht. Die Eulen hassen das Sonnenlicht; die Hunde bellen den Mond an, wenn er voll ist. Man durchgehe die Geschichte aller Zeiten, und man wird immer diejenigen Männer am größten finden, welche die meisten Neider und Schmäher gezählet haben.

Allein seine Thaten werden immer seinem Verdienste das Wort sprechen, und alle Schmähungen seiner Feinde zu Schanden machen. Unser Barreda hat nicht nur etlich und dreyßig theils langwierigen und theils kurzen Unternehmungen wider die Abiponer und Mokobier beigewohnt, sondern auch dabei, drey ausgenommen, das Oberkommando geführet. Seiner Siege, das ist, solcher, wie man sie in Amerika zu erfechten pfleget, waren so viele als seiner Angriffe. Kurz das Glück tratt ihm überall auf dem Fuß nach: ob er gleich demselben nichts, sondern alles der Vorsicht, dem Muth und dem Scharfsinn seiner Soldaten zu danken haben wollte, als wenn er eigentlich zu dem glücklichen Erfolge seiner Züge gar nichts, oder wenig beigetragen hätte. Nichtsdestoweniger schrieb jedermann denselben den Vorsichtsanstalten und Maaßregeln des Barreda zu: denn er gehörte nicht zu den Feldherren, welche, *wenn sie sich in ein Treffen einlassen, mehr auf ihren Muth als auf ihre Macht rechnen*, um mich des Ausdrucks des Livius (im 7. B.) zu bedienen. Niemals machte er sich aus Hoffnung Ruhm

 oder

oder Beute zu erhaschen an die Feinde, wenn nicht die Wahrscheinlichkeit zu siegen jede auch die geringste Gefahr Schaden zu leiden weit überwog. Um diese genau abmessen zu können, forschte er sorgfältig die Zahl der Feinde und die Vortheile, die ihm Zeit und Wege darbotten, aus. **Er bemühete sich vom Feinde alles so gut als von seinen eigenen Leuten zu wissen.** *) — Ein Lobspruch, den einst Livius dem Hannibal, dem einst so furchtbarem Feinde der Römer, beigeleget hat. Alle Tage schickte er, als worauf gar viel ankömmt, eine Rotte Kundschafter voraus, welche auf den Flug der Vögel, den Rauch, und alle Spuren der Feinde Acht haben, die Schlupfwinkel, worinn sie sich verborgen hielten, ihre Wohnplätze und Anzahl ausfindig machen sollten, damit er selbe unvorbereitet, im Schlafe, oder bei einem Trinkgelage, oder doch zu Fuße, da sie sich keines feindlichen Besuches versähen, sicher und unvermuthet überfallen könnte. Auch ist es nicht Furchtsamkeit, sondern Klugheit, die beste Gelegenheit zur Ausführung eines Vorhabens abzuwarten. Denn wie Vegetius, dieser Lehrer der römischen Kriegskunst, im 3. B. 22. K. sagt, so **greifen gute Feldherrn den Feind nicht geradezu an, als wobei auf beiden Seiten gleichviel Gefahr wäre, sondern sie suchen ihn immer aus einem Hinterhalt zu überfallen.** Hierauf muß vorzüglich ein Heeresführer sehen, der die Abiponer angreifen will; denn wie diese den Feind von weitem wittern, so machen sie sich aus dem Staub, um nicht überwunden zu werden, und halten die Flucht, wenn sie den Spaniern dadurch entgehen, für den herrlichsten Sieg, weil sie dabei ihr Blut

---

*) Omnia hostium haud secus, quam sua nota sibi esse conabatur.

Blut ersparen. Barreda verabscheuete jede Niederlage der Wilden, die einigen von seinen Leuten das Leben kosten sollte. Wo ich bin, sagte er einmal zu mir lächelnd, da geht alles gut. Hätte ich auch alle Wilde, die sich in Chaco aufhalten, über die Klinge springen lassen, und dabei zween Soldaten verloren, wahrhaftig! ich fürchtete mich bei meiner Rückkunft in der Stadt von dem Volk mit Koth und Steinen angeworfen zu werden. Dieses wünscht, daß die Wilden aufgerieben werden, aber die Soldaten sollten in dem Gefechte unsterblich bleiben. Barreda sagte hier die lautere Wahrheit. Das ist ganz begreiflich; denn auch in Europa pflegt das Volk den Sieg den einzelnen Soldaten, und die verlohrne Schlacht dem Heersführer zuzuschreiben. Da man nun aus vielfältiger Erfahrung wußte, daß Barreda bei allen seinen Unternehmungen minder kühn als klug zu Werke gieng, so folgten ihm die S. Jakober ohne Furcht und freudig, wohin er sie immer führte. Auch setzten diese trefflichen Krieger auf niemand mehr Vertrauen, als auf ihn; wie sie denn auch unter niemand andern kühner sich zeigten. Der blosse Ruf, in dem ein General steht, richtet den Muth des Heeres auf, oder schlägt ihn nieder. Ein Feldherr, den seine Kriegskenntnisse und Siege berühmt gemacht haben, der seine Anstalten vorsichtig, behutsam, und weise bedächtlich zu treffen pflegt, wem wird er nicht Muth und Zutrauen zu sich einflößen? Ein dumm Verwegener hingegen, der sein Blut eben so sehr zu vergießen scheuet, als er mit dem seiner Leute verschwenderisch umgeht, mehr Hitze als Klugheit äußert, und in allen Schlachten, die er dem Feinde geliefert hat, geschlagen worden ist, muß freylich seine Untergebenen zaghaft machen. Unter dem Barreda weigerte sich keiner zu dienen, weil auf ihn das Bild des Klaudian gepaßt hat.

— — — Ductorque placebit
Qui non praecipiti rapiet ſimul omnia caſu
Sed qui maturo vel laeta vel aſpera rerum
Conſilio momenta regens, nec triſtibus impar
Nec pro ſucceſſu timidus: ſpatiumque morandi,
Vincendique modum mutatis noſcet habenis.

(Der Heerführer wird Beifall finden, der nicht überall blindlings hineinſtürzt, ſondern durch reife Uiberlegung über die Schwierigkeiten nicht minder als über die günſtigen Umſtände Herr iſt, den Unglücksfällen gewachſen und unverzagt, den Zügel anzuziehen oder nachzulaſſen, zu zaudern und zu ſiegen weiß.)

Daß die Spanier von S. Jakob allen anderen in der Geſchicklichkeit etwas aufzuſpüren weit überlegen ſind, habe ich anderswo geſagt. Unſtreitig aber zeichnete ſich hierinn Landriel am meiſten aus. Dieſes Mannes bediente ſich Barreda viele Jahre, als des vornehmſten Werkzeuchen ſeiner Siege. Dieſen ſeinen Buſenfreund, Wegweiſer, und unvergleichlichen Ausſpürer der Wilden nahm er auf allen ſeinen Reiſen mit ſich. Er war ihm ſtatt vieler, und lieber als alle. Auch andere Spanier außerhalb dem Gebiete von S. Jakob nahmen ſich ihn oft zum Wegweiſer. Ich habe ſelbſt mit Erſtaunen geſehen, wie er ganz unbegreifliche Dinge über alle Erwartung vollführet hat. Nun werde ich den Sieg erzählen, den Barreda hauptſächlich mit Hilfe des Landriel über die Abiponer erfocht. Daraus mag man hernach auf das Uebrige ſchließen.

Landriel begegnete einſt, als er aus den entlegenſten Wäldern nach einer langwierigen Honig- und Wachsſammlung zurückkehrte, unterwegs dem Barreda, der eben mit

einigen

einigen hundert Reitern wider die Abiponer aufgebrochen war. Warten Sie hier ein wenig, sagte jener zu diesem, lassen Sie mich erst meine Maulthiere mit ihrem Honig und Wachs nach Haus führen. Morgen werde ich wieder mit trefflichen Pferden bei Ihnen seyn. Ich werde Sie gerade zu den Wohnplätzen der Abiponer führen. Ich habe selbe mit meinen Augen gesehen, und sogar im Nothfalle etliche abiponische Ochsen geschlachtet. Mit unglaublicher Freude und zuversichtlicher Siegeshoffnung sahen und hörten alle den Landriel wie ihren Schuzgeist an. Den andern Tag langte er wieder bei den Soldaten an, lenkte den ganzen Zug, und war dabei, so zu sagen, das Aug und die rechte Hand des Barreda. Nachdem die Truppen ihren Marsch in Chacò bereits einige Tage fortgesetzet hatten, lagerte er sie in einem sicheren Ort, weil er wußte, daß der Wohnplatz der Abiponer nicht mehr fern seyn konnte. Hier sollten sie nun verziehen und ausruhen, bis er wieder käme. Er selbst aber gieng mit einem Soldaten, den er sich besonders ausgewählet hatte, hin zu sehen, ob die Abiponer noch da wohnten, wo er sie vorhin gesehen hatte. Gegen den Anbruch der Nacht übergab er sein Pferd seinem Reisegefährten, und näherte sich allein zu Fuße der besagten Gegend. Allein wie er hin kam, fand er, daß sie nach ihrer Gewohnheit weiter gezogen wären. Er wußte in der Nähe einen für Wohnplätze der Wilden ganz bequem gelegenen See. Um nicht bemerkt zu werden, schlich er sich leise hinzu, und schloß aus der Menge der Feuerhaufen, die er um denselben herumbrennen sah, daß dort die Abiponer säßen, die er gesucht hätte. Wie er wieder an den Ort kam, wo er seinen Gefährten sammt dem Pferde gelassen hatte, fand er leider! weder das eine noch den anderen. Dieser glaubte, Landriel sey, weil er so lange ausblieb, von den Wilden erwischt worden, und nahm daher die Flucht. Barreda und alle seine Soldaten vermutheten das nämliche,

 nach-

nachdem sie so lange Zeit vergeblich auf die Rückkunft des Landriel gewartet hatten. Sie wußten nicht, daß dieser den Weg, den er vorhin zu Pferd dahin gemacht hatte, zu Fuß langsam zurück wanderte. Wie er endlich wieder glücklich bei den Seinigen anlangte, lebte bei ihnen wieder die Hoffnung zu siegen, beim Barreda aber der Muth auf, besonders, da sie hörten, daß Landriel den Wohnort der Wilden entdecket hatte.

Hierauf tratten alle unverzüglich den Marsch an. Als man nach einigen Stunden das Feld, das ganz in Wasser schwamm, und einen förmlichen See vorstellte, zurückgelegt hatte, entdeckte man die Gezelte der Wilden, welche die Soldaten sogleich angriffen. Die wenigen Männer, die zugegen waren, hielten den Anfall der Spanier nicht aus: sie getraueten sich aber auch nicht Widerstand zu thun, und ergriffen daher wie gewöhnlich lieber die Flucht, als die Waffen. Der Cacique der Horde, Alaykin, war dazumal mit den Streitbarsten seiner Leute vom Hause abwesend: denn hätten sie ihren Wohnplatz vertheidiget, so würde ohne Zweifel der Angriff blutiger abgelaufen seyn. Indessen wurden dennoch einige Indianer, die sich nicht schnell genug geflüchtet hatten, niedergesäbelt; die wehrlosen Weiber, Knaben und Mädchen aber alle gefangen; weil man ihnen jede Gelegenheit zur Flucht abgeschnitten hatte. Die Soldaten erbeuteten auch verschiedenen Hausrath, das Silber, das den Wilden bei so vielen Räubereyen in die Hände gefallen war, viele hundert Pferde und eine Menge Ochsen, die diese den Spaniern vorher weggenommen hatten. Da es schon spät am Tage war, brachten die Spanier die Nacht an dem nämlichen Ort, aber nicht schlafend, sondern wachend zu. Alle Gefangenen (man zählte ihrer mehr als hundert) wurden in der Verzäunung, in der man sonst die Pferde einsperret, sorgfältig bewachet,

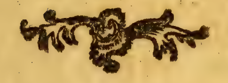
het. Man achte diesen Sieg nicht für geringe, weil derselbe blos in der Gefangennehmung einer wehrlosen Schaare bestand. Ich meines Theils ziehe diese einer Niederlage der Erwachsenen vor. Die itzt Knaben sind, werden einst Männer und Mörder der Spanier. Die Mädchen werden in der Folge der Jahre Mütter, die so viele Feinde der Spanier als Söhne gebähren. Ein Garten leidet mehr, wenn man die Wurzeln der Bäume ausreißt, als wenn man blos ihre reifen Früchte abpflücket. Wenn man den Wilden die Weiber sammt den Kindern wegführt, thut man ihrer Geschlechtsfortpflanzung mehr Schaden, als wenn man auch viele Männer niedermachte. Hierzu rechne man noch, daß die Spanier von den lebenden Weibern mehr Nutzen ziehen, als von den todten Männern, weil sie in der Folge, wenn sie Christinnen und gesittet geworden sind, ihrem Eigenthümer in der Hauswirthschaft treu und fleißig Dienste leisten. Das ganze Land weiß dieses aus Erfahrung. Wie die Abiponer Feinde von aller Arbeit sind, die des Kriegs und der Jagd ausgenommen, so sind ihre Weiber Feindinnen des Müßiggangs. Sie beschäftigen sich mit allem, was zum Unterhalt und zur Kleidung ihrer Familie gehöret, bis zur Ermüdung mit Freuden.

Nun wollen wir die Truppen von S. Jakob, wie sie nach der Plünderung des Wohnplatzes nach Haus eilten, betrachten. Unter den Gefangenen waren einige Spanierinnen, welche einst von den Abiponern gefangen worden waren. Eine von diesen rieth den Soldaten nicht auf dem Weg, auf welchem sie gekommen waren, sondern auf einem anderen bequemeren zurückzukehren. Diesen Rath befolgten sie um so viel lieber, da sie noch von der gestrigen Wasserreise vor Nässe trieften. Indessen verbreitete sich das Gerücht von dem Einfall der Spanier, und reizte alle in der Nähe wohnenden Abiponer zur Ra-

che. Ergrimmt über die Gefangennehmung ihrer Weiber und Kinder, fielen sie den Nachtrapp der Spanier an, wurden aber von diesen tapfer zurückgewiesen. Dennoch waren einige Soldaten, die ihrer selbst und der Gefahr vergaßen, nahe daran, da sie etwas weit zurück blieben, von den Wilden erwürgt zu werden. Einer von ihnen fiel an einem sumpfichten Orte vom Pferde. Die Wilden waren bereits im Begriff den Unglücklichen mit Lanzen zu durchstossen; allein der Kapitän Gorosito rettete ihn noch dadurch, daß er ihnen eine Flinte vorhielt. Am Ende kehrten wieder die Indianer, als sie sahen, daß sie umsonst zörnten, und Balgereyen ihnen weiter keinen Vortheil brachten, in ihren Aufenthalt zurück, und liessen die Spanier ruhig und ohne ihnen weiter aufzulauern, fortziehen. Der glückliche Erfolg dieser Unternehmung gereichte nicht nur dem Barreda ganz besonders zum Ruhme, sondern vermehrte auch die hohen Begriffe, die sich jedermann von der grossen Geschicklichkeit des Landriel schon vorher gemacht hatte. Alaykin schmerzte der Verlust so vieler seiner Untergebenen, und Pferde so sehr, daß er auf einen Frieden mit den Spaniern von Sant Yago und die Anlegung einer Kolonie für seine Horde antrug. Beides erhielt er selbst durch Zuthun des Barreda. Wo und mit welchem Erfolge man endlich für den Caciquen Alaykin den Flecken Conception erbauet habe, wird an seinem Ort gemeldet werden. In einer anderen Unternehmung, welche Barreda wider die feindseligen Mokobier ausführte, sind viele niedergemacht, und ungefehr zwey hundert gefangen worden. Diese Niederlage benahm den meisten Mokobiern den Muth. Um also von den Spaniern von S. Jakob nichts mehr befürchten zu müssen, begaben sie sich in den Flecken Xavier, welcher in dem Gebiete von Santa Fè für die Caciquen der Mokobier Aletin und Chitalin erbauet worden, und damals nur zwanzig Familien zählte. In der Folge aber

nahm

nahm derselbe durch den Zuwachs sowohl derer, denen Barreda Furcht einjagte, als auch derer, die er von der Gefangenschaft frey ließ, und dahin sandte, nach und nach beträchtlich zu. Barreda pflegte sich deßhalb immer im Scherze aber dennoch sehr richtig den zweyten Erbauer des Fleckens zu nennen. Ich übergehe eine Menge anderer Züge, die er mit gleich glücklichem Erfolge wider die Wilden unternommen hatte. Einige aber werde ich dennoch, wenn ich von den Schicksalen von Kordova sprechen werde, berühren. Seine Uiberfälle würden, wie mir Barreda oft versicherte, noch weit blutiger für die Wilden ausgefallen seyn, wenn ihm seine im übrigen treffliche Soldaten besser Folge geleistet hätten. Hier folgen seine Klagen.



# Achtes Hauptstück.

## Von einigen Fehlern der Soldaten von S. Jakob, ihren Kompagnien, und verschiedenen Befehlshabern.

Keine Klasse von Menschen ist von allen Seiten so vollkommen, daß sich nicht einige Fehler daran entdecken ließen. In dem glänzendsten Gestirn des Himmels erblicken wir zuweilen Flecken. Ungeachtet ich also fest der Meinung bin, daß die Soldaten von S. Jakob nie genug gerühmet werden können, so legte ihnen dennoch Barreda, ihr alter Anführer, hauptsächlich drey Fehler zur Last. Der erste besteht darinn, daß sie im Angriffe die Wohnplätze der Wilden nicht von allen Seiten umringten, und sie also entkommen ließen. Wenn dieß ein Anzeichen der Furcht ist, so ist es auch ein Beweis einer rühmlichen Vorsicht. Sie wollen sich lieber sicher stellen, als dem Ruhm nachjagen, eine Menge Wilde niedergemacht zu haben. Sie greifen diese daher vorwärts an, und lassen ihnen also den Wald frey, damit sie sich hinein flüchten können: denn sie wissen aus Erfahrung, daß sich die Abiponer und Mokobier, wenn sie sich völlig eingeschlossen sehen, wie wilde Thiere, grimmig und mit der äussersten Hartnäckigkeit zu wehren pflegen: auch wissen sie, daß der Verlust zweener Soldaten die ganze Provinz mehr in Schrecken setzet, als sie die Niedermetzelung von zwey hundert Wilden freuen kann. Durch diese Gründe bewogen, greifen die Soldaten von S. Jago, ohne hierinn-

falls

falls auf die Befehle ihres Anführers zu achten, die Feinde immer von einer Seite an, von welcher ihnen die wenigsten Gefahren drohen. Man muß dieses den paraguayischen Soldaten nicht verargen, als welche die Noth allein und eine ihnen aufgedrungene, elende Lanze zu Soldaten oder vielmehr zu Soldatenpuppen umstaltet. Bei regulirten Truppen, die zu den Fahnen ihrer Fürsten geschworen haben, findet freylich so was nicht statt. Diese dürfen von den ihnen angewiesenen Posten nicht einen Nagelbreit weichen, sollte ihnen auch der Tod aus tausend ähernen Feuerschlünden entgegen rasseln. Der Wink ihrer Heerführer darf sie allein leiten, und der Gehorsam gilt bei ihnen so viel als das Leben, und so gar noch mehr. Der zweyte Fehler, den Barreda seinen Soldaten vorwarf, war, daß ungeachtet er ihnen allemal scharf einband, ihren ersten Angriff stillschweigend zu thun, sie dennoch immer mit einem jämmerlichen Lärm und einem Zettergeschrey nach Art der Wilden angriffen. Das Stillschweigen trägt gar viel dazu bei, daß der Feind unbewehret überrumpelt werde: **ob gleich das jählings erhobene Geschrey den Stürmenden**, wie Plutarch in seinem Kato sagt, **dem Feind mehr Angst macht, als selbst ihr Schwert.** Drittens endlich tadelte Barreda an seinen Untergebenen die allzugrosse Begierde Beute zu machen. Wenn die wehrlosen Weiber und Kinder gefangen waren, liefen sie hastig auf das Feld hinaus, die Pferde zusammenzusuchen, anstatt daß sie den Flüchtigen hätten nachsetzen, ihnen den Rest geben, und sorgfältig Wache halten sollen, damit nicht etwa die Wilden, wenn sie sich von ihrem Schrecken erholen, aus ihren Winkeln hervorbrechen, und denen die Spitze weisen, denen sie vorher den Rücken zugekehret hatten. **Oft**, sagt Tacitus im 4. B. **war den Siegenden der arge Wetteifer um die Beute, wodurch sie vom Feinde**

**abliess-**

ablieszen, nachtheilig. *) Barreda selbst wär in einer Unternehmung wider die Mokobier in der augenscheinlichsten Gefahr sein Leben zu verlieren. Denn da er in den bereits geplünderten Hütten der Wilden mit einem einzigen Soldaten zurück blieb, indem die übrigen die Pferde auf den Wiesen zusammen fiengen, sprang auf einmal ein Mokobier unter einer solchen Binsendecke, worunter er verborgen gelegen hatte, hervor, und schoß auf seiner Flucht einen Pfeil nach der Brust des Barreda ab, welcher ihm ohne den Widerstand seiner wollenen Kleider ganz gewiß das Leben genommen hätte. Dem Mokobier jagte er dafür auf der Stelle eine Kugel durch den Leib. Wenn wird nicht das schmutzige Plündern der Hütten, so wie es mir Barreda geschildert hat, lächerlich vorkommen? Sie durchsuchen alle Winkel und Ecke, raffen alle Kannen, Töpfe, Kürbisse, Muscheln, Thierhäute, Straussenfedern, kurz, alles Fetzwerk zusammen, und lassen nichts als den Staub zurück. Allen diesen Trödelkram tragen sie fleißig und ohne Beschwerde nach Hause, um selben als Siegeszeichen allen ihren Nachbarn und zuweilen auch ihren Enkeln zu weisen. Dieses mißfiel dem Barreda, ungeachtet ich es ganz verzeihlich finde. Ich erinnere mich von europäischen Regimentern, folglich von regulierten Truppen gehört zu haben, daß man sie bei einer Plünderung des feindlichen Lagers kaum in Ordnung und in den Schranken der Kriegszucht erhalten konnte. Warum sollen wir also die amerikanische Landmiliz so sehr verdenken, deren Hausrath gemeiniglich sehr kompendiös aussieht? Sold wird ihnen niemals abgereichet; sie mögen noch so lang dienen. Zudem müssen sie sich, so oft sie aufgebotten werden, auf ihren eigenen Pferden, mit eigenen

Waffen

*) Saepe obstitit vincentibus pravum inter ipsos certamen, omisso hoste spolia consectandi.

Waffen und eigener Verpflegung den Beschwerden des Krieges unterziehen. Sie sind oft zwey Monate von Hause weg, binnen, welcher Zeit sie ihr Hauswesen versäumen. Da sie öfters eben so gefahrvolle, als beschwerliche Reisen machen, so besitzen sie weniger Vermögen als die übrigen Spanier, weil sie so vielmal wider die Feinde ausziehen müssen.

In dem ganzen Gebiet von S Jago zieht kein Soldat einen Sold. Alle Pflanzer sind in Kompagnien abgetheilet, deren einige aus zweyhundert, andere aus mehr oder weniger Köpfer bestehen. Jede hat einen Hauptmann, Lieutenant, Fähndrich (ein leerer Name, weil sie keine Fahnen haben) und Corporalen. Dem Hauptmann liegt ob, seine Soldaten zu dem Streifzug aufzubieten; dem Lieutenant hingegen, für die Sicherheit der Pferde zu sorgen, wenn sie unberitten miteinander auf dem Wege fortgetrieben werden, oder des Nachts auf dem Felde weiden. Denn Viele machen zwar die langwierigsten Reisen immer auf dem nämlichen Pferde; Die Reichen aber nehmen deren oft vier und oft auch zehn mit, um von Zeit zu Zeit damit abwechseln zu können. Der Fähndrich ist verbunden die Stelle des Lieutenants, wenn dieser abwesend ist, oder schläft, zu versehen. In jedem Kanton der Provinz ist ein Obristwachtmeister (Sargento mayor), unter dem die Hauptleute mit ihren Kompagnien stehen, und welcher alle, die mitziehen müssen, bestimmet. Dieser läßt nun oft aus Partheylichkeit und theils der Geschenke wegen, womit ihn die Reicheren bestechen, diese zu Hause, und bietet dafür Dürftige und oft auch Untaugliche zu Kriegsdiensten auf. Wie oft habe ich nicht Mißvergnügte in meine Ohren darüber murren gehört? Diesen abscheulichen Gebrauch, welcher im ganzen Lande eben so sehr im Schwange geht, als er demselben zum Verderben gereichet, mißbilligen alle, aber keiner getrauet sich demselben einen

Damm zu setzen. Der oberste Kriegsbefehlshaber Barreda ließ keinen Pflanzer, wie er sich den gegen alle äußerst billig wies, zu Kriegsdiensten aufzeichnen, der nicht wenigstens vier Pferde besaß, und zu Hause Brüder oder erwachsene Söhne hatte, die in seiner Abwesenheit seine Wirthschaft treiben konnten, damit diese nicht in Unordnung gerieth. Zu meiner Zeit zählte man in dem ganzen Gebiet von S. Jago 11 Kompagnien, welche jedesmal den Namen ihres Hauptmanns führten. Damals kannte ich die Hauptleute: Herrera, Coria, Galeano, Gorosito, Domingues, Ventura, Hilario &c. Mit jedem derselben bin ich gereiset, und lang umgegangen. Hierzu gehört noch die Kompagnie der Kundschafter (Batidores del Campo) die zwar aus wenigen Köpfen, dafür aber aus lauter Leuten von geprüftem Muth und Scharfsinn besteht. Hierauf kömmt bei dem Ausschlage der Unternehmung viel an. Am meisten hat sich bei dieser Kompagnie Landriel ausgezeichnet. Dieses Mannes landkündige Verdienste zu belohnen, machte ihn der Statthalter von Tukuman Martinez del Tineó zum Maestre de Campo. Lieber hätte ich gehört, daß man ihm seine Einkünfte und sein Vermögen vermehret hätte, als das man ihm einen unfruchtbaren Titel ertheilet hat. Sein Vater war, wie man sagte, von Adel; seine Mutter aber, wenn uns nicht Gesichtsbildung, Farbe und Sprache gänzlich getäuschet hat, eine Indianerinn. In dem Gebiete von S. Jakob, ich weiß nicht mehr, wo, erblickte er zuerst das Licht der Welt. Lesen und schreiben konnte er, außerdem aber hatte er auch nichts studiert. Er war redlich, rechtschaffen, scharfsinnig, klug und gottesfürchtig in einem hohen Grade; von Körper klein, aber stark: und lebte, wenn ich mich nicht irre, stets unverheurathet. Als ich von der Stadt wieder zurück kehrte, besuchte ich ihn an dem Ufer des sogenannten süßen Flußes, nicht weit von Soconcho, wo er nebst seiner Mutter in einem elenden

Häus-

Häuschen wohnte; und bemitleidete die Armuth des verdienstvollen Mannes. Ich glaubte, wenn man kleine Dinge mit grossen vergleichen darf, den durch so viele Siege und Würden berühmt gewordenen Feldherrn der Römer, nämlich den Marius, vor mir zu sehen, wie er sich in dem Landhof Civernas mit der Landwirthschaft abgab. Landriel war darum so unvermögend, weil ihm die immerwährenden Streifzüge seine meiste Zeit wegnahmen, und überhaupt die öffentliche Wohlfahrt mehr als sein Privatnutzen am Herzen lag. Man wird sich in der Folge hievon noch mehr überzeugen. Der kurz vorhererwähnte Statthalter schenkte ihm die Länderey Alarcòn, welche sich auf mehrere Meilen erstrecket, mit vielen Wäldern besetzt, aber mit einer unermeßlichen Einöde umgeben ist, und darum wegen der feindlichen Uiberfälle ohne Gefahr niemals weder angebauet, noch sonst auf irgend eine Art genützet werden kann. Wäre dem Könige von Spanien, der sonst das Verdienst so gern belohnet, das, was Landriel im Kriege geleistet, die Gefahren und das Ungemach, das er ausgestanden, und die Vortheile, die das Land aus seinen Bemühungen gezogen hat, zu Ohren gekommen; so ist kein Zweifel, daß er ihm dafür schon lange einen ansehnlichen Gnadengehalt für seine ganze Lebenszeit ausgeworfen hätte. Dieß wünschten alle Gutgesinnte. Das hätte ich auch gern dem rechtschaffenen Manne gegönnt. Allein es ist, und besonders in Amerika, nur zu wahr, was ein Dichter sagt: **Die Reichthümer giebt man nur den Reichen.** *)

Die letzte oder vielmehr die erste und Leibkompagnie besteht aus lauter ausgedienten Capitänen (Capitanes reformados.) Diese begleiten nur den Unterstatthalter, als den Oberkriegsbefehlshaber, wenn er zu Felde zieht, sind aber dafür von allen übrigen Kriegsdiensten



*) Dantur divitiae non nisi divitibus.

und Lasten frey. Um eine solche Freyheit zu erhalten, kaufen sich viele, die mehr Vermögen als Muth besitzen, den Titel eines ausgedienten Kapitäns, wiewohl sie in ihrem Leben weder Kapitäns- noch Lieutenantsdienste gethan haben. Es ist unglaublich, wie hitzig alle Amerikaner, sowohl Spanier als Indianer, nach den militärischen Würden streben, und was für eine Gewalt dergleichen Ehrennamen über ihr Herz haben. Sie mögen hungrig und durstig seyn, vor Elend verschmachten; man heiße sie aber einen Kapitän oder Obristwachtmeister; und sie werden wieder aufleben, und über neun Berge gehn, wenn mans von ihnen foderte. So kitzelt und sättiget sie der Offiziersrang; so treibt er sie zu grossen Thaten an. Der Heißhungrigste kann nicht so nach Speise lechzen. Ein gemeiner Soldat machte mir einst Schuhe. Statt seines Lohnes foderte er von mir, ich sollte ihm bei dem Unterstatthalter Barreda den Unterleutenantstitel zuwege bringen, ob er gleich nie eine Korporalsstelle, sondern vielmehr, wie mir Barreda zur Antwort gab, zweymal wegen zwoer Mordthaten den Galgen verdient hätte, wenn nicht der erste Anfall im Zorne in etwas zur Milderung seines Verbrechens gediehen wäre. Ein alter Spanier machte Fuhrwägen, Hausthüren und Mühlräder, und wurde daher von dem unwissenden Volk der Mathematiker genannt, vielleicht auch dem Archimed vorgezogen? Barreda hätte gern durch ihn die Hausthüren und Fensterstöcke in der neuen Kolonie Conception zimmern lassen. Da er aber wußte, daß sich der alte Zimmermann durch kein Bitten dahin bewegen lassen würde, eine Reise zu den Abiponern zu thun, indem er von seinem Hause, so wenig als der Schneck von dem seinigen wegzubringen war, entschloß er sich zu einer unschuldigen List. Er machte den Spanier öffentlich zu einem ausgedienten Kapitän. Wenige Tage darnach wird die Reise des Barreda in die Kolonie angesagt. Ihn zu begleiten wurden zwo

Kompag-

Kompagnien und wie gewöhnlich alle ausgediente Kapitäne aufgebotten. Da nun der wohlachtbare Künstler mit darunter war, so konnte er die Reise nicht ausschlagen. Diese Anekdote erzählte mir Barreda so, wie ich sie izt erzählet habe, in dem neuen Flecken Conception, und erinnerte mich zugleich, daß ich den erwähnten Arbeitsmann mit dem prächtigklingenden Ehrenwort Kapitán begrüßen sollte: indem dieß ein unfehlbares Mittel seyn würde, seinen Fleiß rege zu machen. Ich befolgte seinen Rath. So oft ich in seine Werkstätte gieng, streuete ich fast in alle Sätze, die ich zu ihm sagte, das Señor Capitan Herr **Kapitán** ein. Ja, antwortete er mir, ich bin mit der Gnade Gottes Kapitán. Das kann ich nicht läugnen. Aber was ists? Die Wenigsten wissen, was ich bin. Dabei stieß er einen tiefen Seufzer hervor. Hierauf erschöpfte ich alle meine Beredsamkeit um den Vorzug und die Würde eines ausgedienten Kapitáns zu zeigen; und zugleich auch seine großmächtigen Verdienste der Ordnung nach auseinander zu setzen: bei welcher Lobrede ich doch sonderheitlich darauf Acht gab, daß sich jeder Period mit den Worten Señor Capitàn anfieng und schloß. Eben dieses thaten auch auf meinen Rath andere, und vorzüglich Barreda. Dadurch erlangten wir wenigstens den Vortheil, daß uns der gute Greis die Thüren, Fensterläden und das übrige zu unsern Wohnungen Gehörige in größter Eile, wiewohl nicht sehr zierlich herstellte. So viel vermag bei ihnen das leere Ehrenwort Kapitán. Dieses fand ich in dem nämlichen Flecken und in der nämlichen Zeit durch ein anderes Ereigniß bestättiget.

Barreda ließ ein überaus grosses Feld durch seine Soldaten einzäunen, ackern und mit türkischem Korn, Melonen, Baumwolle u. d. gl. besäen. Ja er ackerte sogar selbst mit, damit sich die Abiponer nicht des Pfluges schämten. Nach vier Tagen mußte er, eines dringenden

Geschäftes wegen, wieder in die Stadt zurück. Er trug daher einem gemeinen aber im Ackerbau sehr erfahrnen Soldaten auf binnen dieser Zeit das Feld ganz durchzuackern, und gehörig zu besäen. Zum Lohn verhieß er ihm den Titel eines ausgedienten Kapitäns. Durch diese so unwiderstehliche Lockspeise angereizet, übertraff der Soldat die Erwartung des Barreda und sich selbst. Vom Morgen bis auf die Nacht setzte er die Ochsen und seine Gehilfen bei der strengsten Sonnenhitze in eine solche Betriebsamkeit, daß er und alle seine Mitarbeiter in ihrem Schweiße so zu sagen schwammen. Der Sonnenstrahlen, des Essens, des Schlafes und fast seiner selbst uneingedenk, arbeitete er mit so einem Eifer, daß er mit seinem Geschäft früher fertig ward, als es jemand vermuthete. Barreda erklärte also den trefflichen Pflüger, noch vor seiner Abreise, vor seinem Reitergeschwader unter Trommelschlag zum ausgedienten Kapitän. Wer soll sich nun des Lachens enthalten können? Ich wenigstens konnte es nicht, wie wohl ich hart neben dem Barreda zu Pferde saß. Nun aber sehe man, wie zergänglich alles unter der Sonne ist, und lache sich satt darüber. Der neue Kapitän verlor noch, ehe drey Tage vergiengen, seine Würde und die Gnade desjenigen, der ihm selbe verlieh. Es verlohnet sich der Mühe dessen Ursache herzusetzen, weil man dadurch einen tadelnswerthen Gebrauch der Soldaten von S. Jakob kennen lernet. Die Abwesenden sehnen sich ungemein nach Hause. Wenn man sie nach den Kolonien aussendet, wandern sie den Weg dahin sehr langsam, zurück aber mit der äußersten Geschwindigkeit. Ich habe beobachtet; daß sie zur Hinreise vierzehn Tage, und zur Nachhausreise kaum sieben Tage brauchten. Sie scheinen zu kriechen, wenn sie kommen, zu fliegen, wenn sie zurückkehren. Das Nämliche gilt auch von den Pferden in Paraquay. Um sie von ihrer Weide wegzuführen, hat man des Sporns nöthig; bringt man sie wieder dahin, so

kann

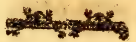
kann man sie kaum mit dem Zügel aufhalten. Ohne ihren Lauf zu unterbrechen, reißen sie überall durch, und rennen spornstreichs ihren Kameraden auf der Weide zu. Ist die Unternehmung geendigt, und hat man sich wieder nach der gehörigen Entfernung vom Feinde aus den Reihen und Gliedern getrennet, so ruhen dennoch die Krieger von S. Jakob nie aus. Jeder will seine Angehörigen am ersten sehen, und von ihnen gesehen werden. Tag und Nacht spornen sie ihre Pferde an, damit sie, wenn sie gleich keine Wunden aufweisen können, dennoch auf das Bäldeste gesund und wohlbehalten zu Hause anlangen. Ich habe einen Kapitän gekannt, welcher eine Reise von dreyen Tagen in vier und zwanzig Stunden verrichtet, und unterwegs sieben Pferde zu Schanden geritten, und zurückgelassen hat. Dieses heftige Heimweh macht, daß die Soldaten, indem sie in die Wette nach Haus eilen, oft ihren Befehlshaber fast allein lassen. Gleiches wiederfuhr auch dem Barreda auf der kurz vorher erwähnten Reise. Da er sich von nur sehr wenigen begleitet sah, zog er es dem Spanier, den er erst vor drey Tagen zum Kapitän gemacht hatte, hoch an, daß auch dieser in seinem Gefolge mangelte. Er schickte daher einen von seinen Leuten voraus, der jenem seine Absetzung von der neuerlangten Würde ankündigen mußte. Ganz betroffen über diese Bottschaft, verwünschte er seine Eilfertigkeit und weinte fast über den Verlust seines Ranges. Landriel rieth ihm die Ochsenhörner, deren sie sich statt der Trinkgefäße bedienen, sogleich mit frischem Wasser anzufüllen, zum Barreda zurückzukehren, und ihm dasselbe mit dem Beisatze zu überreichen, weil man in dieser Gegend auf viele Meilen weit kein frisches Wasser haben könnte, sey er voraus geritten, dem Unterstatthalter aus dem Flusse Turugon eines zu bringen. Diese Gefälligkeit besänftigte den durstigen Barreda, und da er an keine List dachte, so bestättigte er dem gutherzigen Mann

seinen Kapitänstitel. Ich habe diese unerhebliche Anekdote darum hier angeführet, um meinen Lesern von der heißen Sehnsucht der Spanier nach Officierstiteln einen anschauenden Beweis zu geben. Begegnet man auf dem Lande einem Spanier oder Halbspanier, so darf man ihn beileibe nicht, wenn man ihn anders nicht aufbringen will, bei seinem Tauf- oder Geschlechtsnamen allein nennen. Man muß auch seinen militärischen Charakter beisetzen. Ist er von der niedrigsten Volksklasse, so nennet man ihn einem Korporal oder Wachtmeister, Señor Cabo de Esquadra oder Señor Sargento. Ist seine Stirne mit Runzeln, seine Scheitel mit grauen Haaren besetzt, trägt er Schuhe oder Stiefel, sein Kleid mag noch so abgenützt aussehen, so nehme man keinen Anstand ihn einen Kapitän zu nennen. Hat er aber an seinem Zaume silberne Schnallen, Steigbügel von Kupfer (denn man bedient sich daselbst blos hölzerner) silberne Sporne, und außerdem noch einen Stab bei sich, ja dann lege man ihm ungescheut den Titel eines Obristwachtmeisters (Sargento mayor) oder eines Maeſtre de Campo bei. In einer ansehnlichen Stadt in Tukuman (ich habe mich lange darinn aufgehalten) heißen alle Bemittelte Maeſtre de Campo, und sind es auch in Wahrheit; denn Feldbau und Viehzucht adeln daselbst, und geben Allen Unterhalt. Sie halten jeden für einen rohen Menschen, den man in gar keiner Gesellschaft leiden soll, der nicht immer mit Ehrentiteln, nach denen ihr Herz lechzet, um sich wirft. Ein unsriger Pater traff einst auf der Reise bei einem Scheideweg einen Spanier an, bei dem er sich wegen der Strasse, die er einzuschlagen hätte, Raths erholte, und den er daher einigemale einen Kapitän nannte. Dieser hielt sich dadurch für beleidiget. Mein Pater! fuhr er ihn mit gerunzelter Stirne an, wie lange willst du mich noch zum Zorn reizen? Wie du so unwissend und fremde thust. Wie, du hättest noch bis itzt nicht

erfahren,

erfahren, daß ich Obristwachtmeister bin! So ereifern sie sich, wenn man ihre Ohren nicht mit der gebührenden Ehrenbenennung kitzelt: aber sie erröthen nie, wenn man ihnen über die Gebühr einen höheren Titel giebt. Barreda schrieb einst in meinem Beiseyn an den Statthalter von Tukuman, und nannte ihn in seinem Brief einen Obersten, wiewohl derselbe blos Obristlieutenant vom Fußvolke (Theniente Coronel) war. Ich erinnerte dießfalls den Barreda, weil ich glaubte, daß er sich geirret hätte. Allein er versetzte: Ich habe dieses mit Fleiß, und nicht aus einem Irrthum hingesetzt. Sie wissen den Brauch in Amerika noch nicht. Bei uns fodert es die Lebensart, den Rang des andern wenigstens um einen Grad zu erhöhen. Paraquay ist wegen der grossen Menge des darinn sich befindlichen Viehes nicht nur voll Kälber, sondern auch voll Titeln, an denen sich die Eingebohrnen eben so sehr weiden, als die Europäer am Kälberbraten. Ob ich nun gleich bisher von den Soldaten von S. Jakob, ihrem Anführer Barreda und ihrem Vorläufer Landriel vieles gesagt habe, so ist mir dennoch in der Folge davon noch viel zu sagen übrig.

---



# Neuntes Hauptstück.

## Von dem Grimme der Abiponer wider die Spanier von Cordova.

Kordova, die vornehmste Stadt in Tukuman und der Sitz eines Bischofs, hatte noch vor wenig Jahren die blühendste Akademie in ganz Sudamerika, zierliche Häuser, und bemittelte und ansehnliche Bürger. Der die Stadt und das dazugehörige überaus weitläuftige Gebiet verwaltet, und über Krieg oder Frieden entscheiden kann, führt nicht den Titel als Unterstatthalter, sondern als Stellvertretter des Königs (El Theniente Rey). Die Lage der Stadt, die an dem kleinen Fluß Pucara, und mitten unter Hügeln liegt, ist weder sehr angenehm, noch gesund. Auf der Seite gegen Santa Fè und Buenos Ayres gehöret zu Cordova eine zu Viehweiden ganz bequem gelegene Ebene von mehr als hundert Meilen. Gegen Chili hingegen und S. Jakob besteht das Gebiet dieser Stadt aus Bergen und Thälern. Beide sind der Aufenthalt einer zahllosen Menge Hornvieh, Pferde, Maulthiere und Schaafe, des vorzüglichsten und beinahe einzigen Reichthums der dortigen Einwohner. Blos aus ihren Meyereyen wandern jährlich in Peru gegen zehn tausend Maulthiere, die da ihren Eigenthümern ein Namhaftes abwerfen; denn ein zweyjähriges noch unabgerichtetes Maulthier kostet in Kordova drey spanische Thaler (6 deutsche Gulden) zu Lima aber zehn bis vierzehn Thaler. Die Spanier von Cordova setzen also ihren Reichthum so wie ihre

Lust

Lust in ihre Meyereyen. Sie sind auf den Feldern, Bergen, und in den Thälern zerstreuet und meistens weit von einander. Die Luft ist in diesem sehr bevölkerten Theile von Tukuman, die Stadt allein ausgenommen, ziemlich gesund, wegen der nahen Gebirge von Chili aber oft kalt. Die Einwohner sind aufrichtig, stark, lebhaft, aber wenn sie zu Feld ziehen, eines besseren Looses werth. Getreid bauen nur die Wenigsten, ungeachtet ihnen das Erdreich die reichhaltigste Erndte verspräche. Daher kennen auch die Meisten außer der Stadt das Brod nicht, dessen Stelle hier wie in ganz Paraquay das Rindfleisch vertritt. Nirgends sieht man größere Wälder von Kütten, Pomeranzen, Granatäpfel- und besonders von Pfirsichbäumen, als in der Gegend um Cordova. Auch mangelts daselbst nicht an Feigen, Nüßen, und anderen Amerika eigenthümlichen Früchten.

Cordova dürfte sich immer glückselig schätzen, wenn die Pampas (südliche Wilden), die Abiponer und Mokobier die Einwohner zu Athem kommen ließen. Wenn das übrige Paraquay von den Abiponern oft nicht wenig auszustehen hatte, so setzen diese den kordovesischen Kolonien so unabläßig zu, daß ihre Einwohner an keinem Ort, und zu keiner Zeit vor ihnen sicher waren. Oft näherten sich die Abiponer nicht blos einzelnen oder entlegenen Meyereyen, sondern auch der Stadt selbst mit so vieler Sicherheit, als wenn sie geglaubt hätten, die ganze Gegend sey blos von Weibern oder Schlafenden bewohnet, und ohne alle männliche Vertheidiger. Zwar fehlte es dieser grossen Provinz nie an hinlänglicher Macht, die Abiponer zurückzuschlagen, sondern nur ihren Truppen an Muth und Anführern, die da mit ihrem Beispiele ihren Landesleuten Herzhaftigkeit eingeflößet, und sich ihrer mit Vortheil zu bedienen gewußt hätten. In ganz Paraquay giebt es schwerlich Reiter oder Pferde, die es denen von Cor-

dova

dova an Geschwindigkeit zuvor thäten. Ich übergehe die übrigen Vorzüge ihres Köperbaues, ihre Geschicklichkeit, Größe, Stärke, Behendigkeit und ihren Waffenvorrath: denn da sie vermöglicher sind, so können sie sich auch die nöthigen Gewehre leichter als die übrigen Paraquayer anschaffen. Wenn nur die Cordoveser sich selbst und ihre Kräften kännten, wahrhaftig sie würden diese mit leichter Mühe besiegen, wenn sie nur dazu das Herz hätten. **Die sich am meisten fürchten,** sagt Sallust in Jugurtha, **schweben immer in der größten Gefahr:** und nach dem Livius (28.) **ist die Gefahr desto geringer, je weniger man sich fürchtet.** Da die Abiponer immer an den Soldaten von Cordova diese Zaghaftigkeit wahrnahmen, so fielen sie unaufhörlich, ungescheut und meistens auch ungeahndet in ihr Gebiet ein. Auf den Strassen nach Peru, Buenos = Ayres und Santa Fè wurden sehr oft Todtschläge und Räubereyen verübet. Wenigstens hatte man stets Ursache sich zu fürchten. Die Reisenden wurden von den Wilden entweder umgebracht oder geängstiget. Nirgends genoß man einer Sicherheit Die Gipfel der höchsten Felsengebirge schützten vor ihnen so wenig, als die tiefsten Wälder. Wie die Jagdhunde spürten die Abiponer alles aus, und kehrten selten mit leeren Händen zu den Ihrigen zurück. Ich werde nun von einer Menge Unfälle etliche wenige anführen, nämlich die neueren, und die mir am besten bekannt sind.

Von denen, die in den entfernteren Wäldern aus den hohlen Bäumen Honig und Wachs sammelten, wurden nicht wenige theils erschlagen, theils gefangen. Am h. Josephstage fiel, kaum daß der Tag zu grauen anfieng, ein grosser Haufe Abiponer unter der Anführung des Alaykin in den Meyerhof, Sinsacate, welcher ungefehr zehn Meilen von der Stadt weg liegt. Carranza, ein Weltpriester, hatte darüber die Aufsicht. Tags vorher hatte

sich

sich daselbst aus den nahen Meyereyen viel Volk versammelt um am Festtage in der nahen Kirche Jesus und Maria dem Gottesdienst abzuwarten. So viele die Wilden erblickten, so viele wurden ermordet, oder in die Gefangenschaft geschleppet. Der Gefangenen, Mohren und Spanier waren fünf und zwanzig. Der Erwürgten zählte man noch mehr: die übrigen hatten sich durch die Flucht gerettet. Eine Halbspanierinn verwundete einen Abiponer, der bereits schon nach ihr den Stoß führte, mit einem Degen, und entriß ihm die Lanze, die man nachmals wie ein Siegeszeichen in der Meyerey Carroya aufbewahrte, wo ich sie einige Jahre darnach, so wie den Abiponer, dem sie zugehörte, aber an einem anderen Orte, selbst gesehen habe. Sinſacate wurde völlig geplündert; auch trieben die Wilden alle Pferde und Maulthiere, wovon die Felder derselben Gegend voll waren, mit sich fort. Die Meyerey Jesus Maria retteten noch ihre Mauern; indessen litt selbe dennoch keinen kleinen Verlust an Vieh. Auf das Gerücht von dieser Trauerscene eilten endlich die Soldaten von Cordova hinzu, um wenigstens die Gefangenen, da sie den Todten das Leben nicht mehr geben konnten, in Freyheit zu setzen. Sie ritten daher eine Zeitlang den fliehenden Abiponern nach, konnten aber selbe eines sehr grossen Sees wegen nicht einholen, weil, ungeachtet die Indianer ohne Verzug darübergesetzet hatten, dennoch die Spanier denselben wie ein kleines Meer betrachteten, über das man schiffen und nicht mit einem Pferde schwimmen könnte. Sie zogen sich also wieder zurück, ohne den Feind auch nur von weitem gesehen zu haben. So trefflich die Soldaten von Cordova reiten, so taugen sie dennoch zum Verfolgen der Wilden nicht, weil sie eben so wenig schwimmen als fliegen können. Die meisten von ihnen wohnen an Oertern, wo sie keine Gelegenheit zum Schwimmen haben, oder wo es nicht gewöhnlich ist. In Paraquay wenigstens hält man auch auf den herzhaftesten Soldaten

nichts,

nichts, der nicht im Schwimmen erfahren ist. Denn auf langen Reisen durch die unermeßlichen Ebenen und Wüsteneyen müßen die Truppen oft über Seen, Flüße und furtlose Bäche setzen, worüber sie weder eine Brücke schlagen, noch mit Schiffen fahren können, da es ihnen selbst oft an Holz fehlet, woraus man eines zimmern könnte. Aber setzen wir auch, daß sie Holz genug hätten, so haben sie doch nicht Zeit sich mit dem Schiff- oder Brückenbau abzugeben; weil, den flüchtigen Wilden einzuholen oder in seiner Wohnhütte zu überfallen, die äußerste Geschwindigkeit und das strengste Stillschweigen unumgänglich erforderlich sind. Durch Axtschläge und das Geräusch der Arbeitenden würden sich die spanischen Soldaten selbst verrathen: die Wilden hingegen würden, so bald sie die Annäherung der Feinde bemerkten, entweders ihre Flucht beschleunigen, oder Ort und Zeit abwarten, um auf die Spanier selbst unvermuthet loszugehen, wie ich mich denn an mehrere dergleichen Vorfälle erinnere. Eben so wenig würden die Wägen, auf denen man wie bei europäischen Kriegsheeren Kähne und Pontons mitführte, einen Nutzen stiften: denn außerdem, daß sie sich mit der Geschwindigkeit der Reiterey nicht wohl zusammenreimen lassen, und die Reise zögern, so werden sie auch in den morastigen Orten stecken bleiben, und durch das Geklirre der Räder die herumreitenden Kundschafter der Wilden zur Unzeit selbst mit Gefahr, daß die ganze Unternehmung scheitere, von dem Anzuge der Spanier unterrichten. So wie die Alten mittelst aufgeblasener Schläuch über die Flüße setzten, so pflegen sich die Reisenden in Paraquay auf eine viereckichte, und auf den vier Seiten mittelst eines Strickes wie ein Hut aufgestülpte Ochsenhaut zu setzen und sich von einem andern Schwimmer, der einen an die Ochsenhaut festgemachten Riemen in der Hand hält, von einem Ufer zum entgegengesetzten ziehen zu lassen. Allein da in einem solchen ledernen Fahrzeuge (die Spanier nennen

es

es Pelota) nur ein Mann Raum hat, wie viele Zeit würde nicht vergehen, bis 4 oder 500 über einen auch nicht sehr breiten Fluß gebracht würden? Hieraus ergiebt sich der Schluß, daß alle Soldaten, die nicht schwimmen können, zu eiligen Streifzügen wider die Wilden nichts taugen. Darum haben die von Corrientes, Santa Fè, Paraquay und S. Jakob unstreitig vieles vor denen von Cordova voraus: weil jene von Jugend auf sich im Schwimmen üben, und folglich über die breitesten Flüße spielend und lachend setzen. Wie viel die Römer auf die Kunst zu schwimmen gehalten haben, erhellet aus dem Vegetius. Jeder Rekrout, sagt er im 1. B. 10. K., muß ohne Ausnahme in den Sommermonaten schwimmen lernen. Denn man hat nicht immer Brücken zum Uibersetzen der Flüße; und sowohl das sich zurückziehende als auch das nachsetzende Kriegsheer ist sehr oft in dem Falle darüberschwimmen zu müssen. Oft schwellen die Bäche vom Schnee oder von jählingen Regengüßen auf. Die Unerfahrenheit (im Schwimmen nämlich) setzt also den Soldaten nicht blos in Ansehung des Feindes, sondern auch in Ansehung des Wassers selbst einer Gefahr aus. — — Es ist sehr gut, wenn man nicht nur die Fußgänger, sondern auch die Reiter und selbst die Pferde im Schwimmen übet, damit nicht der Ungeübte, wenn die Umstände dasselbe nothwendig machen, ein Unglück zu befahren hat. Er setzt an eben diesem Orte hinzu, daß die Römer das nahe an der Tiber gelegene Feld, Campus Martius genannt, zur Fecht- und Schwimmschule für die jungen Krieger bestimmt haben. Möchten doch auch Truppen von Cordova und selbst die europäischen Regimenter diese treffliche Anstalt der Römer, die im Kriege von so entschiedenem Nutzen ist, nachahmen. Oft getrauen sie sich ihrer überlegenen Anzahl ungeachtet

den Feind nicht anzugreifen, den nichts als der Fluß von ihnen scheidet, und den sie gewiß schlagen würden, wenn sie über das Wasser setzen könnten. Ich erinnere mich noch an die Thaten der Ungarn, Croaten, Slavonier und Husaren, durch welche diese treffliche Schwimmer an dem Rhein, dem Po, der Elbe und der Moldau den österreichischen Heeren so gute Dienste gethan haben. Aber wir wollen unsere Erzählung von dem Unheil, das die Abiponer in dem Gebiete von Cordova angerichtet haben, fortsetzen.

Zwischen Cordova und S. Jakob ist ein Ort, welcher von einem sandichten und reißenden Sturzbache, der bei schönem Wetter ganz austrocknet, zuweilen aber durch die von den Bergen herstürzenden Regengüße zu einem Fluß aufschwillt, den Namen Rio seco des trockenen Flußes führet. Rechts und links, wo sich die dazwischenliegenden Berge an eine grosse Ebene anschmiegen, sieht man Meyereyen, Volk und Vieh von aller Art, und in einer unglaublichen Menge. Daselbst ist auch ein Marienbild in einem deßwegen berühmten und von Stein prächtig aufgeführten Gotteshause aufgestellet. An diesen mit vielen Silberopfern frommer Gläubigen verherrlichten Gnadenort wallfahrtete man von allen Seiten. Die Gefangenen Spanier hatten die Abiponer davon unterrichtet. Die Pracht dieser Kirche verhieß ihnen eine reiche Beute. Nachdem ihre Kundschafter alles sorgfältig in Augenschein genommen hatten, besetzten sie plötzlich in langen Reihen die Felsenpäße und zugleich alle Wege mit vieler Arglist, damit ihnen ja kein Spanier entkommen konnte. Nun wurden alle, die sie entweder in Häusern oder auf freyem Felde antraffen, ohne Widerstand getödtet oder gefangengenommen. Allenthalben verheerten sie die Felder. Die Wilden erbeuteten zu ihrer Herzensfreude eine ungeheuere Anzahl Pferde und Maulthiere.

Weil

Weil alle, die dem Blutbade noch entgangen waren, ihr Heil in der Flucht suchten, machten sich jene über die Kirche selbst her; erbrachen die mit Eisenblech, starken Riegeln und Bändern wohlverwahrte Thüre derselben mit Aexten, und nahmen alle silberne Altargeräthschaften und die Thurmglocken mit sich fort. Selbst das heilige Marienbild, das die Provinz innig verehrte, und eine andere Bildsäule des h. Josephs schleppten diese gotteschänderischen Räuber auf ihren Pferden daraus weg. Nachdem nichts mehr zu plündern und kein Spanier, den sie erschlagen konnten, übrig war, zogen sie sich mit ihrer Beute, und den Köpfen der Ermordeten zurück. Ich halte es für eine besondere Fügung der Vorsicht, daß gerade dazumal der schon so oft erwähnte Barreda nicht weit davon weg war; indem er mit seinem Reitergeschwader wider die Wilden, ich weiß nicht, was für einen Streifzug vorhatte. Auf die Nachricht, daß die Abiponer in dem Gnadenorte so greulich wüteten, sprengte er alsogleich mit seinen Leuten herbei. Tag und Nacht folgte er ihnen auf den Fuß nach; endlich bemerkte er, daß sie sich in zween Haufen getrennet, und folglich zweyerlei Wege eingeschlagen hatten. Sein einziger Wunsch war, das geraubte Marienbild, dieses Gnadenpfand der ganzen Provinz, den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Lange unschlüßig, welchen Weg er nehmen sollte, traff er dennoch, von Oben herab geleitet, denjenigen, auf welchem der Haufe, der das Gnadenbild bei sich hatte, fortzog. Nachdem er ihnen noch eine Weile mit der größten Eilfertigkeit nachgesetzet hatte, traff er sie in voller Sicherheit auf dem Boden sitzend an. Ihre Pferde hatten sie bereits abgesattelt, und auf die Weide entlassen. Kaum sahen sie die S. Jakober von weitem, als sie, ohne den Angriff abzuwarten, zu Fuß in das daranliegende Gehölze liefen. Die Spanier giengen sogleich auf das zurückgelassene Gepäcke der Wilden los. Unter der Beute erblick-

ten sie voll innigem Entzücken das Frauenbild, nach welchem sie so sehr geseufzet hatten. Die Pferde der Feinde wurden auf dem Felde zusammengesucht, ihre Sättel aber verbrennet. Den Wald umringten die Soldaten eine Zeitlang, um die Wilden nicht entkommen zu lassen. Da aber Barreda sah, daß die Abiponer durchaus ihre Schlupfwinkel nicht verlassen wollten, und die Pferde seiner Leute zween Tage ohne Futter geblieben, und von dem eilfertigem Marsche entkräftet wären, glaubte er sich wieder zurückziehen zu müssen. Ein gräuliches Ungewitter hatte gleichfalls Tags vorher alle Wege dergestalt mit Wasser und Schlamm angefüllet, daß die Pferde nicht ein spannbreites Fleckchen Erde fanden, wo sie ihren Huf sicher hinsetzen konnten. Es ist unglaublich, mit welchen Freudensbezeugungen die Cordoveser den Barreda empfiengen, als er wieder das Gnadenbild zurückbrachte. Uiber dessen Anblick schienen sie das vor drey Tagen erlittene Unglück, so blutig es auch für sie abgelaufen war, zu vergessen. Von der S. Josephsstatue hat man nichts weiter gehört. Wahrscheinlich haben sie die Wilden in einem tiefen Morast versenket. Als ich einige Jahre hernach in der gedachten Kirche Messe las, konnte ich mich der Thränen kaum enthalten, so oft ich meine Augen auf die Bildsäule der göttlichen Mutter, diese vormalige Gefangene der Abiponer, warf, die ich damals in der Religion unterrichtete. Uibrigens bewog der feindliche Uiberfall in Rio Seco die Spanier von Cordova, daß sie die Kirche mit hohen Mauern von Stein umgaben, und mit vier Thürmen befestigten, theils damit die Wilden nicht wieder hineinbrechen, und theils damit sich die nahen Pflanzer bei einer Gefahr darinn vertheidigen könnten.

Ungeachtet das überaus viehreiche Thal Calamuchita zwischen Felsen liegt, so drangen dennoch die Abiponer auf Anstiften, und unter der Anführung eines Mohren

hinein,

hinein, welcher seinen Grimm, den er wider seinen Herrn gefaßt hatte, durch die Hände der Wilden, da er es durch seine eigene nicht konnte, sättigen wollte. Blut wurde daselbst strommweise vergossen, und der Ort rein ausgeplündert. Zu Zumampa und in den benachbarten Orten hörte man fast täglich von verübten Mordthaten und Räubereyen. Die Pfarre S. Michael am sogenannten grünen Fluß (Rio Verde) wurde durch wiederholte Uiberfälle verödet, und gieng völlig ein. Den Uiberrest von der Kirche und den Häusern habe ich selbst gesehen. Besonders schienen die Abiponer ganz auf die am sogenannten zweyten Flusse (El Rio segundo) gelegenen Striche Landes versessen zu seyn, als wo sie auf die Reisenden lauerten, die nach Santa Fè oder Buenos Ayres zogen. Die Gegend Cruz alta (das hohe Kreuz) lag ihnen nämlich zu ihren Räubereyen überaus bequem. Der Schrecken, den diese Unholden durch ihre immerwährenden Einfälle verbreitet hatten, vergrößerte sich von Tag zu Tage. Wegen der so augenscheinlichen Gefahr durften sich die Frachtwägen mit ihren Waaren nur in grosser Anzahl mit einander, das ist, in Caravanen oder Tropas de Carretas, wie sie die Spanier nennen, hin und wieder wagen. Die Aufseher und Wächter, meistens Leute von der elendesten Volksklasse, die man den Wägen zur Bedeckung wider die Wilden mitgab, und in dieser Absicht mit Lanzen, zuweilen auch mit Flinten versah, wurden oft alle wegen Mangel an Wachsamkeit und Muth erschlagen; die Wägen verbrannt; die Waaren, Pferde und Ochsen aber den Abiponern zur Beute. Solche Trauergeschichten ereigneten sich häufig, und richteten viele Kaufleute zu Grunde. Um alle ältere zu übergehen, will ich nur eine einzige als eine der neuesten anführen. Die Abiponer fielen einst über fünf und zwanzig solche Frachtwägen von Cordova, welche nach Santa Fè bestimmt waren, den zweyten Tag ihrer Reise wenige Meilen von der Stadt

an. Die Fuhrleute und Wächter, welche nach ihrer Gewohnheit auf dem Felde zu Mittag schliefen, erschlugen sie bis auf einen, der zu Pferde die Ochsen hütete. Unter den Erschlagenen war auch unser P. Jakob Herrera, den unsere Oberen für die quaranischen Flecken bestimmt hatten. Im Anfange nahm ihm einer sein Kleid, und gleich darauf ein anderer sein Leben. Sein Rosenkranz, Quadrat, und Hauskleid trugen die Wilden als Siegeszeichen davon. Sein Brevier aber und andere Bücher warfen sie auf dem Felde weg. Der Anführer bei dieser Unternehmung, Kebachichi, erschien immer bei den öffentlichen Trinkgebothen mit dem Kleid des ermordeten Paters auf dem Leibe und mit seinem Quadrat auf dem Kopf, um das Andenken dieser übergrossen That von Zeit zu Zeit zu erneuern. Ebenderselbe wurde nach einigen Jahren in dem Flecken S. Hieronymus zu wohnen angewiesen; und besuchte uns in der neuen Kolonie Conception. Da foderte er nun von meinem Amtsgefährten, dem P. Joseph Sanchez, einen Hut. Dieser hatte keinen, und schlug ihm daher seine Bitte ab. Hierauf versetzte er mit drohender Stimme: Wie! du getrauest dir, mir einen Hut zu versagen. Weist du denn nicht, daß ich der Priestermörder bin? Allein die Wahrheit zu sagen, so hat nicht er, sondern ein anderer trotziger Alter von der Horde des Kevachichi und mein nachmaliger Vertrauter den Pater Herrera mit einer Lanze erlegt. Um nun diesen Mord und Raub im Namen aller Verunglückten zu rächen, zog der Unterstatthalter von Santa Fè mit einigen Kompagnien seiner Leute in Chacò. Allein der Erfolg dieser Unternehmung fiel für ihn eben nicht rühmlich aus. Er stieß zwar auf einen Wohnplatz der Wilden, sie entschuldigten sich aber damit, daß sie von den verübten Todtschlägen gar nichts wüßten, und folglich an denselben gar keinen Theil hätten. Indessen verbreitete sich in der Nachbarschaft der Ruff von der Ankunft der Spanier,

nier; verschiedene Haufen Abiponer rotteten sich zusammen, aus welchen unvermerkt ein so zahlreicher Schwarm erwuchs, daß der eben nicht sehr herzhafte Unterstatthalter den Abiponern nicht als Feinden mit Pulver und Bley begegnen, sondern als Freunden Zwieback und andere Geschenke austheilen ließ — während, daß der gemeine Mann über die Feigherzigkeit des Befehlshabers grißgrammte. Weil er sich auf seiner Rückkehre vor Gefahren und Unheil fürchtete, eilte er gerade der Stadt zu, indeß die Abiponer den so schleunig zurückkehrenden Spaniern lange Zeit auf dem Fuße folgten. Selbst solche, die den Marsch mitgemacht haben, mißbilligten in meinem Beiseyn laut diesen Rückzug als äußerst schimpflich, und weil selber einer Flucht ähnlicher sah als einer Reise. Da die Unthaten der Abiponer ungestraft blieben, und einige Spanier sich so feige wiesen, so wurden sie immer frecher, und unterstanden sich täglich mehr. Sie lassen den Muth sinken, wenn sich ihnen ein Entschlossener kühn unter die Augen stellt, und ihnen drohend die Flinte entgegen kehret. Dieß hat nebst vielen andern Galarza, königlicher Stellvertretter zu Cordova (Thenien-te Rey) erfahren. Als derselbe mit einigen Lastwägen aus Buenos Ayres zurückkehrte, begegnete ihm eben dieser Kebachichi auf dem Felde mit einer Schaare seiner Abiponer. Wie Galarza den Feind von Weitem erblickte, sprang er vom Pferde, um sich seiner Muskete desto fertiger bedienen zu können. Da er aber sein Reisekleid, (die Spanier nennen es Poncho oder Camiseta), welches bis zu den Ellenbogen herabhängt, plötzlich mit Gewalt auf die Schulter umschlug, damit nicht seine Hand im Gebrauche der Muskete gehindert würde, wurde das Pferd scheu, lief davon und wurde sammt allem seinem Zierrath, den silbernen Schnallen und Pistolen von einem hinzulaufenden Abiponer aufgefangen. Dennoch getrauete sich von den Feinden nicht ein einziger, den

Fuhrwägen sich zu nähern, weil ihr Vertheidiger Galarza stets mit der Flinte drohete. Daß selbe nicht mit Bley geladen war, schließe ich daraus, weil er sich von seinem Bedienten Stückchen Zwieback zur Ladung reichen ließ, indem er seinen Vorrath vom Pulver und Bley in seinem Wagen zurückgelassen hatte. Diesen Vorfall hat mir nebst andern unser Laybruder Michael Angelus Amilaga, der Reisegefährte des Galarza, erzählet. Durch seine Geistesgegenwart, die dieser auch in der augenscheinlichsten Gefahr beibehielt, und dadurch, daß er den Feinden immer seine wiewohl ganz unschädliche Flinte vorhielt, schreckte er sie vom Morden und vom Plündern der Fuhrwägen zurück. Dennoch konnte er nicht hindern, daß sie nicht die von den Wägen etwas weiter entfernten Ochsen und Pferde wegtrieben. Sie schlugen auch den Hüter derselben, einen jungen Schwarzen, so erbärmlich, daß er den andern Tag seinen Geist aufgab. Die 18 Abiponer (Kebachichi hatte nicht mehrere bei sich) würden ohne Zweifel noch mehr unternommen haben, hätten sie sich nicht, wie es schien, vor der nahen Schanze Mazangan gefürchtet. So oft ich die Schanze oder Veste Mazangan nennen oder rühmen hörte, stellte ich mir darunter einen mit Wällen, Gräben, Mauern, Bollwerken, und Batterien befestigten Ort vor, worinn eine ordentliche Besatzung läge. Allein wie sehr irrte ich? Denn wie ich von Buenos-Ayres nach Cordova reisete, fand ich daselbst weiter nichts, als einen viereckichten Platz, dessen Durchmesser kaum vierzig geometrische Schuhe betrug, mit Baumpflöcken und Dornhecken umzäunet. Auf einer Seite desselben sah ich eine mit Stroh und aus Holz und Leimen elendiglich zusammengeknettete Hütte, die von einem armen Mann bewohnet wurde, der zugleich Wache, Besatzung und Commendant von dieser Festung ist, und von dem gemeinen Volk Mangrullero genennet wird. Denn er steigt von Zeit zu Zeit auf den in der Mitte des Platzes gepflanzten

Baum,

Baum, um zu sehen, ob sich kein Wilder der herumliegenden Ebene nähere. Theils um sie zu schrecken und theils ihre Ankunft den in der Nähe sich befindlichen Pflanzern anzuzeigen, feuert er seine Flinte ab. Das ist nun das wahre Bild dieser fürchterlichen Landwehre. Dennoch glaubten alle wie in einem Hafen vor dem Feinde vollkommen gesichert zu seyn, wenn sie selbe erreichet hatten. Man mag daraus den Schluß ziehen, wie leicht sich diese wilden Helden schrecken lassen. Allein die vielen Erfahrungen machten sie von Tag zu Tag kühner, und sie lernten endlich auch dergleichen Schanzen verlachen. Mit ihren Feuerpfeilen verbrannten sie Verzäunung, Hütte und ihren Vertheidiger zu Asche. Zur grösserer Sicherheit baueten also die Spanier an verschiedenen Stationen kleine Vesten von Ziegeln oder Steinen, und versahen sie mit Kanonen, die ihnen aber wenig nützen, wenn es den Vertheidigern an Muth und Wachsamkeit gebricht. Denn Sallust hat recht, wenn er sagt, daß **die Kühnheit so gut als eine Mauer ist.** *)

Die grosse Ebene El tio zwischen Cordova und Santa Fè liegt ungefehr dreyßig Meilen weit öde, und war daher den Reisenden immer gefährlich: wie denn auch viele daselbst ihren Tod fanden; indem den Abiponern nicht blos die Haide, sondern auch der grosse Wald, welcher die ganze Ebene von Norden nach Süden durchkreuzet, in ihrem Auflauern und Morden sehr zu statten kömmt, besonders bei dem **runden Brunnen** (El pozzo redondo), der wegen der vielen daselbst verübten Todschläge äußerst verschrieen, wegen der Wilden aber, die sich im nahen Walde zu verbergen pflegen, immer verdächtig ist. Wenn es lange nicht regnet, so findet man



*) Audacia pro muro habetur.

auf der ganzen Haide weder ein Tröpfchen Wasser, noch ein Stämmchen Holz zum Feuermachen. Beides trifft man bei dem runden nahe beim Walde gelegenen Brunnen an. Deßwegen sind die Reisenden immer genöthiget dort ihr Mittag- oder Nachtlager aufzuschlagen. Wann deren welche durch gedachte Ebene gezogen sind, so ist ihnen nichts erwünschter als dieser Brunn, weil er den vor Durst fast Verschmachtenden das Leben erhält, aber auch nichts furchtbarer, weil man ohne Lebensgefahr nicht dahin gelangen kann. Hier pflegen die Abiponer und Mokobier immer auf die vorüberziehenden Spanier zu lauern, weil sie wissen, daß jene daselbst vorbei müssen; so wie die Seeräuber von Algier und Maroko immer um das Vorgebirg S. Vincenz in Algarbien herum kreuzen, weil sie dort die Schiffe, die aus Amerika zurücksegeln, am öftesten und am leichtesten wegkapern. Zweymal bin ich mit vier Spaniern bei dem runden See vorbei gereiset. Das erstemal standen wir wegen der vor Kurzem daselbst ausgeübten Todtschläge nicht wenig Angst, das zweytemal aber desto mehr von den Beschwerlichkeiten der Reise aus; denn während zweyjährigen Trockenheit, durch welche viele Flüsse ihr Wasser verloren, versiegte auch dieser Teich gänzlich. Wir und unsere Pferde hätten vor Durst umkommen müssen, wenn nicht dieselbe Nacht die fürchterlichen Donnerwolken unter ihrem gräßlichen Gebrüll auch einen häufigen Regen herabgeschüttet hätten. Unser Zagen vermehrte noch unser Wegweiser, der alte Spanier Hyacinthus Baez; denn er erzählte uns, wie einst ein gewisser Spanier, der in Europa viele Feldzüge mitgemacht, und das Amt des königlichen Statthalters in Paraquay eine Zeitlang versehen hatte, dort vorbeigezogen und übernachtet wäre. Die paraquayischen Soldaten, die ihn zum Geleite dienten, behaupteten, daß man in dieser Gegend vor den Nachstellungen der Abiponer nie sicher wäre; und man sich also vor denselben sehr in Acht zu nehmen hätte. Hierauf

auf antwortete er mit vieler Prahlerey, daß dieses amerikanische Räubergesindel weniger gefürchtet, als belachet zu werden verdiente. Allein als des Morgens die Abiponer angeritten kamen, sey er von ihrem Anblick und Kriegsgeschrey so ertattert, daß ihm etwas Menschliches widerfuhr, was sonst den Furchtsamen wiederfährt, was ich aber ohne zu erröthen nicht niederschreiben kann. Die Wilden nahmen jener ihre Pferde mit sich, und was ihnen sonst noch gefiel. Der Held aus Europa hatte sein Leben einzig den paraquayischen Soldaten, welche sich dem Feind herzhaft widersetzten, zu verdanken, und lernte bei der Gelegenheit die Indianer fürchten, die er Tage vorher aus Unwissenheit verachtet hat. Diese Geschichte erzählen die Spanier von Paraquay, weil selbe für sie so rühmlich ist, allen Europäern, die sich mit ihrer Herzhaftigkeit brüsten, unter vielem Gelächter. Allein die letzten Jahre, die ich in Paraquay zubrachte, genoß man auf dem Felde el Tio weit und breit einer vollkommenen Sicherheit. Man legte an zweyen Oertern Schanzen an, in deren jeder stets eine Compagnie Soldaten zur Besatzung liegt, und täglich auf allen Wegen herumpatrouilliret, auf welchen die Wilden anrücken könnten. So lang der Maestre de Campo, Alvarez, über diese Gegenden und Besatzungen die Aufsicht hatte, wurde der Muthwillen der Abiponer, die vorher nichts unversucht und unangetastet gelassen hatten, gar sehr gedämpfet.

Welch einen Schrecken diese im ganzen Lande verbreitet hatten, haben wir selbst erfahren, da wir aus dem Hafen von Buenos-Ayres, wo unser sechzig Jesuiten aus Europa kurz vorher angelanget waren, in Gesellschaft mit eingebohrnen Spaniern nach Cordova in Tukuman hundert und etlich und vierzig Meilen weit reiseten. Unser Geleit bestand in hundert und einigen Wägen, deren jeder von vier Ochsen, und wenn der Zug über mo-

rastige Oerter gieng, auch von acht gezogen wurde. Diese stupfet und leitet der Fuhrmann mit einer langen am Ende mit einem Nagel versehenen Stange. Voraus reitet aber meistens der Wegweiser. Die Wägen liegen auf zwey überaus grossen und starken Rädern, und sind oben wie gewölbt, und mit Ochsenhäuten bedeckt, damit der Regen darüber herabtriefe. Die Seitenwände bestehen oft aus blossen Binsendecken, und oft aus Brettern, und stellen eine Küste vor. Die Wägen mit Binsendecken nennt man Carretas, die mit Brettern Carretones. An dem ganzen Fuhrwerk ist nichts von Eisen. Hinten, wo die Thüre ist, steigt man auf einer Leiter hinauf. Vorwärts ist ein Fenster angebracht. In jedem Wagen fährt nur einer, manchmal auch ein Paar: derselbe ist nun ihr Haus, Bett und Speisegemach zugleich. In dessen Mitte leget man eine Matratze, auf die wir uns niederlegten, und so fortfuhren, aber dabei so jämmerlich gerüttelt wurden, daß wir uns die ersten Tage wie auf dem Meere erbrechen mußten. Man reiset meistens bei der Nacht, weil die Ochsen die Hitze des Tages nicht lange aushalten. Für jeden Wagen sind sechs Paar Ochsen bestimmt, damit sie im Ziehen abwechseln und immer einige ausruhen können. Hieraus erhellet, daß hundert Wägen zwölf hundert Ochsen brauchen. Eine so grosse Menge zu hüten und zu weiden sind auch eine Menge Wärter erfoderlich. Jeder dieser letzteren bedarf mehrerer Pferde. Diese, die Fuhrleute und die voraus reiten, bekommen zu ihrer Nahrung fast nichts als Rindfleisch, welches auch die Reisenden, die in den Fuhrwägen geführt werden, täglich essen. Um also den Magen so vieler Hungriger auszufüllen, wird täglich außer den vorigen noch eine Menge Ochsen aufgezehret. Hieraus mag man auf die Anzahl der Menschen und des Viehs schließen, die da hundert oder zweyhundert Fuhrwägen zu einer Reise von hundert vierzig Meilen erheischen. Aber Gott! wie kirren da die Räder,

welche

welche niemals geschmieret werden, und eben darum oft durch die lange Reibung an der hölzernen Achse Feuer fangen, und den Wagen selbst anzünden. Ich habe noch einiges nachzuholen von dem, was eine solche Reise neuangekommenen Europäern so unerträglich macht. Einige Meyereyen und Hütten um Buenos-Ayres und Cordova ausgenommen, sieht man auf dem ganzen grossen Weg nichts als eine Heide ohne Einwohner, Häuser, Bäume, Flüße und Hügel, wo es aber von Waldpferden und Eseln, Straußen, Rehen, stinkenden Füchsen (den Zorrinos) und Tiegern allenthalben wimmelt. Das Holz zur Feuerung und sogar das Wasser muß, wie bei einer Seefahrt, zum täglichen Gebrauch auf Wägen nachgeführet werden. Wie oft mußten wir nicht das in den Gruben oder niedrigen Orten zurückgebliebene kothige Regenwasser, das kaum den Namen eines Wassers verdiente, und das selbst dem Vieh außer dem Falle des heißesten Durstes nie behagen wollte, trinken, oder vielmehr verschlingen? Wenn es lang nicht regnet, so kann diese Strasse gar nicht befahren werden. Kaum betraten wir diese unermeßliche Wüsteney, als wir tagtäglich neue Beschwerlichkeiten und neue Gefahren, fast grössere noch, als uns auf der dreymonatlichen Uiberfahrt über das grosse Weltmeer droheten, auszustehen hatten. Beinahe vergieng keine Nacht, noch ein Paar Stunden am Tage, daß uns nicht die spanischen Auskundschafter der Wege von Spuren der Wilden, die sie entdecket, oder von ihren Kriegspfeifen und dem Feldgeschrey, das sie von Weiten gehört haben wollten, Nachricht brachten. Weil die Sachverständigen den fliegenden Gerüchten Glauben beimassen, so wurden die meisten Wägen täglich zu ihrer wechselweisen Vertheidigung in einem Kreise herumgestellet, und mit Lanzen und Flinten versehen. So oft sie sich erinnerten, daß auch noch besser Bewehrte von den wilden Indianern übermannet worden sind, war ihnen auch das

Sicherste



Sicherste verdächtig; sie hielten jede Bewegung des hohen Grases für den Vortrapp ankommder Abiponer, und erschreckten uns Neulinge von Zeit zu Zeit, weil sie als alte Eingebohrne von Paraquay sich vor jedem Schatten fürchteten. In einer Nacht zitterten wir ganz unglaublich, da der Oberanführer der Wägen auf zweyhundert Falben, alle von der nämlichen Farbe, stieß. Man hielt sie für einen Raub der Abiponer, und nicht wenige glaubten, daß sie uns sogleich angreifen würden. Allein es waren zween spanische Bösewichter, die diese gleichfärbigen Pferde aus irgend einer Meyerey gestohlen hatten, aber, wie sie uns vom weiten erblickten, entflohen. Kurz, alle unsere Furcht, die uns den ganzen Weg hindurch nicht verließ, war ungegründet. Wir erblickten von den Wilden keine Seele, welches wir für eine besondere Wohlthat der Vorsicht ansahen, weil wir wußten, daß diese Strasse viele Jahre hindurch der Taumelplatz des Mordens und Raubens war. So viele tausend Pferde, so viele Schaaren der Gefangenen, so viele Köpfe erschlagener Kordoveser, welche die Abiponer nach Chaco gebracht hatten, und die überall mit Menschenblut bezeichneten Wege durch das ganze Gebiet von Cordova jagten Eingebohrnen und Ankömmlingen so eine Furcht ein, daß sich kein Mensch sicher glaubte. Ob man diese so unbegreifliche Geduld des Volkes von Cordova mehr bewundern oder bemitleiden müsse, wollen wir itzt untersuchen.

---

Zehn=

# Zehntes Hauptstück.

## Von den fruchtlosen Streifzügen der Soldaten von Cordova wider die Abiponer.

Wie! sollten denn die Spanier von Kordova durch so viele Verheerungen so stumpf und gefühllos geworden seyn, daß selbe keinen Eindruck mehr auf sie machten? Fror ihre Galle so gar sehr, daß sie nicht einmal auf Rache dachten? Fehlte es dieser blühenden Stadt an Männern, an Waffen oder Macht? Nichts von allem diesem. Ich werde mit Erlaubniß dieser guten Leute meine Gedanken hierüber eröffnen. Sie haben zwölf tausend Mann, die Kriegsdienste thun können, auf den Beinen. Allein den Truppen gebrach es an Anführern, und den Anführern an Glück, und ich weiß nicht, an was noch allem. Nicht bald erzeugt ein Land so starke und flüchtige Pferde, und in so grosser Menge als Cordova, und die Cordovesische Jugend hat an Munterkeit und Geschicklichkeit im Reiten nicht leicht ihres gleichen. Reiten ist bei ihnen nicht das Werk der Kunst, sondern der Natur. Ihre Körper sind voll Saft und Kraft, und sie selbst äußerst ruhmbegierig. Sie wären im Stande nicht blos die Abiponer zu demüthigen, sondern ganz Chacò zu unterjochen. Sie vermöchten alles wider die Wilden, wenn sie nicht die unzeitige Furcht vor denselben in den Gedanken ihres gänzlichen Unvermögens so sehr bestärkt hätte. Durch das

Anden-

Andenken ihrer erlittenen Niederlagen muthlos gemacht; hielten sie die Abiponer für unüberwindlich. Sie getraueten sich also nichts wider dieselben zu unternehmen, und hatten daher auch wenig Glück, als welches blos die Kühnen zu begünstigen pflegt. Durch den Anblick der Wilden noch mehr als durch ihre Waffen besiegt, faßten sie ein ungerechtes Mißtrauen über sich selbst, und glaubten, daß sie ihren Feinden nicht gewachsen wären. So sehr kömmt es, wie Livius *) sagt, im Kriege auf den Ruf an; und unwicht'ge Anläße richten den Muth der Streitenden auf, oder schlagen ihn nieder. Man vernehme die Geschichte einiger Streifzüge der Cordoveser, sammt deren meistens traurigem oder lächerlichem Ausgang.

Die Abiponer streiften in der Gegend des sogenannten zweyten Flusses herum. Ihnen Einhalt zu thun, brachen einige Compagnien Cordoveser wider sie auf, sie fanden dem Feind im freyen Felde. Auf einer Seite standen die Spanier, auf der andern die Abiponer in Schlachtordnung. Beide Heerschaaren droheten einander wechselweise, keine hatte den Muth das Treffen anzufangen. Uiberdrüßig des langen Wartens, sprang ein Abiponer vom Pferdeherab, und näherte sich zu Fusse, und mit einer blossen Lanze den Reihen der Spanier, und foderte was immer für einen von ihnen zum Zweykampf mit ihm auf. Gern hätten einige Soldaten dem Eisenfresser sein Müthlein abgekühlet. Allein ihr Anführer verbott ihnen bei Lebensstraffe ja keine Hand wider den Wilden aufzuheben. Hierauf klatschten die Abiponer ihre Feinde tüchtig aus, und zogen sich, ohne

daß

*) Fama bellum conficit, et parva momenta in spem, metumve impellunt animos.

daß ihnen diese das Geringste im Weg legten, langsam zurück, wohin jeder wollte. Wenn die Cordoveser jemals ihren Feind völlig hätten aufreiben können, so war es an diesem Tag, weil sie ihm nicht nur an Zahl, sondern auch an Waffen weit überlegen waren; wenn anders ihr Anführer eben so herzhaft gewesen wäre, als die Gelegenheit zum Siege vortheilhaft war. Dieses habe ich von einem europäischen Spanier aus Valentia, der einst ein Pflanzer zu Cordova, nachmals aber zu S. Jakob Obristwachtmeister geworden war, und der lächerlichen Unternehmung beigewohnet hatte, gehöret. Die Befehlshaber der Truppen von Cordova ließen auch andere vortheilhafte Gelegenheiten ungenützt vorüber gehen, und machten dadurch, daß sie Furchtsamkeit verriethen, die Abiponer nur um so viel verwegener. Ihre übertriebene Sorgfalt für die Sicherheit ihrer Leute brachte sie um ihre Ehre. Sie wollten behutsam heißen, und man nannte sie zaghaft und feige. Das Volk, das die entsetzlichen Mordthaten ganz von Sinnen gebracht hatten, zu beruhigen, unternahm man nach Chaco einen Streifzug um den andern mit so vielen Truppen und mit so einem Lärm, als wenn es wieder eine Belagerung von Troja gegolten hätte; allein ohne den geringsten Erfolg. Hieran war allerlei Schuld. Die gemächlichen Krieger trieben immer eine grosse Schaare Ochsen und Pferde vor sich her, damit sie diese wechseln konnten, und folglich damit es ihnen weder im Reiten an Bequemlichkeit noch bei ihrem Mittagmahle an frischem Rindfleisch fehlte. Diese Menge Vieh zögerte ihre Reise ungemein. Außerdem waren auch der Hauptleute fast immer mehr, als der Gemeinen: folglich derer, die Befehle gaben, ungemein viele, derer hingegen, die sie befolgten, überaus wenige. Wenn sie mit eben dem Eifer, mit dem sie nach Offiziersstellen schmachten, sich derselben würdig zu machen suchten; so würde man mit den Wilden längst fertig geworden seyn. Außer-



dem nahmen sie noch bepackte Maulthiere und nicht wenige Proviantwägen mit, wodurch sie denn nothwendig in ihrer Reise aufgehalten wurden. Führte doch der Oberbefehlshaber sogar, um Staat zu machen, eine Kutsche mit. Welcher Paraquayer soll nun hierüber nicht lachen? Ich habe in Chacò den Ort selbst gesehen, wo die Spanier diese Kutsche und alle ihre Wägen verbrannten, als sie sich einst dergestalt von Morästen und Seen eingeschlossen sahen, daß sie weder vor- noch rückwärts ziehen konnten. Gedachter Ort erhielt von den verbrannten Wägen den Namen Nauglina, und führet ihn bei den Abiponern noch itzt. Weit und breit fanden sie keine Handbreit Erde, wo die Pferde ihren Huf sicher hätten hinsetzen können, also zwar, daß sie es für ein Glück und für ein Wunder hielten, daß sie theils zu Fuß und theils zu Pferd aus dem Wasser und dem Schlamme wieder herauskamen. Unstreitig sind die Wege, durch welche man sich in Chacò zu den Schlupfwinkeln der Wilden durchschleppen muß, noch fürchterlicher als die Wilden selbst. Eine glückliche Reise wird daselbst für den Anfang oder vielmehr für den größten Theil des Sieges geachtet: denn der Boden ist in Chacò von einer solchen Beschaffenheit, daß selber, wenn es lange nicht regnet, wie ein Binsenstein ausdorret, so, daß man nirgends einen Tropfen Wasser antrifft, woran sich ein Vogel laben könnte. Hält aber ein Regenwetter lang an, so findet man nirgends einen trockenen Fleck, wo man sich hinlegen, oder herumgehen könnte. Brunnquellen hat diese Haide so wenig als Steine oder Hügel. Da sich also selbe allenthalben auf eine unermeßliche Weite erstrecket, so schwillt die weiche Erdscholle von dem häufigen Regen dergestalt auf, daß die ganze Ebene einen furchtbaren See vorstellet. Sonst sind auch die Wege von Morästen und dem stehenden Wasser der Flüsse durchschnitten, welche dem Soldaten, wenn er auch schwimmen kann, immer einen Aufenthalt verursachen, und wenn er es nicht

kann,

kann, das weitere Vorrücken ganz unmöglich machen: indem es daselbst weder Untiefen, noch Brücken, noch Kähne giebt. Ochsenhäute ersetzen zwar dieß alles, wie ich vielmal schon gesagt habe. Allein, da sich auf jegliche Haut nur einer setzen kann, so brauchen erstens vierhundert Soldaten nicht wenig Zeit, bis man sie alle auf das andere Ufer bringt; und zweytens werden sie mit ihrer Uiberfahrt so viel Lärm machen, daß die Feinde entweder entfliehen, oder die von ihren Mitbrüdern durch den Fluß geschiedenen Spanier unvermuthet überfallen können. Will man also die Ursache wissen, warum sich die Truppen von Cordova so vielmal und so unrühmlich aus Chacò zurückzogen, ohne einen Feind gesehen zu haben; hier ist sie: schwimmen konnten sie nicht.

Dieses behauptete und verbürgte mir Landriel, den ich bereits oben gerühmt habe, und den ich noch oft rühmen werde. Er mußte einst den Spaniern von Kordova bei einem Streifzuge in Chacò einen Wegweiser abgeben. Und in der That kamen sie unter seiner Leitung und durch sein Zureden nach einer Reise von vielen Tagen glücklich bis an das östliche Ufer des Flusses Malabrigo (die Abiponer nennen ihn Nebokelatèl **die Mutter der Palmbäume**) Auf dem westlichen Ufer pflegten die Abiponer aus dem Stamm Rükahè nicht blos herumzuschwärmen, sondern auch ihre Wohnhütten aufzuschlagen. Es war kein Leichtes ihre Schlupfwinkel aufzusuchen, die zu bestürmen man dennoch den ganzen Zug unternommen hatte; denn das ganze Feld schwamm im Wasser, so daß man keine Spur weder von Menschen noch von Thieren auffinden konnte. Blos die höchsten Ameißenhaufen ragten aus dem Gewässer hervor, auf deren einem Landriel einen frisch ausgenommenen Honigkuchen von der Art der Lechiguana antraff. Diese Entdeckung brachte ihn auf die Vermuthung, daß Abi-

poner in der Nähe seyn müßten. Er suchte daher überall rechts und links, bis er endlich einen überaus volkreichen Wohnplatz dieser Wilden antraff. An eben diesem Tag hätte derselbe angegriffen, überwältiget, geplündert, und geschleifet werden können; wenn Landriel Truppen von S. Jago, Corrientes, oder Santa Fè, lauter vortreffliche Schwimmer und keine des Schwimmens unkündige Cordoveser bei sich gehabt hätte. Denn um sich den Wohnplätzen der Feinde zu nähern, mußte man über den Fluß Malabrigo setzen, welcher zu der Zeit ohne Furt, sehr ausgebreitet, und folglich keiner Brücke zu tragen fähig war. Man hätte alle Soldaten auf Ochsenhäuten nacheinander auf das andere Ufer bringen müssen. Man sah aber auch vor, daß diese Uiberfahrt, man möchte sie auch noch so sehr beschleunigen, einen ganzen Tag gewähret hätte. Indessen würden die Abiponer, durch den Lärm der Spanier wenigstens durch das Wiehern der Pferde von ihrem Vorhaben unterrichtet, erstlich ihre Weiber und Kinder in einen sicheren Ort gebracht, und dann die eben nicht furchtbaren Cordoveser, die noch dazu durch den Fluß von einander getrennet gewesen wären, ohne Zweifel angegriffen, und übel zugerichtet haben.

Nachdem die Cordoveser alle diese Gründe genau überdacht hatten, entschloßen sie sich zum Rückzug, der nicht nur mit vielen Gefahren und fast unaussteblichem Ungemach, sondern auch, was sie am meisten schmerzte, mit unsäglicher Schande für sie verbunden war. Sie marschirten nicht, sondern sie drängten einander zurück auf einem Wege, der des ausgetrettenen Wassers wegen schlüpfrig und wegen der tiefen unter dem Wasser verborgenen Gruben sehr gefährlich war. Diese Gruben entstanden folgendermassen. Vormals irrten auf allen diesen Feldern unzählige Ochsen, die niemand zugehörten, herum. Nun haben die Stiere, wenn sie zornig sind, im

im Brauche mit ihren Hörnern den Boden aufzuscharren. Das ist der Ursprung der vielen Gruben, welche für den Reiter desto gefährlicher sind, weil sie unter Wasser liegen, folglich weder gesehen noch vermieden werden können. Viele sind eine Elle tief, und eben so breit. Fiel ein Kordoveser mit seinem Pferd in eine solche verborgene Grube, so fielen fast alle, die hinter ihm ritten, gleichfalls hinein. Erinnerte sie Landriel, daß sie sich etwas mehr rechts oder links halten möchten, damit sie der Grube, worein die Vorderen stürzten, entgiengen, so achteten sie selten darauf. Ja! sagten sie, das ist wahr, dort fiel unser Landsmann, allein wir sahen auch, daß er wieder unbeschädigt aufstand. Wendeten wir uns anderswohin, so möchten wir vielleicht in eine noch tiefere Grube gerathen, aus der wir nicht mehr, wenigstens nicht so glücklich mehr herauskommen dürften. Landriel sah und erzählte mir dieses in der Folge mit lachendem Munde. Die nämlichen Wege bin auch ich einigemale gereiset. Ich gestehe, daß man zwischen diesen Gruben mit eben der ängstlichen Vorsicht durchreiten muß, mit welcher man auf dem Meere zwischen verborgenen Klippen und Sandbänken schiffet. Die Spanier nennen jene mit Recht Brunnen (pozzos), weil sie das Regenwasser auffangen, und zum Vortheil der Reisenden ziemlich lange aufbehalten, wenn auch Wald und Feld bei einer langwierigen Trockenheit längst ausgedorret sind.

Hieraus wird jeder leicht den Schluß ziehen, daß die Cordoveser durch ihre Streifzüge in Chacò die Wilden weder gezüchtiget, noch erschrecket, sondern in ihrem Vorhaben zu rauben und zu plündern noch mehr bestärkt haben. Denn sie verheerten nun das Gebiet von Cordova mit einer desto frecheren Ausgelassenheit, je mehr sie von der Kraftlosigkeit der Einwohner überzeugt waren, indem diese wegen der ungangbaren Wege nie in Chacò,

dem Sitz der Abiponer gelangen, und also ihnen nie, so gern sie auch wollten, Gleiches mit Gleichem vergelten konnten. Zur größeren Sicherheit der hin- und wiederhandelnden Kaufleute, miethete man Soldaten, welche die Wege und Gränzen stets rein zu halten verpflichtet waren. Um ihnen ihren Sold abreichen zu können, legte man auf den paraquayischen Thee, der nach Peru verführet wurde, eine Abgabe. So gut diese Anstalt ausgedacht war, und so sehr auch die Börse der Kaufleute dadurch gemolken wurde, so hatte selbe dennoch in Absicht auf die Räubereyen kaum einigen Erfolg. Diese wurden darum weder seltner noch weniger ungescheut ausgeübet, indem die Wilden die wenigen Soldaten bald durch ihre Menge erschreckten, meistens aber verachteten. Alles dieses, was ich itzt von der Hartnäckigkeit der Abiponer, mit der sie auf die Cordoveser so viele Jahre lang versessen waren, geschrieben habe, ist daselbst landkündig, und größtentheils auch in einer zu Madrit gedruckten Nachricht enthalten. Nachdem wir aber die Mokobier und Abiponer, wenigstens den grösseren Theil dieser Nationen, in Kolonien gebracht hatten, fieng sich auf einmal die ganze Provinz, da sie sich von so vielen Feinden befreyet sah, wieder zu erholen an. Die noch übrigen von beiden Völkerschaften, die aus angestammtem Haß gegen die Spanier noch itzt außer den Kolonien herumschwärmen, verwüsteten wohl immerzu das Gebiet von Santa Fè und Assumtion, gegen die Cordoveser hingegen unternahmen sie wenig Feindliches. Die letzteren haben ihren Ruhestand dem Alvarez, Oberbefehlshaber am zweyten Fluß, und dem Benavides, einem S. Jakober, der über Rico Seco gesetzet war, zu danken. Beide lauerten auf die Wilden mit Luchsenaugen, und schlugen sie allemal herzhaft und entschlossen zurück. Kurz jeder trug für den ihm anvertrauten Strich die äußerste Sorgfalt. Wären die Kordoveser schon vorhin so glücklich gewesen solche Heerführer zu

bekom-

bekommen, so hätten sie das Siegsgeschrey eben so oft anstimmen können, als sie über ihre Niederlagen gejammert haben. So wie die eingebohrnen Pflanzer immer gute Bürger und gute Reiter waren, so würden sie auch unter ihrer Anführung, und durch ihr Beispiel gute Soldaten geworden seyn. Ein weiser und unerschrockener Feldherr ist an der Spitze seiner Kriegsvölker, was der Kopf oder das Herz in dem menschlichen Körper ist. Er flößt auch dem zaghaftesten und feigsten seiner Leute Muth, Scharfsinn und Zuversicht ein. Ich meines Theils halte für gewiß, daß die Cordoveser von dem Zeitpunkte an, da man den zween heldenmüthigen Männern Alvarez und Benavides das Kriegswesen übertragen hatte, wachsamer und muthiger, und die Abiponer in ihren Uiberfällen furchtsamer geworden sind, besonders nachdem einer von diesen von einem Soldaten von Cordova auf freyem Felde gefangen, und ein anderer nämlich Pachiekè, der Sohn des bekannten Caciquen Alaykin, ein Erzbösewicht, getödtet worden war. Ich habe beide gekannt. Ich würde mir ein Gewissen daraus gemacht haben, diese für die preißwürdige Stadt so rühmlichen Thaten den Europäern zu verhehlen, weil diese etwa glauben möchten, die Abiponer könnten nicht sterben, oder die Cordoveser niemanden das Leben nehmen. So bald wir in Europa zurückgeruffen wurden, wandten die meisten Abiponer den Kolonien, die wir für sie zum sichtbaren Vortheil der Spanier erbauet und unterhalten hatten, den Rücken. Sie griffen auch sogleich, des mit den Spaniern eingegangenen Friedens- und Freundschaftsbundes überdrüßig, nach ihren Waffen. Mit welchem Erfolge werden die wissen, die es mit den äußerst ergrimmten und wegen unserer Abreise ganz rasenden Wilden aufnehmen mußten. Nach der aufrichtigen Zuneigung, die ich gegen alle paraquayische Pflanzer hege, wünschte ich ihnen freylich, daß sie entweder der Annehmlichkeiten des Friedens genießen, oder

doch von dem Kriegsglücke begünstiget werden möchten: allein, nachdem ich aus Erfahrung weiß, was die Abiponer auch ganz allein im Stande sind, verzweifle ich fast, daß mein Wunsch je in Erfüllung gehen werde.

Bisher habe ich der Niederlagen erwähnet, welche die Abiponer entweders erlitten oder angerichtet haben. Ich habe hiebei gezeiget, wie furchtbar sich diese Nation in ganz Paraquay gemacht, und wie viel Unheil sie gestiftet hatte, und wie wenig die Spanier im Stande waren, selbe zu Paaren zu treiben. Noch ist mir zu sagen übrig, mit welchem Erfolg unsere Bemühungen sie im Zaum zu halten, und durch den Unterricht zu leiten, gekrönet wurden.



Eilf-

# Eilftes Hauptstück.

## Verschiedene Versuche, die unsere Patres gemacht haben, die Abiponer zum katholischen Glauben und zur Unterwürfigkeit gegen die spanischen Könige zu bringen.

Wenn ein Arzt die Geschichte einer Krankheit schreibt, von der er jemanden wieder hergestellet hat, so erzählet er ihre Anfälle, Heftigkeit und Dauer vom Anfange bis zum Ende. Er setzet die Schwäche des Kranken, seine Schmerzen, Verrückung, Schlaflosigkeit, phrenetische Zückungen, seinen Abscheu vor allen Speisen, wann das Fieber kam und nachließ, u. d. g. umständlich auseinander, und führet eine Menge Arzneyen an, die er verordnet hat, damit nämlich seine Leser deutlich einsehen, wie schwer es war, und wie viele Kunst es bedurfte die bereits fliehende Seele des Patienten noch aufzuhalten, und dem wankenden und morschen Körper wieder Festigkeit und Gesundheit zu geben. Der Sieger unterläßt nicht die Zahl der Feinde, ihre Stärke, Arglist, wiederholten Angriffe ꝛc. lebhaft zu schildern, weil alles dieses die Schwierigkeit des Sieges in ihr Licht stellt. Der Bildhauer sucht die Mühe und Zeit, die ihm seine Bildsäule gekostet hat, dadurch anschauend darzustellen, daß er die Härte des ungeschmeidigen Eichenblocks fühlen macht, und die Stiche und Hiebe abzählet, die er mit der Axt und dem Meißel gemacht hat. Ich glaubte in diesen meinen Nachrichten von den Abiponern den Aerzten, Soldaten und Bildhauern nach-

nachahmen zu müßen. Ich beschrieb bisher ihre wilden Gebräuche, Sitten, Rohheit, ihren starren Räubersinn und tödtlichen Haß gegen die Spanier, damit meine Leser aus der Uibersicht aller dieser Dinge auf die Mühe schließen können, die wir verwenden mußten, bis wir diesen viehischen Menschen Menschlichkeit und Erkenntniß unbegreiflicher Glaubenswahrheiten beibrachten. Unsere Patres schreckte weder die Gefahr noch die Schwierigkeit von diesem Vorhaben ab, und sie ließen bereits in das zweyte Jahrhundert nichts unversucht, eine in Rücksicht sowohl auf ihre Anzahl als auch ihrer Mordkünste äußerst furchtbare Nation auf bessere Wege zu bringen. Sie hofften ihre Arbeit mit einem desto glänzenderen Erfolge vergolten zu sehen, je mehr sie sich überzeugt hielten, daß wenn sich einmal die berittenen Abiponer Gott und dem katholischen König unterworfen hätten, die unberittenen Völker in Paraquay nach und nach ihrem Beispiele folgen würden. Dieser Plan hatte die Herstellung der Sicherheit in den spanischen Kolonien zum Entzwecke; man sah aber auch zugleich den herrlichen Zuwachs vor, den das Christenthum an Gläubigen dabei erhalten würde. Der über alle Erwartung glückliche Erfolg, den die Bemühungen der Jesuiten bei den Quaraniern hatten, und die vielen Flecken am Uruquay und der Parana, in denen diese sich niederließen, machten ihnen Hoffnung, daß ihnen auch Chaco eine reichliche Erndte darbieten würde.

Unter denen, welche sich noch im vorigen Jahrhundert den Unterricht der Abiponer angelegen seyn ließen, verdient am ersten einer Erwähnung unser P. Joannes Pastor, ein Spanier. Er hatte bereits viele apostolische Reisen zu den Indianern gethan, und war damals in unserem Kollegium zu S. Jago de Storea Rektor, als er sich vornahm, den Abiponern einen Be-

such

such zu machen, und wenn sie ihm Folge leisteten, selbe zu Christo zu bekehren. Ihre Wohnplätze waren von S. Jago über hundert und sechzig Meilen weit entlegen; die Wege, die zu ihnen führten, so rauch und beschwerlich, als man sich vorstellen kann. Allein alles das beugte den Muth dieses unerschrockenen Mannes nicht. Zu seinem Reisegefährten nahm er den P. Kaspar çerqueira, der in Paraquay gebohren und der bei vielen Nationen üblichen Sprache Tonocote vollkommen kündig war, mit. Dieser that ihm auch dafür die ersprießichsten Dienste. Nachdem sie die bei hundert Meilen lange Wüsteney durchzogen hatten, blieben sie eine Zeitlang bei den Mataràs, einer indianischen Nation, welche zwar alle getauft waren, und unter der Aufsicht eines Weltpriesters in einer Kolonie beisammen lebten, aber außer dem christlichen Namen nichts Christliches an sich hatten, sondern den Wilden weit ähnlicher sahen. Unsere P. P. Barzana und Añasco und noch vor ihnen der H. Solanus hatten sich ihrentwegen nicht umsonst viele Mühe gegeben: allein in der Folge vergassen sie das Christenthum, das sie gedachte Männer gelehret hatten, gänzlich. Das Zusammentrinken gieng bei ihnen (andere daraus entstehende Laster übergehe ich) nicht nur häufig sondern fast täglich im Schwange. An ihren jährlichen Seelentagen, die sie zu Ehren ihrer Verstorbenen feyerten, wurde mehr geschwelget als geweinet. Türkisches Korn (Mayz) von alten Weibern nach der dort landesüblichen Gewohnheit gekauet und im Wasser abgegohren vertritt daselbst die Stelle des Weines. Jeder mußte zum Todtengastmahl einen Straußen mitbringen. Nachdem sie drey Tage wohl geschmauset und gezecht hatten, widmeten sie eine Stunde dem Klagegesang und erkünstelten Zähren, dergleichen unsere Theaterprinzessinnen vergießen. Gleich darauf kehrten sie zu ihren Schüßeln und Bechern zurück, um sich damit den Un-

Unmuth wegzuspühlen. Von ihrem Getränke erhitzt, schändeten sie oft diese Todtenfeyer durch Zänkereyen und Schlägereyen, Wunden und Todtschläge und andere unehrbare Dinge.

Die frommen Gäste Pastor und Cerqueira sparten keine Mühe diesen Greuel aus dem Gemüthe eines Volkes auszumerzen, das ein christliches heißen wollte. Tag und Nacht fuhren sie unablässig fort demselben die Pflichten eines Christen vorzustellen. Wirklich hatten sie es theils durch besonderes Zureden in Häusern, und theils durch öffentliche Predigten in der Kirche dahin gebracht, daß nicht wenige reumüthig beichteten, und sich zu bessern versprachen. Von der einst so zahlreichen Nation der Matarà, welche in die Privatdienstbarkeit der Spanier von S. Jakob gerieth, und nach und nach fast ganz aufgerieben wurde, sind heut zu Tage noch wenige Ueberbleibseln an dem Rio Salado in dem elenden Flecken Matarà (ich bin dort vorbei gereiset) vorhanden. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen setzten die Patres, ihrem Vorhaben gemäß, ihre Reise zu den Abiponern fort, zu welchen sie selbst der Pfarrer des Ortes und die vornehmsten Caciquen mit einem kleinen Haufen Indianer begleiteten. Diesen Dienst leisteten sie ihnen nicht aus Gefälligkeit sondern, weil sie sich von dieser Reise nicht wenige Vortheile versprachen. Sie hofften nämlich durch Vermittelung der Väter mit den Abiponern, mit denen sie schon lange in Feindschaft lebten, und oft blutige Streitigkeiten vorhatten, einen Frieden stiften zu können. Indessen hatten die Patres ihres Geleites gar sehr nöthig. Noch mußte man sechzig Meilen weit reisen und zwar durch einen unbekannten Weg, den noch keiner von ihnen betretten hatte, und der mitten durch Wälder, Seen und Pfützen durchgieng. In der That hätten sie nicht die Mataràs zu Wegweisern

fern, Gehilfen, und zur Bedeckung erhalten, so hätten sie nicht nur nicht sicher reisen, sondern auch auf die Ausführung der Unternehmung nach allen Regeln der Klugheit nicht einmal denken können. Lange mußte man durch unwegsame Wälder kriechen, und bei jedem Schritte mit den Dornhecken meistens einen blutigen Kampf kämpfen. Bei der strengsten Sonnenhitze und der äußersten Ermüdung hatten sie, ihren brennenden Durst zu löschen, nichts als faules Wasser, das aus den Pfützen und Gruben mit aller Sorgfalt herausgeschöpfet werden mußte, und einen so entsetzlichen Gestank von sich gab, daß die armen Reisenden mehr noch von ihrem Trank als vom Durst gequälet wurden. Wo sie ihre Augen nur immer hin wandten, erblickten sie überall Spuren der Tieger und unendliche Schwärme Schnacken und andere Insekten, die man in dem glücklichen Europa nicht kennt. Die Nachstellungen der ersteren und die Stacheln der letzteren ließen sie des Nachts gar nicht schlafen, so sehr sie auch von den Beschwerden des Tages ermüdet waren. Wie sie aus dem Walde auf das freye Feld kamen, sahen sie sich auf allen Seiten von endelosen Morästen umringet, welche der rothe oder grosse Fluß (denn er führet bei den Spaniern beide Namen) durch sein Austretten, indem er sich gegen fünf Meilen weit auseinander breitet, verursachet. Die ganze mit Wasser bedeckte Ebene stellte nach allen Seiten hin ein förmliches Meer vor, zu welchem derselben nichts als die Tiefe fehlte. Wie der grosse Fluß in seiner jährlichen Uiberschwemmung die ganze Gegend weit und breit unter Wasser setzt, habe ich selbst gesehen, als ich mich noch in dem Flecken zum h. Rosenkranz wenige Meilen von dessen Ufern bei den Abiponern aufhielt. Aus der Größe der Beschwerden, die sie zu überwinden hatten, mag man auf die Seelengröße den Schluß machen, mit der die Väter selbe theils

selbst

selbst ertrugen und theils auch den Indianern, ihren Reisegefährten, durch ihr Beispiel Gedult einflößten, daß sie nicht wieder in ihre Kolonie zurückkehrten, wie sie gewiß gethan haben würden, wenn sie nicht die Patres durch ihre Sanftmuth, durch Geschenke und Bitten bei gutem Willen erhalten hätten. Uiber alles Ungemach erhaben, setzte die ganze Gesellschaft miteinander mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit die Reise fort, bis sie endlich in den Gegenden der Abiponer anlangten.

Sie waren nur noch zwo Meilen von ihren Wohnplätzen weg. Um also nicht von den Abiponern, einem argwöhnischen und mordsüchtigen Volke, für Feinde gehalten und als solche behandelt zu werden, machten sie Halt, stellten aber immer Wachen aus, deren Entweichung die Väter noch mehr als einen Angriff von Seite der Abiponer zu besorgen hatten, indem sie wohl wußten, daß die Mataràs sonst bei dem blossen Namen der Abiponer zitterten, nun aber, da sie sich in ihren Gegenden befänden, vor Angst völlig von Sinnen gekommen wären. Sie erschöpften alle ihre Beredsamkeit ihnen diese Furcht zu benehmen; aber beinahe vergeblich. Um also den ganzen Trupp auf alle Fälle sicher zu stellen, mußte der P. Cerqueira mit zweenen Gefährten vorausgehen, und sich sorgfältig um die Wege umsehen, auf welchen man sich, ohne Verdacht zu erregen, den Wohnplätzen und den Augen der Abiponer nähern dürfte. Kaum waren sie eine Meile weit fortgezogen, als sie auf einmal zweyhundert Abiponer zu Pferde vor sich fanden, indem diese durch ihre Kundschafter bereits von der Ankunft der Fremden unterrichtet waren. Ihre Pferde waren ungesattelt, und sie selbst ganz nackt; im Gesicht aber mit häßlichen Farben bemahlet. Diese, die langen Pfeile, die sie in der Hand, und die bunten Feder-

kronen, die sie auf dem Kopfe trugen, der Lärm der Kriegspfeifen, das wilde Geheul mittelst ihres Lippenklatschens nnd ihr ganzes Aussehen schienen schreckbar; aber der P. Cerquelra schreckte sich darob dennoch nicht. Er gieng vielmehr zu ihnen hin, und redete sie in der Sprache Tonocote, die damals viele Abiponer redeten, also an. Ihr irret euch sehr, wenn ihr glaubet, daß ihr mir durch euren Anblick Furcht einjaget, indem ich nichts so sehnlich gewünschet habe, als euch zu sehen. Aus Verlangen zu euch habe ich mich durch unermeßliche Wüsten und tausend Gefahren bis hieher durchgerungen. Haltet mich ja nicht für eueren Feind, und seyd daher eben so wenig der meinige. Sehet! ich komme unbewaffnet zu euch, in der Absicht euch zu unterrichten, wie ihr glücklich werden könnet. Liegt euch euer Heil am Herzen, so schlaget meine Worte nicht in den Wind, weil ich euch die Wege desselben zeigen und führen will. Betrachtet mich vielmehr als eueren Freund und als den Abgesandten des höchsten Erschaffers aller Dinge. Alle Völker hielten es stets für groß Unrecht selbst den feindlichen Abgesandten Gewalt anzuthun. Dieses Gesetz ist von eueren Vätern zu euch gekommen, also zwar, daß ich nicht das Geringste von euch befürchte. Durch diese Rede besänftigte er die Wilden so, daß sie ihre Drohungen in einen Gruß verwandelten, und ihm alle mögliche Gefälligkeiten erwiesen, sie, die ihn kurz vorher mit gezückten Waffen umrungen hatten. Der Pater nützte ihr Wohlwollen gegen ihn und sagte ihnen, daß sich noch ein anderer Pater, der sowohl durch sein graues Alter als auch durch seine Frömmigkeit wahrhaft Achtung verdiente, sammt etlichen Reisegefährten in gleicher Absicht in der Nähe befinde. Dieser hätte Scheeren, Angeln und Glaskugeln in Menge bei sich, und würde damit alle, die sich zum Christenthum bequemten, reichlich beschenken. Die Verheißung der Geschenke wirkte

auf

auf den Caciquen des nächsten Wohnplatzes so sehr, daß er seinen Sohn sammt andern ansehnlichen Indianern sogleich zum P. Pastor schickte ihn abzuholen. Wie er ankam, wurde er von der ganzen Horde mit öffentlichen Freudensbezeugungen und mit dem feyerlichen Lippenklatschen bewillkommet, und der grosse Pater Pay latenk genennet. Die Erde war mit Tieger= und anderen Thierhäuten bedeckt, auf welche sich nun der Pater niedersetzte. Nachdem er ihnen die Gründe, die ihn bewogen hatten, zu ihnen zu reisen, vorgetragen hatte, theilte er seine Nadeln und übrigen Geschenke unter die Anwesenden aus. So lächerlich diese den Europäern vorkommen, soviel halten die Amerikaner darauf. Man brachte Eßwaaren, welche die hungrigen Ankömmlinge lieber unberührt gelassen hätten: denn selbe bestanden in faulen Fischen, die gar keinen andern Werth hatten, als daß sie den Vätern von den Abiponern waren angebotten worden. Damit sie aber nicht die Leckerbissen der Wilden zu verachten schienen, mußten sie auch wider ihren Willen einiges davon verschlingen, so sehr sich auch ihr Magen dagegen streubte.

Den anderen Tag steckte der P. Pastor ein hohes Kreuz in die Erde, und weihte sie dadurch dem göttlichen Heiland. Nachdem er in seinem Gezelte Messe gelesen hatte, führte er noch immer einen Haufen Abiponer wie in einem Bittgange herum und lehrte sie zugleich vor dem hochheiligen Holz andächtig niederknieen; aber was am meisten bewundert zu werden verdienet, die Wilden leisteten ihm sogleich Folge, als welche ihm bei seiner Anrede an sie, in der er ihnen die Ursachen seiner Ankunft und die Hauptlehren des Christenthums auseinandersetzte, mit lehrbegierigen Ohren und Herzen zuhörten. Besonders aber gefielen seine Worte dem vornehmsten Caciquen der ganzen Nation nämlich dem Caligui-

liguila, welcher beide Väter mit vielen Ehrenbezeugungen in seinen Wohnplatz, der auf der andern Seite des rothen Flußes lag, hinüberführte. Auch da wurden die zween Gäste mit lautem Freudengeschrey empfangen, und, als sie den Gemüthern der Wilden die Lehre und den Wandel der Christen einzuflößen trachteten, begierig angehöret. Da sich das Gerücht von ihrer Ankunft in der ganzen Gegend immer mehr verbreitete, wurde der Zusammenfluß der Fremden von allen Seiten her immer beträchtlicher. Vorzüglich gaben sie sich Mühe die Gunst der Caciquen zu gewinnen, und in ihnen das Verlangen nach dem christlichen Unterricht zu entflammen: denn sobald diese sich nach demselben fügen, so wird man auch das gemeine Volk ganz gelehrig finden. Nach dem Beispiele der Vornehmen richtet sich in Amerika der Gemeine durchgängig. Der erste Cacique Caliguila erlaubte also den Vätern ihre Religion unter dem Volke zu verbreiten. Er sagte ihnen auch ausdrücklich, daß sie eine Kapelle erbauen, und die abiponische Jugend nicht blos taufen, sondern auch im Christenthume unterrichten könnten, aber mit dem Bedingniß, daß die Knaben vor- und nachmittags nicht mit Betten und Unterricht zu lange aufgehalten würden, damit nicht ihr kriegerisches Feuer und ihre Behendigkeit mit den Waffen umzugehen durch das lange Sitzen und den Müssiggang verloren giengen. Allein die Väter läugneten, daß die Religionsübungen die Hitze der Jugend verlöschen oder der Geschicklichkeit in den Waffen Eintrag thun, und bewiesen dieses durch das Beispiel der spanischen Knaben. So möchten sie doch wenigstens dieses erlauben, bat Caliguila im Namen der übrigen, daß ihre Knaben immer Bogen und Pfeile bei sich tragen dürften, und zwar auch, wenn sie den christlichen Religionsübungen beiwohnten, damit sie, wenn sie auch Christen würden, ihrer kriegerischen Bestimmung nie ver-



vergäßen, und auch nie unbewaffnet einer Gefahr sich aussetzten, indem der Feind meistens unvermuthet einfiele. Diese Bitte wurde ihnen um so viel lieber gewähret, weil sie weder den Gesetzen noch den Gebräuchen des Christenthums zuwiderlief: denn wer weiß nicht, daß auch andere christliche Nationen in Europa mit Degen oder Säbeln dem Gottesdienste beiwohnen? Doch erinnerten sie die Väter von Zeit zu Zeit, daß sie ihren wilden Gebräuchen bei den Begräbnissen und Wahrsagereyen, weil sie noch Uiberbleibsel ihres alten Aberglaubens wären, entsagen möchten.

Nachdem man beiderseits die Bedingungen angenommen hatte, errichtete man daselbst mit vielem Gepränge ein Kreuz, welches die Patres aus einem hohen Palmbaume zurecht gemacht hatten. Täglich wurden die Abiponer in den Glaubenswahrheiten unterrichtet, die abergläubischen Meinungen der Wilden wankend gemacht, alle aber mittelst gelegentlicher Ermahnungen vor den Betrügereyen ihrer Schwarzkünstler, die sie Keevet Zauberer nennen, gewarnet. Diese brüsten sich, daß der Teufel, den sie für ihren Großvater ausgeben, mit ihnen vertraut umgehe, und sich sehr gnädig gegen sie beweise. Damit sie also nicht, wenn ihre Betrügerey entdeckt würde, die Achtung des Volkes verlören und dieses sie zu fürchten aufhöre, so arbeiten sie den Verbreitern der Lehre Jesu aus Leibeskräften entgegen, und suchen alles hervor, den alten Aberglauben in seinem Ansehen zu erhalten. Der P. Pastor sah einst eine alte Schwarzkünstlerinn beinahe schon mit dem Tode ringen. Er wollte sie daher nach vorgängiger Vorbereitung taufen; aber umsonst waren alle seine Bemühungen. Der gute Pater konnte durch kein Bitten bei ihr etwas ausrichten, er mochte ihr ewige Himmelsfreuden verheißen, oder Höllenqualen und Martern des Satans androhen. Ich

habe

habe den Teufel nicht zu fürchten, antwortete sie lächelnd, nachdem ich mit ihm so viele Jahre hindurch einen vertrauten Umgang gepflogen habe. Andere Klügere aber glaubten dennoch lieber den Vätern, und fiengen an öffentlich auf die Worte und Künste ihrer angeblichen Zauberer Mißtrauen zu setzen. Kurz durch ihre alle Tage ununterbrochen fortgesetzte Arbeiten brachten sie es endlich dahin, daß man nach wenigen Wochen unter diesen Wilden nicht ohne innige Herzenswollust eine Art von Christenheit wie aus dem Unkraute hervorsprossen sah. Sie legten ihre Wildheit ab und gaben in ihren Reden und Handlungen unzweydeutige Beweise einer höhern Kultur von sich.

Weil der P. Pastor den P. Çerqueira nach Mataràs zurücksenden mußte, verdoppelte er seine eigene Thätigkeit. Seines hohen Alters und seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit ungeachtet, bauete er eine Kapelle von Holz und Stroh, und überknettete selbe mit Leimen. Auch schrieb er in der wenigen Zeit, die er dort war, mit vieler Mühe einen Inbegriff der abiponischen Sprache, ein Verzeichniß abiponischer Wörter und ihrer Bedeutungen zusammen, von dem aber zu meiner Zeit nichts übrig war, als dessen Andenken. Allein ein unerwarteter Both, welcher den P. Joannes Pastor wegen dringender Angelegenheiten der Provinz nach Haus berief, erstickte die Hoffnung der Abiponer in ihrem Keime, so eine reichliche Erndte dieser auch versprach. Man hatte damals keinen andern, den man in die Stelle des zurückgeruffenen Paters hätte setzen können, weil der Priester überaus wenige waren. Vor allem mußte man auf die Erhaltung der bereits angelegten Kolonien der Spanier und Indianer denken, bis man endlich aus Europa mehrere Mitarbeiter in dem Weinberge des Herrn erhalten, und auf die Anlegung neuer Kolonien den Be-

dacht machen könnte. Dieser apostolischen Reise zu de[n]
Abiponern* gedenken die Jahrbücher der Provinz von Pa-
raquay vom Jahre 1638 bis 1643. Der P. Petru[s]
Lozano meldet in seiner Geschichte von Chaco, der P[.]
Joannes Pastor sey zum Generalprokurator an den Hö[fen]
fen zu Madrit und Rom erwählt und deßwegen nac[h]
Europa beruffen worden; er habe nun aus verschiedene[n]
Provinzen eine für den Unterricht so vieler Wilden hin[-]
längliche Anzahl Jesuiten zusammengebracht, die mit ih[m]
in Paraquay schiffen sollten. Allein eben wie er mit sei[-]
nen apostolischen Gehilfen zu Kadix unter Seegel gehe[n]
wollte, hätte der königliche Staatsrath zu Madrit ei[n]
Verbot ergehen lassen, kraft dessen kein Ausländer i[n]
Paraquay geführt werden durfte. Die übrigen, dere[n]
die meisten Priester waren, hätten daher wieder in Italie[n]
Deutschland, die Niederlande ꝛc. kurz in ihr Vaterlan[d]
geführt werden müßen, und er wäre mit wenigen spa[-]
nischen Jünglingen, die nach der bei uns vormals einge[-]
führten Gewohnheit erst nach vielen Jahren zu Priester[n]
geweihet werden konnten, in Paraquay gesegelt, ungeach[-]
tet die Provinz wegen ihrer vielen Kolonien einen unbe[-]
schreiblichen Mangel an Priestern hatte. Wie betrüb[t]
mag dieser Anblick für den P. Pastor gewesen seyn[!]
Da er die bereits zur Erndte reifen Früchte aus Mang[el]
an Schnittern zu Grunde gehen sah, konnte er sich de[r]
Thränen nicht enthalten. Das Verbott der Großen z[u]
Madrit, welches alle Fremden von Paraquay ausschlo[ß,]
war von äußerst verderblichen Folgen selbst für die Sp[a-]
nier. Hätte der P. Pastor seine ausländische Gesel[l-]
schaftsgenossen aus Deutschland, Italien und den Niede[r-]
derlanden mit sich in Paraquay gebracht, so zweifle i[ch]
nicht, daß sie schon damals die Abiponer, Mokobier un[d]
Tobas zu Christen und zu Unterthanen des katholische[n]
Königs gemacht hätten, anstatt daß man sie wegen Ma[n-]
gel an Priestern beinahe ein ganzes Jahrhundert in ih[-]

rer

rer Wildheit lassen mußte, während welcher Zeit sie in dem ganzen Land weit und breit als Feinde und zwar meistens als siegreiche Feinde herumstreiften, wie aus allem bisher gesagten erhellet. Durch das vergossene Blut so vieler Spanier und ihre täglichen Siege von Tag zu Tag immer mehr verwildert, schlugen sie in den folgenden Jahren die Freundschaft der Spanier und die Taufe beständig aus, wiewohl unsere Patres keine Gelegenheit, sie zahm zu machen, unbenutzt ließen, und selbst deßwegen oft ihr Leben in Gefahr setzten.

Allein wir erfuhren hierinnfalls, daß sich die Gesinnungen der Menschen wie die Zeiten ändern. Da das eben nicht sehr volkreiche Spanien für seine weitläuftigen Länder in Amerika nicht genug Priester abgeben konnte, so entschloß sich der Madriterhof auswärtige Jesuiten, denen selber einst den Eintritt in Paraquay verbot, nicht nur dahin einzuladen, sondern auch auf königliche Kosten dahin bringen zu lassen, zum sichtbaren Vortheil der Monarchie. Dieß erhellet aus dem königlichen Schreiben, das Philipp der V. im J. 1743. den 28. Christmonat aus dem Schloß Buenretiro erlassen hat. Dasselbe ist im Jahre 1745 aus dem Spanischen ins Lateinische übersetzt worden, und hat zur Aufschrift die Worte: **Vorschrift dessen, was in den Missionen und Volksplätzen der Indianer in den Statthalterschaften Paraquay und Buenos-Ayres, in sofern selbe unter der Obsorge der Väter aus der Gesellschaft Jesu stehen, zu beobachten ist.** In dem zwölften Absatze drückt sich der König also aus: **Da ich endlich auch vernommen habe, daß man unter andern der Gesellschaft Jesu zur Last lege, daß sie in die Missionen gedachter Provinzen auch ausländische Mitglieder schicke, und da ich weiß, daß sie durch königliche Hofentschließungen dazu**

berechtiget sind, und ich in einer Entschließung vom 17. September 1734 dem General der gedachten Gesellschaft gestattet habe, daß in einer jeden Mission, die unter der Obsorge der Gesellschaft stehet, und in meinen amerikanischen Ländern liegt, der vierte Theil von den dahingeschickten Missionären (wenn nämlich zur Ergänzung ihrer Anzahl aus Europa Jesuiten hineingesendet werden) Deutsche seyn können, als welche in allen Gelegenheiten eine unverbrüchliche Treue bewiesen haben; so rc. rc. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Italiäner, Niederländer und Deutsche anführen wollte, die vor vielen Jahren und auch noch zu unseren Zeiten dem Christenthum, und der spanischen Monarchie sowohl in Paraquay als auch in anderen amerikanischen Provinzen die herrlichsten Dienste gethan haben. Beneiden können sie gewisse Menschen um diesen Ruhm, ihnen denselben absprechen niemals!

---

Zwölf=

# Zwölftes Hauptstück.

## Von der Kolonie, die wir den Mokobiern erbaueten, und die auch zur Erbauung der abiponischen Kolonie Anlaß gab.

Erschöpft durch die immerwährenden Niederlagen, welche die Spanier von den Wilden erlitten, suchten sie diese zum Frieden zu bewegen, da sie selbe so viele Jahre durch die Gewalt ihrer Waffen nicht bändigen konnten. Nun lehrten sie eine Menge Versuche, die sie mit andern Nationen gemacht hatten, daß man sich von den Abiponern und Mokobiern weder eine aufrichtige noch eine dauerhafte Freundschaft zu versprechen hätte, wenn sich diese nicht von uns Menschlichkeit und Religion beibringen ließen. Und in der That wünschten und bemühten sich unsere Leute schon lange voll brennenden Seeleneifers den Weg ausfindig zu machen, wie sie die Wilden dahin bringen könnten in Kolonien zu leben. Die königlichen Unterstatthälter versprachen uns mit ihrem Vermögen getreulich und reichlich beizustehen; allein die Meisten hielten nur selten und mit vieler Kargheit Wort. Genug, daß die Abiponer nicht mehr raubten, indem wir sie in den neuen Kolonien, wie wilde Thiere im Stalle, verschlossen hielten: die Sorge sie zu nähren und zu kleiden ließen sie uns über. Sie glaubten, wer weiß, was gethan zu haben, wenn sie in der neuen Kolonie einige Hütten von Holz und Leimen

aufgeführet hatten, wo wir und die Indianer wohnen, und die Religionsübungen verrichtet werden sollten. Wenn ihre Soldaten mit diesen in der Eile aufgeworfenen Wohnungen nach wenigen Tagen fertig waren, schrieben sie voll Selbstbewußtseyn an den Unterkönig in Peru oder an den Madriterhof mehr ruhmrednerisch als wahrhaft, daß sie neue Flecken gestiftet, und eine wilde Nation zu Paaren getrieben hätten; und behaupteten mit vollen Backen, daß der König ihre Verdienste mit einträglichen Ehrenämtern und glänzenden Titeln zu belohnen schuldig wäre. Und in der That beobachtete ich, daß die königlichen Belohnungen immer grösser waren als ihre Verdienste. Hätten diese guten Statthalter für die Ruhe und Sicherheit ihrer Provinz, und für den dauerhaften Bestand der Kolonien der Indianer, deren Unterweisung sie uns auftrugen, ernstlich sorgen wollen, so hätten sie ihren Bedacht zuvörderst dahin nehmen sollen, daß die neuen Pflanzörter mit hinlänglichem Horn- und Wollvieh, mit den nöthigen Geräthschaften zum Ackerbau und mit Aexten versehen würden, damit es denselben nicht an Fleisch zur Nahrung, an Wolle zur Kleidung und an Messern zu den täglichen Bedürfnissen gebreche, und die wilden Einwohner nicht abermal sich vom Raube und der Jagd nähren außer der Kolonie herumschweifen, und ihr Waldleben vom Neuen wieder beginnen müssen; auch in ihrem äußersten Mangel uns unablässig den Vorwurf machen: daß sie itzt als Freunde der Spanier weit ärger daran sind, als einst, da sie noch ihre Feinde waren, und ihnen also der Krieg weit einträglicher, als ein solcher Frieden ist. Es ist daher kein Wunder, daß die Wilden, über ihre Dürftigkeit manchmal aufgebracht, ihren Kolonien zuweilen den Rücken wandten, zu den Waffen griffen, und wieder auf Mord und Raub ausgiengen. Wir werden aber hievon an einem andern Ort mehr sprechen.

Die Stadt Santa Fè bewarb sich einst vor allen andern um die Freundschaft der Abiponer und Mokobier. Einige Horden von diesen versetzten daher ihre Wohnplätze im Vertrauen auf den eingegangenen Frieden näher zu der Stadt. Ja sie giengen sogar, in der Absicht etwas zu kaufen, oder ihre andern Spaniern, mit denen sie noch im Kriege begriffen waren, abgenommene Beute zu verkaufen, in den Häusern der Bürger und auf dem Platz frey herum. In unser Kollegium kamen sie sehr oft. Durch den täglichen Umgang mit den Spaniern verlor sich endlich nach und nach ihre Wildheit. Die vornehmsten Caciquen der Mokobier Aletin und Chitalin ließen sich theils durch das freundschäftliche Zureden unserer Väter und theils durch Geschenke so gewinnen, daß sie sich nicht mehr weigerten, sich und die Ihrigen in unserer heiligen Religion unterrichten zu lassen. Die Spanier und Jesuiten glaubten, daß es sich allerdings der Mühe verlohne die Mokobier, eine wegen ihres Unternehmungsgeistes im Kriege, und ihrer Anzahl noch furchtbare Nation, Gott und dem katholischen Könige zu gewinnen. Wenige Meilen von der Stadt bauete ihnen unser P. Franzis'us Burgès aus Navarra eine Kolonie, und nannte sie S. Xavier. Anfangs wurde selbe blos von zwanzig Familien bewohnt, nachmals aber vergrößerte sie sich durch immer neuen Zuwachs an Ankömmlingen dergestalt, daß sie unsere Erwartung übertraff. Da der Einwohner im Anfange wenige waren, wurden die Patres durch die Beiträge der spanischen, hauptsächlich aber der quaranischen Flecken in den Stand gesetzt, nicht blos den Bedürfnissen der Mokobier, sondern auch ihren Wünschen und Bitten ein Genüge zu thun, damit sie die Räuberey auf die Seite setzten, und sich über ihr damaliges Loos freueten, und auch ihre übrigen Landesleute, die mehr gegen Norden wohnten, zu der nämlichen Lebensart und zur Vereinigung mit ihnen beredeten. Andere Mokobier, welche das Beispiel

ihrer Landesleute und die Freundschaft der Spanier geringschätzten, und außerhalb der Kolonie S. Xavier in den spanischen Ländereyen herumschwärmten, wurden vom Barreda, dem Oberbefehlshaber von S. Jakob, in einem Streifzuge wider sie übel nach Haus geschickt, indem einige auf dem Platz blieben, und fast zweyhundert gefangen wurden. Die Uibriggebliebenen flüchteten sich in ihrer Angst nach S. Xavier, wohin auch Barreda mehrere Gefangene zurücksandte. Er nannte sich daher im Scherze aber gewißlich mit Recht den zweyten Stifter dieses Fleckens.

Nachdem die Kolonie an Einwohnern so zugenommen hatte, machte sie in der Religion die herrlichsten Fortschritte. Alles versprach die trefflichsten Früchte, und mehr noch, als sich kurz vorher von ganz rohen Wilden erwarten ließ. Die alten Gebräuche ihrer Vorfahren wurden vertilget, was an ihren Sitten Wildheit oder Aberglauben verrieth, abgeschaffet, und an dessen Stelle Tugenden von aller Art angepflanzt. Junge und Alte wurden täglich in den Glaubenswahrheiten unterrichtet, und, wenn sie sich der Taufe werth gemacht hatten, getaufet. So gelehrig sie alles glaubten, was sie gehöret hatten, so bereitwillig vollzogen sie alles, was man sie thun hieß. Ungeachtet sie bisher blos an Lanzen und Pfeile gewöhnt waren, so nahmen sie auch dennoch mit Freuden bald den Pflug und die Axt in die Hand, und bald den Feld- und ihren Häuserbau vor. Man eröffnete eine doppelte Schule. Eine, worinn die Knaben zum grossen Trost ihrer unwissenden Eltern lesen und schreiben lernten; die andere, worinn man sie in der Musik und in Behandlung der musikalischen Instrumente, auf denen man in der Kirche spielt, unterwies. In der Musik hatten sie einen vortrefflichen Lehrmeister, den P. Florian Paucke, einen Schlesier. Er war nicht blos ein geschickter Geiger, sondern auch ein

stattlicher Componist. Durch seinen täglichen Unterricht brachte er es dahin, daß nicht wenige ganz artig geigen und singen lernten, und dadurch ihren Gottesdienst in der Kirche zur innigen Freude des Volkes verherrlichten. Da sich der Ruff hievon in dem ganzen Lande ausbreitete, wurden die mokobischen Tonkünstler sammt ihrem Meister bald nach Buenos-Ayres und bald nach Santa Fè eingeladen, wo sie unter einer wohlgeordneten Instrumentalmusik nach allen Regeln der Tonkunst Messe und Vesper absangen. Alle bewunderten das Sanfte und Harmonische ihrer Töne, und manche Spanier weinten dabei wohl auch eine Zähre mit, wenn sie sich an den Schrecken erinnerten, den ihnen die Mokobier, die Väter dieser Jünglinge, noch vor wenig Jahren so vielmal einjagten, als sie ihre furchtbaren Kriegshörner und Stimmen bei ihren Anfällen erschallen ließen.

Unstreitig ist man, meines Erachtens, nicht blos den Anfang, sondern auch den Fortgang der neuen Kolonie nach Gott den vortrefflichen Anstalten und Beispielen der Caciquen Aletin und Chitalin schuldig. Der erste, ein Mann von einer äußerst sanften Gemüthsart und ihm angebohrnen Rechtschaffenheit, unterließ nichts, was zur Umbildung seiner Leute etwas beitragen konnte. Alle Tage fand er sich, und zwar immer am ersten sowohl frühe bei dem Gottesdienst als auch nachmittags bei dem christlichen Unterricht ein. Er, der vorhin als Feind der Spanier den Seinigen das Loosungszeichen zum Morden gab, pflegte sie itzt bei der Kapelle mit der Glocke zu den Religionsübungen zusammzuruffen. Beobachtete er etwas Sträfliches in ihren Sitten, so wies er sie entweder gleich zurecht, oder er zeigte es dem Pater an, gegen den er stets den schleunigsten Gehorsam und die wärmste Anhänglichkeit äußerte. Blos dadurch wies er sich als den Vornehmsten unter ihnen, daß er, seines hoh-

hohen Alters ungeachtet, sowohl zu Hause als auf dem Felde das meiste arbeitete. So oft ich ihn ansah, bewunderte ich seine mehr als gemeine Tugend. Chitalin stand wegen seiner Abkunft und Kriegsthaten bei den Seinigen in Ansehen, und besaß so einen Scharfsinn, daß der P. Bonenti, ein Italiäner und vormaliger Amtsgefährte des P. Franziskus Burges, kein Bedenken trug von ihm zu sagen: Wir müßen Gott danken, daß der Indianer Chitalin nicht studiret hat; denn er wäre allein im Stande gewesen, die ganze Welt zu betrügen. Uibrigens so lebhaft vom Geiste, jung von Jahren, stolz und kriegsruhmsüchtig er auch war, so unterwarf er sich dennoch dem göttlichen Gesetz und dem Willen der Väter und brachte auch dadurch die Uibrigen auf einen besseren Weg. Es ist unglaublich, wie viel die Beispiele der Caciquen auf die Indianer vermögen. In Amerika gilt vorzüglich das Sprichwort der Alten: Wie der König, so das Volk. Der dritte Cacique der Kolonie S. Xavier, (ihm wurde in der Taufe der Name Dominikus beigelegt) war zwar jünger als die beiden vorigen, aber er hatte in allem Betracht viel vor ihnen voraus. Die übrigen Mokobier wohnten schon bereits einige Jahre in dem Flecken, als er noch unabläßig mit seiner Horde in dem Gebiete von Cordova das Räuberhandwerk trieb, und allenthalben Schrecken verbreitete. Bei einem Scharmützel stieß ihm ein Spanier sein Schwert durch die Seite; aber er wurde wieder glücklich geheilet. Ich habe seine ungeheueren Narben vielmal gesehen, wenn er in meinem Beiseyn entkleidet über die Flüße schwamm. Gegen seine eigenen Landesleute, die Mokobier, hegte er des Fridenswegen, den sie mit den Spaniern eingegangen hatten, einen tödtlichen Haß, und setzte daher ihrem Flecken eine Zeitlang mit aller möglichen Erbitterung zu. Da er aber demselben nichts anhaben konnte, so trieb er ihre Pferde einigemale haufenweise weg. Der P. Burges batt Gott in-

stän-

ständig, daß er doch das Herz dieses Bösewichtes wenden möchte. Am Ende wurde er erhöret. Der grimmigste und verderblichste unter den Wilden, wurde, so bald er sich in die Kolonie zog, der beste und nützlichste Gläubige. Keiner gehorchte und arbeitete lieber; keiner war frömmer als er. Sein Beispiel war überaus wichtig, weil er von dem ansehnlichsten Geschlechte herstammte, und in der Kriegserfahrenheit kaum einen seines gleichen gehabt haben soll. Nach einigen Jahren erhielt er von dem Statthalter zu Buenos-Ayres, Petrus Cevallos, zum Lohne seiner Verdienste den Kapitänsstab.

Diese Caciquen bewirkten durch ihr Beispiel, Ansehen und den wachsamen Eifer, mit dem sie zu Werke giengen, so viel, daß die kurz vorher aus einem zusammengelaufenen wilden und mordsüchtigen Raubgesindel zusammengesetzte Kolonie eine Pflanzschule christlicher Frömmigkeit ward. Die Heiligkeit ihrer Ehen im Sinne der römischen Kirche, die unglaubliche Schaamhaftigkeit ihrer jungen Leute beiderlei Geschlechts, der bereitwillige Gehorsam, ihre Arbeitsamkeit, die durch keinen Hader oder Zank gestörte Eintracht ihrer Gemüther, und ihre aufrichtige Ergebenheit gegen die Priester zwangen den Spaniern Bewunderung und Achtung gegen ein Volk ab, dessen vorige Wildheit sie noch nicht vergessen hatten. Sie begehrten von selbst nicht blos für sich, sondern auch für ihre Kinder, so bald diese das Licht der Welt erblicket hatten, die Taufe, wiewohl sie diese aus einem allen Wilden gemeinschaftlichen Vorurtheil, anfangs für eine todtbringende Ceremonie gehalten hatten. Die letzten drey Tage in der Charwoche entbrannten sie, wenn sie von den Leiden unseres Heilandes hörten, oder über selbe nachdachten, vor Begierde sich selbst zu martern. Viele geißelten sich scharf. Viele trugen Kreuze auf dem Platz processionsweise herum; weil sie das Nämliche bei den eifrigeren Spaniern zu San-

ta Fè gesehen hatten. Selbst die Knaben ließen sich we der durch das Verbott noch durch die Drohungen der Missonaire von der Selbstgeißelung abhalten. Die Werkzeuchen dazu bestanden in knottichten Stricken von Leder. Weil sie keine Kreuze hatten, fügten sie sich die Jochhölzer der Ochsen, die Deichseln der Fuhrwägen, grossen Balken, und andere ungeschlachte Hölzer, so wie sie selbe bei der Hand hatten, auf die Art eines Kreuzes zusammen. Sie schienen wirklich an der blutigen Zerfleischung ihres Körpers ein inniges Wohlgefallen zu finden. Da einst ein Mokobier von dem Rücken seiner Miteinwohner das Blut herabströmmen sah, schrie er auf dem Platze ganz entzückt aus: Seht, wie sehr uns der Unterricht der Väter umgestaltet hat. Wie wenig sehen wir itzt uns selbst und unseren Ahnen ähnlich. Von Jugend auf gewöhnt, fremdes Blut zu vergießen, vergießen wir itzt unser eigenes. Aber nichts ist billiger, als daß wir uns selbst für so viele Schaaren Pferde, die wir geraubt, für so viele Mordthaten, die wir einst verübet haben, zur Straffe ziehen. Nach der bei allen berittenen Wilden eingeführten Gewohnheit pflegten auch die mokobischen Mütter ihre meisten Kinder umzubringen. Diese Verruchtheit der grausamen Mütter wurde gänzlich ausgereutet; die Vielweiberey, so wie das Verstossen der Weiber glücklich abgestellet, und die Anzahl der Neugebohrnen im Flecken vermehrte sich ganz unglaublich, wiewohl selbe die Pockenseuche von Zeit zu Zeit wieder hinweg raffte. Wie viele Blätter würde ich nicht anfüllen, wenn ich alles, was ich von diesem Flecken rühmliches weiß, hier niederschreiben wollte! Ich enthalte mich unseren Priestern, unter deren Obsorge die Kolonie stand, das Lob zu sprechen. Was aber für Geduld, Scharfsinn, Klugheit und Arbeit erforderlich war, dieses Vieh zu Menschen, und die Wilden zu Christen umzubilden, ihren Geist zu unterrichten, und ihren Körper zu pflegen, kann sich kein Mensch einbilden,

der

der nicht selbst in Amerika schiffet. Dem P. Franziskus Burges, der den gedachten Flecken erbauet und viele Jahre verwaltet hat, wurden theils zu Gehilfen und theils zu Nachfolgern gegeben: Michael Zea, Joseph Cardiel, Joseph Garzia, Bonenti, Emanuel Cánelas, Joseph Brigniel, Joseph Lehman, Petrus Pol, und Florian Pauke, welcher in meine Stelle kam, als ich zu den Abiponern versetzt wurde, und durch dessen Bemühungen auch die zwote Kolonie der Mokobier S. Petrus und Paulus ihren Anfang nahm. Der Cacique Amokin stand demselben vor. Bis dahin wütete dieser mit seinen Mokobiern in den Ländereyen der Spanier greulich herum. Ich habe ihn gekannt, und ihm noch viele Jahre vorher zu Corrientes einen Dollmetschen abgegeben, als er sich daselbst zum Unterstatthalter verfügte, in der Absicht von ihm für sich und die Seinigen eine Kolonie zu begehren.

Schon im vorigen Jahrhundert existirte in Tukuman neben der Stadt Estéco eine Kolonie der Mokobier, gleichfalls unter dem Namen S. Xavier. Es ist nicht außer meinem Vorhaben ihren Ursprung, Zustand und Untergang hier kurz zu berühren. Zu dieser Zeit erregten die Jndianer in Tukuman einen entsetzlichen Aufruhr, welchen zu unterdrücken die Spanier alle ihre Macht und Waffen in Bewegung setzten. Um die einst so blühende Stadt Esteco schien es gänzlich geschehen zu seyn, wenn man nicht die Mokobier von ihren täglichen Verheerungen abhalten könnte. Mißtrauisch auf den Erfolg der Waffen, schickte Alphons Mercado, Statthalter von Tukuman, weil er den Frieden ohne Krieg eher zu erhalten hoffte, zween Jesuiten als Herolde zu den Mokobiern, sie zur Ruhe zu bringen. Und in der That schmeichelten ihnen diese wehrlosen Abgesandten ab, was ihnen derjenige, der sie gesandt hat, mit Bley und Stahl nie abgezwungen hätte. Die Wilden giengen den Frieden ein,

und

und hielten ihn auch, so lang Mercado Tukuman unter seiner Aufsicht hatte. Allein kaum hörten sie, daß ihm Angelo de Paredo zum Nachfolger gegeben worden war, als sie wieder zu den Waffen griffen, und zwar, wie noch allemal, zum sichtbaren Schaden des Landes. Die bereits erlittenen Niederlagen zu rächen, und die neuen abzuwenden, bott der neue Statthalter, der mehreren Feldzügen in den Niederlanden und in Portugall beigewohnt hatte, alle seine Spanier und zahmen Indianer auf. Auf einigen Streifzügen in Chaco tödtete, und fieng er verschiedene Haufen Mokobier, worauf er wieder zurück kehrte. Seine Siege machten Lärm, waren aber von keinem Nutzen, indem die ganze Unternehmung, so glücklich sie auch ausfiel, zur Herstellung des Friedens in der Provinz nicht das geringste beitrug, sondern die Uibriggebliebenen nur desto mehr erbitterte, und der Sieg den Saamen zu ganz neuen Niederlagen der Uiberwinder in sich enthielt. Eine beständige Erfahrung hat die Spanier viele Jahre hindurch überzeugt, daß die überwundenen Indianer noch weit mehr zu fürchten sind, als die überwindenden; weil die übriggebliebenen Wenigen ihre Leibes- und Seelenkräften verdoppeln, und wider ihre Obsieger, die Spanier, zu allem entschlossen sind, in dem das Andenken der erhaltenen Niederlagen ihre Rachgier anfacht, und dadurch ihre kleine Anzahl ersetzt. Weit besser würde der Statthalter für die Sicherheit des Landes gesorget haben, wenn er den Krieg fortgesetzet, und Siege auf Siege bis zur gänzlichen Vernichtung der Mokobischen Nation gehäufet hätte. Allein der sonst so kriegerische Mann bekam einen Abscheu vor den Streifzügen wider die Wilden. Blos an europäische Feldläger gewohnt, sah er bald, daß man den Krieg in den morastigen Einöden von Amerika ganz anders führen müsse; daß dabei oft solche Schwierigkeiten vorkommen, welche man nie ganz vermeiden, selten überwinden, und kaum aushalten könnte, und daß ihm die nackten und unbärtigen

bärtigen paraquayischen Reiter noch mehr als die geharnischten Krieger in Europa mit ihren Knebelbärten zu schaffen gäben, indem sie auf der Flucht durch die Geschwindigkeit oder in ihren Schlupfwinkeln ihr Heil fänden, und dem Heere, das ihnen nachsetzte, theils entgiengen, und theils dasselbe erschöpften. Die Erfahrung machte also den Angelus de Paredo kaltblütiger, so, daß er auf gelindere Maaßregeln dachte, die Mokobier abermal zur Ruhe zu bringen. Durch Schmeicheleyen und Geschenke brachte er es endlich dahin, daß ihrer einige Horden ihren alten Groll wider die Spanier ablegten, sich in der Nachbarschaft der Stadt Esteco niederließen, und eine Art von Kolonie unter dem Namen S. Xavier ausmachten. Da aber eine unangeheuchelte Religion der Grundpfeiler des Friedens und das tauglichste Werkzeug die Menschen zu bessern ist, so trug man vorzüglich Sorge, daß sie sich zum katholischen Glauben wenden möchten. Die Wilden zu unterrichten, wurde der P. Didakus Altamirano, ein edler Spanier, anfangs Lehrer der Theologie, und nachmals Provinzial in Paraquay, und der P. Bartholomäus Diaz aus Tukuman, der die Sprachen der Wilden sehr gut inne hatte, dahin geschicket: dennoch gestattete ihnen der vorsichtige Statthalter nicht unter den Mokobiern zu wohnen, weil er der Wildheit ihrer Schüler wegen in Sorgen stand, und daher ihr Leben keiner Gefahr bloß setzen wollte; wiewohl sich jene einen tausendfachen Tod um der Religion willen zu leiden gewünscht hatten. Weil sie also auf des Statthalters Befehl die Nacht in der Stadt zubringen mußten, so gaben sie sich immer den Tag hindurch mit dem Unterricht der Indianer ab. Der Weg, den sie täglich hin und wieder zu reiten hatten, betrug acht Meilen; weil die Wohnplätze der Mokobier vier Meilen von der Stadt weglagen. Bis daselbst die Erbauung einer Kapelle zu Stande kam, richteten sie ein überaus grosses Kreuz auf, und erklärten dabei täglich

lich die Lehre des Evangeliums. Sie hatten einige besonders gelehrige Knaben in ihrem Gefolge, die von ihnen spanisch, und von denen sie mokobisch lernten. Diese wurden ihre Ausleger, und bei ihrem Volke das Muster der christlichen Gebräuche. Die Väter sparten keine Mühe, dasselbe zu bilden, allein die Früchte derselben, das Verdienst der Geduld ausgenommen, entsprachen ihren Wünschen nicht, außer daß sie nicht wenigen Kindern, die sie in ihrer Krankheit tauften, den Zugang zum Himmel öffneten. Der Statthalter, welcher, die kaum ausgesäete Frucht auch schon einerndten wollte, hob wider den Rath und zum grossen Herzenleid beider Väter die Kolonie, oder vielmehr die rohe Grundanlage derselben auf, weil er dawider verschiedene Beschwerden führte. Die Einwohner der Kolonie, das ist, die Mokobier und andere Wilde, die ihm auf seinem letzten Streifzuge in Chacò in die Hände gefallen waren, verschenkte er den Spaniern in verschiedenen Städten in Tucumàn zur Privatdienstbarkeit. Durch diese Freygebigkeit versicherte er sich wohl der Zuneigung der Seinigen, indem er sie für die Dienste belohnte, die sie ihm bei der Ausführung seiner Unternehmungen in Chacò geleistet hatten: aber er machte dadurch den Namen der Spanier bei den wilden Nationen, vorzüglich aber bei den Mokobiern, weil er sie von ihrem vaterländischen Grund und Boden weggenommen hatte, von Neuem verhaßt, so, daß sie wegen dieser empfangenen Unbild von den Zeiten des gedachten Statthalters an, bis itzt immer Rache ausübten, und das ganze Land in ihrem Grimme unabläßig verheerten.

Es ist gar kein Zweifel, daß der Statthalter zur Anlegung der Kolonie S. Xavier den unschicklichsten Ort und die unschicklichste Zeit gewählet hat. Denn in dem nämlichen Zeitpunkt, da er die Mokobier von unsern Vätern in der Religion unterrichten ließ, setzte er ihren Landesleuten

leuten und Verwandten in Chacò auf das schärfeste zu. Eben so wenig billigten die Einsichtsvolleren die Lage des Ortes. Die Stadt Esteco, die einige Jahre hernach bei einem Erdbeben gänzlich verschlungen worden ist, war damals nicht blos ein Magazin von Schätzen und Reichthümern, sondern auch eine Schwindgrube von Lastern und Schandthaten, wie ich aus dem Mund der Spanier vielmals vernommen habe. Da nun die nahen Mokobier lieber ihren Augen als ihren Ohren glaubten, und durch die Beispiele der Unzüchtigen und Trunkenbolde mehr zum Laster, als durch die Ermahnungen der Väter zur Tugend gereizet wurden, so hielten sie auch alles dasjenige für erlaubt, was sie von den christlichen Einwohnern der Stadt, so ohne alle Scheu und ungeahndet, verüben sahen. Dieß war auch nebst andern eine der wichtigsten Ursachen, warum wir den zweyten Flecken S. Xavier, der, wie ich schon gesagt habe, zu unseren Zeiten sein Daseyn erhielt, gegen dreyssig Meilen weit von Santa Fè wegbaueten, damit nämlich die Mokobier nicht der Beispiele der Gottesvergessenen, woran es auch in den gottseligsten Städten nie gebricht, ansichtig, und ihre Herzen nicht von denselben wie die noch zarten Pflanzen von dem Reife verderbt wurden. Die Väter müssen gar sehr darauf sehen, daß sie nicht ihre rechtgläubigen Indianer mit allen Christen ohne Unterschied umgehen lassen. Bei vielen würden sie allerlei Abscheulichkeiten und schändliche Wollüste sehen, die entweder die Wilden nicht kennen oder verabscheuen. Man weiß ja, daß nicht blos Spanier in Paraquay sich aufhalten. Allenthalben sieht man auch Schwarze, oder von Schwarzen und Spaniern oder Indianern erzeugte, deren einige man Mulaten und die andern Mestizos nennt. Die sich durch ihre Geburt und Rechtschaffenheit auszeichnen, hatten immer freyen Zutritt in unsere Kolonien: wir erwiesen ihnen sogar viele Ehre, bewürtheten sie in unserem Hause, zogen sie

zu unserem Tisch, und ließen ihnen alle Merkwürdigkeiten des Fleckens sehen, und sie in demselben herumziehen, wie sie wollten. Zu S. Joachim und in anderen Flecken, wo ich war, vergieng selten ein Tag, da ich nicht in meinem Hause einen spanischen Gast hatte. Doch ist in den königlichen Verordnungen anbefohlen, Leute von der untersten Volksklasse nicht leicht in die indianischen Flecken zu lassen, weil die stumpfsinnigen Indianer von denselben ohne Schwierigkeit verführet oder betrogen werden konnten. Dieses Gesindel von den indianischen Kolonien hindanzuhalten, konnten die Väter nie zu wachsam und zu sorgfältig seyn. Wenn auch dergleichen Taugenichts zuweilen ohne allen Vorsatz Uibels zu thun ankommen, so gehen sie dennoch nie ganz schuldlos weg. Bald betrügen sie die Indianer durch ihre Schmeicheleyen, um ihre Kleider oder andere Trödelwaaren, bald verführen sie die Unschuldigen durch unzüchtige Scherze und Handlungen, bald führen sie, welches am öftesten geschieht, die Knaben und mannbaren Mädchen, manchmal sogar verheurathete Weiber mit sich weg, um sie zu Hause als dienstbare Mägde oder zu noch was ärgerem zu gebrauchen. Auf wie viele Gegenstände des Jammers, auf welch einen reichhaltigen Stoff führet mich diese Betrachtung! Aber ich will der Schaamhaftigkeit meiner Leser und der Ehre der darein Verwickelten schonen. Liest man also in einigen Brochüren, daß die Jesuiten den Spaniern den Zutritt zu den indianischen Flecken versagt, und diese oft zurückzukehren genöthiget haben, so muß man wissen, daß dieses Vorgeben von Unwissenden oder Uibelgesinnten herrühre. Man hat uns immer aus den lobwürdigsten Handlungen Verbrechen gemacht. Dieß war immer so unser Loos, immer die Gewohnheit der Scheelsichtigen. Wir erfuhren, daß das thätige Christenthum und die Reinigkeit der Sitten in denjenigen indianischen Flecken am meisten blüheten, welche von den Wohnplätzen der Spanier am weitesten ent-

fernt

fernt waren, und mit ihnen die wenigste Gemeinschaft pflogen. Der P. Franziskus Burges hat also sehr weislich gethan, daß er, um die Sitten seiner Mokobier vor der Ansteckung zu bewahren, den Flecken S. Xavier dreyssig Meilen von Santa Fè weggebauet hat: wiewohl er auch in dieser Entfernung die Ankömmlinge nie aus den Augen lassen durfte, als welche den Indianern immer verderbliches Zeug vorschwätzen, und, wenn sie können, unzüchtige Dinge treiben. Ein Halbspänier (Mulato) brachte einst dem Pater aus der Stadt Briefe. Da er ein mokobisches Mädchen in den nahen Wald reiten sah, weil sie dort dürres Holz zur Feuerung zusammenlesen wollte, so ritt er ihr nach, und gab ihr, weil der muthwillige Junge der mokobischen Sprache nicht mächtig war, sein schändliches Vorhaben durch Winke zu verstehen. Das Mädchen, welches ihrer Ehre wegen in Sorge stand, und sich der Gefahr und der Zudringlichkeit des Mulaten nicht anders erwehren konnte, schmetterte ihm ein Stück Holz an den Kopf, und machte dadurch auf einen Streich seinem Leben und seiner Geilheit ein Ende, glücklicher noch und entschlossener, als Roms Heldinn Lukretia; als welche nach der gewaltsamen That des Tarquinius den Verlust ihrer Ehre mit einem Selbstmorde rächete, während als jene durch Ermordung ihres Angreifers Leben und Ehre zugleich gerettet hat.

Wegen des alten Freundschaftsbundes, in welchem die Mokobier und Abiponer schon seit langer Zeit mit einander stehen, wurden diese, so oft sie bei S. Xavier vorbei reiseten, welches sehr oft geschah, in gedachtem Flecken freundlich aufgenommen, und stattlich bewürthet. Die Väter brachten es endlich durch sanftes Zureden und Geschenke dahin, daß sie die Lebensart, bei der die Mokobier viele Zufriedenheit äußerten, auch gut fanden, und selbst ein Verlangen darnach bezeugten. Kebachin, ein abiponi-



ponischer Cacique, der bei den Seinigen sehr in Ansehen stand, machte sich anheischig, bei seinen Leuten darauf zu dringen, daß sie bei den Spaniern um die Errichtung einer Kolonie für sie anhielten. Der vornehmste Cacique der Abiponer Debayakaikin (die Spanier nannten ihn, weil er so klein war, el Petizo den Kleinen) wünschte schon lange unter unserer Aufsicht in dem Gebiete von Santa Fè zu leben: da aber der Unterstatthalter daselbst die neue Kolonie an dem Ufer des salzichten Flusses (Rio Salado) anlegen lassen wollte, und die Abiponer mit dieser Lage nicht zufrieden waren, so zerschlug sich dieses wichtige Geschäft gänzlich. Denn Ychoalay, der Scharfsichtigste unter allen, behauptete, die Spanier wiesen ihnen darum gedachte Gegend zur Errichtung ihrer Kolonie an, damit sie die Abiponer eben so unter ihre Gewalt brächten, wie sie mit den noch übrigen Calchaquies in Carcaranal gethan haben. Die Furcht vor der Dienstbarkeit, und die Liebe zu ihrer alten Freyheit machten ihre heilsamsten Entwürfe zu Wasser, zu ihrem und der Spanier überaus grossen Schaden. Die Wilden wollten lieber Feinde der Spanier seyn, als ihre Knechte. Auf welche Art es uns endlich gelungen hat, fast die ganze abiponische Nation in vier neue Kolonien zu bringen, werde ich itzt umständlich erzählen.

---

Drey-

# Dreyzehntes Hauptstück.

## Von Erbauung der ersten Kolonie S. Hieronymus für die Abiponer aus dem Volksstamm der Rükahés.

Kordova, welches den Krieg nicht mehr aushalten konnte, weil es bereits unter seinen Drangsalen erlag, wünschte ernstlich mit den Abiponern ausgesöhnt zu werden. Diese Glückseligkeit sich zu verschaffen, bediente sich die Stadt des P. Didakus Horbegozo, eines Biskayers, der daselbst Provinzprokurator, damals aber Rektor unseres Kollegiums zu Santa Fè war, mit dem besten Erfolge. Dieser Mann, der überaus viel Scharfsinn in allen Dingen, eine besondere Beredsamkeit und einen eben so grossen Eifer in der Religion äußerte, beschleunigte das ihm aufgetragene Geschäft aus allen Kräften. Er pflog fleißig die Unterhandlungen sowohl mit den Abiponern, welche nach der Stadt Santa Fè zogen, als auch mit dem königl. Unterstatthalter Franziskus de Vera Muxica, mit diesem, daß er die Kolonie anlegte, mit jenen aber, daß sie selbe annahmen. Beides gelang ihm nach Wunsche. Neruigini, sonst auch Ychamenraikin, der vornehmste Cacique der Abiponer aus dem Volksstamme der Rükahes, weigerte sich nicht sowohl sich selbst, als auch die Seinigen (den Frieden hatte er allen Spaniern zugesagt) der Obsorge der Jesuiten anzuvertrauen, doch unter dem Bedingniß, daß zwar ihre jungen Leute in den Religionslehren unterrichtet, die Erwachsenen aber selbe

zu erlernen von niemand gezwungen werden sollten. Uns, sagte der Wilde, die wir bereits ergrauet sind, sollen sie nach unserer Art denken und leben lassen. Denn in Wahrheit wir mögen uns unsere Köpfe nicht mehr mit Lernen zerbrechen. Der Unterstatthalter willigte gern in diese unvortheilhafte Bedingung, theils weil er den Vätern zutrauete, daß sie alle Abiponer ohne Unterschied des Alters zur Anhörung und Befolgung des göttlichen Wortes vermögen würden; theils weil er glaubte, daß man den Frieden, wodurch die öffentliche Ruhe, das Leben so vieler Menschen und ihr Eigenthum gesichert würden, nie zu theuer kaufen könne, und allemalmit beiden Händen ergreifen müsse.

Die Lage des Ortes, wo die Kolonie hingebauet werden sollte, wurde weislich dem Gutdünken der Abiponer überlassen. Sie wählten sich dazu das nördliche Ufer des Flusses, den die Spanier el Rio del Rey; die Indianer aber von den Kürbissen Ychimaye nennen. Der Ort liegt von Santa Fè gegen Mitternacht siebenzig Meilen weit weg, fast in der Mitte des Gebietes, von Mittag gegen Norden zu gerechnet. Die unermeßliche Ebene, die sich ungefehr auf zwey hundert Meilen weit ausdehnet, wird rechts und links von Wäldern, voll der nützbarsten Bäume, durchschnitten. Diese Wälder liegen hie und da in der grossen ebenen Länderey zerstreuet; also zwar, daß alle Arten von Vieh daselbst eine fette Weide, die Arbeitsleute sowohl zur Verarbeitung als Feuerung treffliches Holz, und die jagen wollen, eine ungeheuere Menge Gewild antreffen. Die Erdscholle ist eine der ergiebigsten und fruchtbarsten in jedem Betracht. Von grossen und kleinen Steinen findet man dort nicht einen einzigen, so wenig, als eine Brunnenquelle. Oft wird es dem Durstigen an süssem Wasser gebrechen, an hellem allemal: weil man alles

Trink-

Trinkwasser aus den herumliegenden Lachen schöpfen muß. Fast alle in der Nähe sich befindlichen Flüße haben wenig und noch dazu ein so trübes, schlammichtes, bitteres und saueres Wasser, daß selbes selbst das Vieh nicht trinken mag. Nach einem heftigen oder langwierigen Regen aber schwellen sie auf, und werden süß. Eben das gilt auch von dem vornehmsten Fluß in derselben Gegend dem Ychimaye. Fische, Schildkröten, Krokodile und Wasserwölfe von dreyerlei Art hat er im Uiberfluß. Wenn es mehrere Monate, wie das in Paraquay oft geschieht, nicht regnet, so trocknet er völlig ein, wenigstens können Fußgänger durch selben waden. Je weniger dieser Fluß Wasser führet, desto salzichter ist es. Wenn aber die Paraaa, in die er sich im Angesicht des Fleckens ergießt, aus ihren Ufern tritt, oder ergiebige Regengüße lang anhalten, so schwillt er auch so an, daß er die ganze Gegend überschwemmet, und einen förmlichen See bildet. Dann enthält er wohl süßes Wasser, aber für die darüber setzenden ist die Gefahr und die Beschwerde um so viel größer. Wie das Gewässer wieder zurück tritt, läßt es überall Pfützen und Schlamm zurück, so, daß man nicht eine Handbreit Erde findet, worauf man sicher hintretten könnte. Uiber dieses fast unzugängliche Ufer mußten alle ihren Weg nehmen, welche auf die Anhöhe, auf welcher die neue Kolonie liegt, gelangen wollten. Die Abiponer, die da auch auf die wärmste Freundschaft der Spanier immer ein Mißtrauen setzen, wählten sich darum so einen Ort, damit man sie nicht aus einem Hinterhalt unvermuthet überfallen konnte. Die Abiponer sahen also den Fluß wegen seiner so beschwerlichen Uiberfahrt, als eine Vormauer an, wodurch die wider sie anrückenden Spanier aufgehalten würden. Allein nach einigen Jahren, da sie bereits ihre Wildheit und den Verdacht wegen der Treulosigkeit der Spanier abgeleget hatten, ließen sie es dennoch geschehen, daß man den Flecken von dem nördlichen

Ufer auf das südliche, und auf eine angenehme und geräumige Anhöhe versetzte. Uiberhaupt wählten auch die anderen Caciquen der Abiponer zu den Flecken Conception, S. Ferdinand und zum h. Rosenkranz allemal solche Plätze, in denen man einen plötzlichen Uiberfall von Seite der Spanier nicht zu fürchten hatte. So ängstiglich suchten sie immer in der Lage des Ortes eine Schutzwehre, weil ihnen auch die wärmsten Bundesgenossen immer verdächtig vorkamen.

Aus dem, was ich itzt von der Lage der Kolonie gesagt habe, ist leicht abzunehmen, wie oft und lange wir daselbst mit dem Mangel an süßem Wasser zu kämpfen hatten. Als einst bei einer zweyjährigen Trockenheit alle kleineren Seen und Flüße versiegten, geriethen wir in so eine Klemme, daß wir unser Wasser eine Zeitlang aus einer noch nicht ganz vertrockneten Lache, aus der alles Feder- Horn- und Wollvieh täglich trank, holen mußten. Dieses Wasser, welches mehr einer verdickten Brühe glich, weil es vom Schlamm mehr stockte, als floß, mußte erst wohl durchgeseiget werden, ehe man es trinken konnte. Uibrigens war dessen Geruch der Nase eben so widerlich, als das Feuchte desselben dem vor Durst ausgetrockneten Gaumen behagte. Wird denn ein faules, abgestandenes, von unzähligen Egeln und Kröten strotzendes Wasser, das noch immerzu das Vieh mit seinen Füssen und seinem Unrath verunreiniget, nach Balsam und Safran riechen? Und dennoch wußten wir uns den Durst nicht anders zu löschen. Ein vierzehn Ellen tiefer Brunnen, den wir mit unglaublicher wiewohl undankbarer Mühe ausgegraben hatten, gab uns am Ende salzichtes Wasser. Die ungeheuere Parana strömte kaum zwo Meilen vom Flecken weg. Auf der Seite gegen Chaco zu ist sie mit einem niedrigen und morastigen Gestade, und noch ausserdem mit Rohricht und dicht aneinanderstehenden Bäumen

wie

wie mit einem Zaum allenthalben eingefasset, so, daß Reiter und Fußgänger äußerst schwer darüber kommen können. Zudem wimmelt es daselbst in der Luft von überaus bissigen Schnackenschwärmen, auf der Erde aber von den schreckbarsten Schlangen und Tiegern. Dieß ist die Ursache, warum man die Kolonie nicht neben dem Ufer der Parana hinbauen konnte. Zur Zeit der Uiberschwemmungen, deren alle Jahre regelmäßig zwo eintretten, ergießt sich der Stromm, weil seine niedrigen Gestade der Ausbreitung seines Gewässers nicht Schranken setzen können, oft auf zwo Meilen weit. Das andere höhere Ufer, an welchem die Kolonien der Spanier liegen, besteht aus Felsen und Anhöhen, stellet aber, wenn der Fluß gar zu sehr anschwillt, seine Anwohner nicht immer sicher. Die Correntiner haben es öfter erfahren. So viel von der Lage der Kolonie, die der Gegenstand dieses Hauptstückes ist. Nun werde ich das Uibrige davon erzählen.

Nachdem alles zu Santa Fè geschlichtet war, reisete der P. Rektor Didakus Horbegozo einige Tagreisen weit zu Pferde zu den Wohnplätzen der Abiponer an dem Ufer des Flusses Ychimaye, theils, damit er sich die ganze Nation dadurch geneigt machte, und theils um die Vortheile der Lage des Ortes, wo die neue Kolonie hingebauet werden sollte, in Augenschein zu nehmen. Da er des Entschlusses der Abiponer gewiß war, kehrte er wieder in die Stadt zurück, und sammelte unter den Spaniern das nöthige Kirchengeräth für die Priester, die zum Feld- und Häuserbau erfoderlichen Werkzeuchen, und worauf alles ankam, das zum Unterhalt der Indianer unentbehrliche Vieh, als ohne welches man die Kolonie weder anlegen noch fort erhalten konnte. Allein die da, um das Messer der Abiponer von ihrer Kehle hindanzuhalten, aus innigem Verlangen nach dem Frieden goldene Berge versprochen hatten, hielten ihr Wort gar sehr

schlecht und karg: besonders aber die von Cordova; e ist auch kein Wunder, weil Versprechen weniger kostet als Wort halten. Die Sorge des Unterhalts der Indianer fiel so wie die Sorge ihres Unterrichts wie gewöhnlich auf die Väter allein, welche daher mit dem Mangel an fast allen Nothwendigkeiten stets zu kämpfen hatten: denn was sie in der Folge durch ihr inständiges Bitten aus dem königlichen Schatze erhielten, entsprach weder dem Bedürfniß der Kolonie noch der Erwartung der Wilden. Die zween für die Verwaltung des Fleckens bestimmten Patres waren der P. Joseph Cardiel aus Castillien, ein unerschrockener Mann, der bereits verschiedenen Völkerschaften das Evangelium verkündigt hatte, und der P. Franziskus Navalon ebenfalls aus Castilien, ein Mann von einer besonderen Sanftmuth, der sich vorzüglich auf Wirthschaftssachen verstand und dem vorigen zum Amtsgehilfen gegeben wurde. Er hat sich wohl gegen zwanzig Jahre um diesen Flecken verdient gemacht.

Im Jahr 1748 trat endlich der königliche Unterstatthalter zu Santa Fe mit zweenen Vätern und einer Schaare Soldaten an den für die Kolonie bestimmten Ort die Reise an. Die Soldaten schlugen in der Eile von Holz und Leimen eine Kapelle, eine Hütte für die Väter, und eine andere für den vornehmsten Caciquen Neruigini auf, und deckten selbe mit trocknem Gras. Wenn ein etwas heftiger Regen einfiel, so schien es immer mehr in dem Zimmer der Väter als auf freyem Felde geregnet zu haben. Kurz das Haus hatte so vortrefflich gerathen, daß ein europäischer Winzer oder Viehhirt sich mit selben niemals befriedigen würde. Die Thüren waren so niedrig, daß ein zehnjähriger Knab sich bücken mußte, wenn er durch selbe gieng. Die Abiponer, welche sich daselbst versammelten, wohnten unter ihren Binsendecken,

wie

wie unter Gezelten, bis sie endlich nach einer Kultur von einigen Jahren zum Dienst der Religion, für die Patres und sich selbst etwas erträglichere Gebäude errichteten. Allein sie wären nie damit zu Stande gekommen, wenn ihnen nicht die Patres mit Rath und That dabei an die Hand gegangen wären; denn sie thaten ihnen nicht blos die Dienste der Baumeister, sondern auch die der Zimmerleute und Gehilfen. Der Hof unseres Hauses wurde mit Pallisaden umgeben, damit selber im Nothfalle eine Schutzwehre wider die Anfälle der Wilden abgeben, und sich das schwächere Geschlecht sammt den Kindern hineinflüchten könnte, während daß die Männer ausserhalb desselben dem Feind tapfer die Spitze böten. Die Abiponer von dem Volksstamme der Rükahes machten zuerst unter den Caciquen Neruigini und Ychoalay diese Kolonie aus, beliefen sich aber kaum auf dreyhundert Köpfe. Die Caciquen der Yaaukanigas, Naarè und Kachirikin ließen sich auch anfangs mit ihren zahlreichen Horden hier nieder, bis ihnen die Correntiner den Flecken S. Ferdinand erbauet hatten. Einige Monate hierauf gesellten sich Lichinrain, nachmals aber Ychilimin und Kebachichi mit ihren Haufen den vorigen bei. Und so kamen von Zeit zu Zeit wieder andere. Die Meisten zogen nicht aus Eifer für die Religion, sondern aus Neugierde dahin. Für nicht wenige war die Hoffnung beschenkt zu werden, das Verlangen nach Rindfleisch, als wovon jedem alle Tage eine Portion gereichet wurde, und die Sicherheit Magnet und Lockspeise. Die Meisten wollten von den Vätern gefüttert und bekleidet, aber nicht unterrichtet werden, welches fast alle Wilden, wenn sie sich zum erstenmal sehen lassen, mit einander gemein haben. Der Flecken S. Hieronymus liegt unter dem 28. Gr. 50. M. der Breite, und denn 317. Gr. 40 Minuten der Länge. So haben michs diejenigen versichert, die die Polhöhe der Kolonie gemessen haben.

Nach-

Nachdem unsere Oberen den P. Joseph Cardiel zu den Mokobiern abgeruffen hatten, kam der P. Joseph Brigniel an seine Stelle. Er war aus der österreichischen Provinz, zu Klagenfurth gebohren, hatte einen Franzosen zum Vater, und eine Kärnthnerin zur Mutter, und in der Musik und Mathematik treffliche Kenntnisse. Außer dem Latein und der deutschen Sprache hatte er auch die französische, italiänische, spanische und quaranische vollkommen inne; denn in den quaranischen Flecken hatte er eilf Jahre zugebracht; dem Kollegium zu Corrientes hingegen stand er vier Jahre als Rektor vor. Seinen Fleiß, und seine besondere Leutseligkeit, die er mit gleicher Lauterkeit seines Wandels vereinbarte, bewunderte ich die ganzen zwey Jahre, die ich zu S. Hieronymus sein Amtsgehilfe und Schüler in der abiponischen Sprache war. Für die Abiponer schien er gemacht und gebohren zu seyn. Sie lieben die Sauertöpfe und die traurigen Mienen nicht. Mit einem gewissen ungezwungenen Wesen nimmt man sie am ersten ein. Mit welch einer unglaublichen Mühe er in Aufsuchung der Bedeutungen der abiponischen Wörter, im Zusammentragen eines vollständigen Wörterbuches, einer Grammatik, des Catechismus und seiner Predigten zu Werke gegangen ist, habe ich schon anderswo gesagt. Itzt werde ich sagen, was ihm die Städte in Paraquay ohne Ausnahme schuldig sind. Damit sie alle des Friedens theilhaftig würden, den die Abiponer mit der Stadt Santa Fè eingegangen hatten, brachte er zuwege, daß sich die Vornehmsten der ganzen Nation, nämlich die Caciquen, zu S. Hieronymus wie zu einem Reichstag versammelten. Denn es waren dabei zugegen, erstlich Debayakaikin als der Vornehmste unter allen; hernach Kaapetraikin, Kebachin, Alaykin, Malakin, Ypirikin, Oaaikin, Oaherkaikin (alle Caciquen der Nakaiketergehes) Naarè, Kachirikin, und Oahari (Caciquen der Yaaukanigas). Jeder Cacique erschien mit einer auser-

lesenen

lesenen Schaare seiner Leute zu Pferde, alle von einem fürchterlichen Aussehen. Die Caciquen der Rücahés als der Ychamenraikin, Ychoalay, Lichinrain, und Kebachichi wohnten selbst zu S. Hieronymus, wo der Landtag gehalten wurde. Ob man den Frieden, den alle Spanier aus Herzensgrunde anboten, annehmen, und ob die ganze Nation der Abiponer denselben allen Spaniern ohne Ausnahme zusagen müsse, war die Frage, über welche sie sich berathschlagten. Gleich anfangs bemerkte man unter ihnen die äußerste Verschiedenheit in den Gesinnungen. Viele waren der Meinung, daß man den Frieden blos mit den Städten Santa Fè, Cordova und Sant Yago eingehen, die von Corrientes und die Paraquayer hingegen von demselben ausschließen sollte. Sie gaben vor, ein allgemeiner Friede mit allen Spaniern sey ihnen sehr nachtheilig. Durch diese Freundschaftsstiftung, sagten sie, wird die Uibung in den Waffen und die Ruhmbegierde, dieser Schmuck unserer Vorfahren, erkalten. Das unsern jungen Leuten angebohrne Feuer zum Gefecht wird im Müßiggange verlöschen. Wir werden wie die unberittenen Indianer weibisch, und von den Spaniern unterjochet werden, so bald wir aufhören ihnen furchtbar zu seyn. Auf das müssen wir am meisten sehen, daß wir von allen gefürchtet werden, und niemand fürchten. Mit einer spanischen Provinz müssen wir den Krieg schlechterdings fortsetzen, damit unsere Leute dasjenige erbeuten können, was wir zu unseren täglichen Lebensbedürfnissen brauchen. Als Feinde werden wir von den Spaniern mehr erhalten, als wenn wir ihre Freunde seyn werden. Es ist besser, daß wir ihnen Furcht einjagen, als daß wir uns um ihre Gewogenheit bekümmern. Und wer von uns darf sich versprechen, daß ihre Freundschaft gegen uns nicht auch mit Groll und Rachbegierde begleitet seyn wird, wenn sie sich an unseren Grimm, und unsere unbiegsame Entschlossenheit erinnern, mit der

wir

wir so viele Jahre hindurch dem ganzen Lande zugesetzt haben. Uiberwundene sind ihren Uiberwindern selten hold. Diesen mit mehr Freymüthigkeit als Wahrheit vorgetragenen Gründen murrten die meisten ihren Beifall zu, und gaben straks ihre Stimme dahin, daß man wenigstens einige Gebiete der Spanier nicht zu dem allgemeinen Frieden zulassen sollte, damit nicht mit einemmale die Kriegsscene, die Gelegenheit Beute zu machen, und die Uibung in den Waffen aufhörten. Die Wilden scheinen mir der Meinung der alten Römer gewesen zu seyn, welche darum Cartago nicht gänzlich zerstört wissen wollten, damit ihre Truppen immer einen Feind vor sich fänden, an dem sie ihre Herzhaftigkeit üben könnten.

Ychoalay hingegen, welcher den übrigen an Scharfsinn und Beredsamkeit überlegen war, bemühte sich aus allen Kräften seine Landesleute zu überreden, daß man den Frieden auf alle spanische Städte ausdehnen müsse. Ich behaupte, sagt er, daß wir die Freundschaft, die uns alle Spanier insgesammt anbieten, nicht blos annehmen, sondern auch wie eine Wohlthat betrachten müssen. Die Gründe, die ihr vorgebracht habet, einige spanische Gebiete von dem Frieden auszuschließen, scheinen mir ganz nichtswürdig. Ihr fürchtet, daß der Heldengeist unserer Nation bei der Musse des Friedens erschlaffe, und euere Waffen der Rost verzehre. Nun wird es euch denn jemals an Tiegern, Löwen, Ameißenbären, Hirschen, Rehen, Straußen und anderem Feder- und Schuppenvolk mangeln, mit denen ihr Lanzen brechen, und Pfeile wechseln könnet. Wenn aber die Streitlust eine so unwiderstehliche Gewalt über euer Herz hat, so lasset die Yapitalakas, Oaékakalot, Ychibachì, Karegranfaika, Petegméka und andere gegen uns feindlich gesinnte und feindlich handelnde Völkerschaften den Nachdruck euerer

er Waffen fühlen. Wollet ihr also durchaus fechten, ) habet ihr immerwährend Gelegenheit dazu. Macht uch denn das Andenken euerer vorigen Siege und die hörichte Zuversicht, daß ihr in Zukunft eben so glücklich eyn werdet, so gar vermessen, und stolz, daß ihr die Freundschaft mit allen Spaniern verschmähet? Ich erinnere mich wohl noch an die Niederlagen, die wir unter hnen angerichtet haben; aber könnet ihr auch derer vergessen, die ihr von ihnen erlitten habet? Unsere bald glücklich und bald mißlichgewesene Lage kann uns zum Beweise und zum Beweggrunde dienen, daß wir dem immer wandelbaren, immer unstetten Kriegsglück nicht ferner trauen sollen. Ich meines Theils halte immer einen gewissen Frieden mit allen Spaniern für besser und sicherer, als die ungewissen Siege, auf die ihr Rechnung machet. Wie wird es euch wohl thun, wenn ihr, vor den Spaniern gesichert, bei der Nacht unbesorgt und ruhig schlafen könnet, die ihr so vielmal auf das Gerücht von ihren Heranmarsche schlaflos, so wie die Tage ungegessen zubrachtet? Uiber wie viele Flüße und Moräste setzten wir auf der Flucht, bis wir endlich in den entferntesten Wäldern einen Winkel fanden, der uns unser Leben sicherte? Schaam und Betrübniß erfüllet mich, wenn ich noch an das Zagen dieser Zeiten denke! Aber die Hoffnung Beute zu erhaschen hält euch von der Annahme des allgemeinen Friedens zurück. Leider fürchte ich, daß wir selbst, wenn wir hartnäckig auf der Fortsetzung des Krieges bestehen, den Spaniern zur Beute werden, so wie es einst die Kalchakies, eine uns vormals an Volksmenge, und verarget es mir nicht, auch am Kriegsgeist überlegene Nation geworden sind. Von der einst so zahlreichen Völkerschaft sehet ihr heut zu Tage so wenige übrig, daß ihr sie an den Fingern herzählen könnet. Lasset uns aus ihrem Schaden klüger werden, so lang es noch Zeit ist, auf daß uns nicht einmal das nämliche Schicksal

sal treffe. Uns allen liegt daran, die schlimmen Vorfälle, die sich ereignen könnten, nicht nur zum Voraus zu kennen, sondern uns auch darwider zu verwahren. Sehet also wohl zu, daß ihr nicht, wenn ihr itzt das allgemeine Freundschaftsbündniß mit den Spaniern ausschlaget, zu spät den Untergang unserer Nation als eine Folge ihrer Feindschaft zu beweinen habet. Glaubet aber ja nicht, daß mir Furcht vor den Spaniern diese Worte in den Mund legt: blos meine warme Vaterlandsliebe heißt mich sprechen. Furchtsam oder feige bin ich, wie ihr wisset, wahrlich nicht. Ich habe euch vor wenigen Jahren noch gewiesen, daß ich weder meines Bluts noch der Köpfe der Spanier schonte, wenn ich als Anführer oder Gemeiner euch zur Seite focht.

So sprach ungefehr Ychoalay in der Versammlung der Wilden. Da er aber sah, daß die Halsstärrigen dessen ungeachtet den allgemeinen Frieden nicht annehmen wollten, fuhr er also fort: Ich sehe wohl, daß ich bisher Tauben vorpredigte. Uiberzeugen euch meine Gründe nicht, schrecken euch die Gefahren des Krieges nicht, reizet euch der Genuß des Friedens nicht, so gebet doch den Empfindungen des Mitleids nach. Sehet! ganze Schaaren Abiponer und Mokobier verschmachten als Gefangene der Spanier in einer elenden Dienstbarkeit ihr Leben, das noch bitterer ist als der Tod selbst. Kinder sind von den Busen ihrer Mütter, Gattinnen von den Umarmungen ihrer Männer getrennt, und werden zu uns nimmermehr zurückkehren, wenn wir uns nicht mit allen Spaniern aussöhnen. So viele unserer Blutsverwandten und alter Bundsgenossen, erliegen, fern von ihrem Vaterlande, in den Städten und Meyereyen zerstreuet, in ihrer Sklaverey unter der Last ihrer Arbeit, und der Grösse ihrer Betrübniß. Die Freyheit so vieler Unglücklichen habt ihr in euerer Hand: ihr könnt sie heute noch auslösen,

wenn ihr dem allgemeinen Frieden beitrettet. Uiberleget wohl, ich bitte euch, ob es euch zuträglicher ist, die Feindschaft wider die Spanier fortzusetzen oder die Thränen so vieler Freunde zu beherzigen und abzutrocknen. Eueren Heldenmuth, den ihr bei so vielen Gelegenheiten im Kriege bewiesen habet, werdet ihr durch Beschleunigung des Friedens noch mehr an Tag legen. Diese letztere Rede des Ychoalay machte auf die Gemüther der Wilden so einen Eindruck, daß sie auf einmal ihren Sinn änderten, und dem Redner einstimmig beipflichteten. Der Friede wurde mit allen christlichen Kolonien in Paraquay geschlossen. Der P. Joseph Brigniel vertrat bei diesem Geschäfte mit vielem Ruhme die spanische Nation, und besorgte ihr Beßtes nach allen seinen Kräften. Daß die Abiponer den Spaniern ihr freundschaftliches Benehmen aufrichtig und mit unverfälschter Treue zugesagt haben, mag man daraus abnehmen, indem man jedem Caciquen ein spanisches Gebiet zur Aufsicht anvertrauete, vermög welcher sie Sorge tragen sollten, daß kein Abiponer mehr einem Spanier Gewalt oder Uibels anthue. *Debayakaikin* erhielt die Obhut über die Stadt Assumtion, *Kebachichi* über Corrientes, *Alaykin* über Sant-Yago; *Ychamenraikin* über Santa Fè und *Ychoalay* über Cordova. Jeder von diesen sollte das ihm anvertraute Gebiet wider die Gewaltthätigkeit der Seinigen in Schutz nehmen: kurz ihnen lag ungefehr dasjenige ob, was einst in unserem Deutschlande die Markgrafen, durch welche die Kaiser die vaterländischen Gränzen bewahren ließen, zu besorgen hatten.

Eines der Friedensbedingnisse war, daß den bei den Spaniern gefangenen Abiponern und Mokobiern gestattet seyn sollte, unentgeltlich und frey zu den Ihrigen zurückzukehren. Die christlichen Gefangenen bei den Abiponern sollten zwar auch frey seyn, aber vorher ihr Lösegeld

geld bezahlen. So kamen viele nach Cordova, Assum- tion und Corrientes, nachdem man sie mit einem Säbel Zaum, wollenen Kleidern, Hüten oder Glaskugeln ausge- löset hatte, zurück. Nicht wenige gefangene Spanier, Schwar- ze, und Quaranier waren durch den langen Umgang so an die Abiponer gewöhnt, daß sie, um nicht die Frey- heit zu verlieren, deren sie in ihrer Gefangenschaft bey den Abiponern genossen, gar nicht mehr in ihr Vaterland zurückkehrten. Blos zu S. Hieronymus blieben sieben und vierzig freywillige Gefangene zurück; das ist Scheu- sale unter den Menschen, welche ärger noch als die Wilden die Geisel der Väter und die Pest der neuen Kolonien waren, der Ausbreitung der Religion Hinder- nisse legten, Schandthaten auf Schandthaten, und Be- trügereyen auf Betrügereyen häuften. Kurz solche, die außer der Taufe, die sie in ihrem Vaterlande als Kin- der empfangen, nichts Christliches mehr an sich hatten. Selbst ihre wilden Herren wünschten ihrer mehrerer los zu werden, weil sie diese so diebisch, widerspenstig, und auf eine so unglaubliche Weise ehr- und schaamlos fanden, daß sie selbe von ganzem Herzen verabscheneten. Eben diese Klagen konnte man auch über die gefangenen Abi- poner anstimmen, die von den Spaniern wieder nach Haus kehrten. Sie lernten bei den Christen Laster ver- üben, die sie vorher auch dem Namen nach nicht gekannt hatten. Indessen konnten auch viele Abiponer und Mokobier, die bei den Spaniern erzogen, und im christlichen Glau- ben unterrichtet worden waren, durch kein Bitten dahin- gebracht werden, daß sie in ihr Vaterland zurückgiengen. Ich kannte ihrer einige, die ein Handwerk gelernt hat- ten, und mit ihrem Loose ganz zufrieden, sich in den Städten wegen ihres Wohlverhaltens vieles Lob er- warben.

Es ist schwer zu bestimmen, ob auf dem Landtage
:r Abiponer bei ihren Friedensunterhandlungen mehr
·schwelget oder berathschlaget worden ist. Denn oh-
: Becher trauen sie sich weder im Uiberlegen genug
;charfsinn noch in der Ausführung ihrer Entschlüße ge-
ıg Standhaftigkeit zu. Sie scheinen also alle ihre
'lugheit im Rathgeben, alle ihre Beredsamkeit und
apferkeit daraus zu schlürfen. Der Both, der den
;paniern die Nachricht von dem in dieser Versammlung
:schlossenen Frieden brachte, wurde von ihnen desto
eudiger empfangen, je weniger sie ihn erwartet hatten.
Man sah die ganze Provinz gleichsam wieder aufleben,
nd öffentlich frohlocken, wie Seefahrer, die nach einem
:ftigen Sturme den Hafen erreichen. Allein diese Freude
:r Spanier war kurz und vergänglich: denn ungeachtet
:e abiponische Nation überhaupt die Friedensbedingnisse
:wissenhaft erfüllte, so übten doch wenige Monate dar-
ach einige Abiponer meineidig in dem Gebiete der Spa-
ier Feindseligkeiten aus. Oaherkaikin nämlich verheer-
: mit etlichen seiner Leute die Gegend um Assumtion
iit Mord und Raube. Weil die übrigen Caciquen
ıtweder nichts davon wußten, oder ein Auge dabei zu-
rückten, glaubte Ychoalay, unwillig über den treulo-
n Schritt des Mannes, nicht blos das den Spaniern
ıgefügte Unrecht sondern auch die Schande, womit jener
ie abiponische Nation gebrandmarket hatte, rächen zu
ıüßen. Er wußte, daß Oaherkaikin nur wenig Krie-
er und eine kleine Horde unter sich hatte. Er zog ihm
lso voll Grimm und Hoffnung, in der Absicht seinen
)ochmuth zu dämpfen mit einer kleinen Anzahl Abipo-
er entgegen. Allein eben als er das Treffen anheben
ollte, fand er, daß Oaherkaikin die ganze Horde
es Debayakaikin an sich gezogen hatte und von der-
:lben unterstützt wurde. Mit Ehren konnte sich nun
Ychoalay nicht mehr zurückziehen. Er mußte also das

Treffen wagen. Einige Rükahes fochten mit einer wei
größeren Anzahl Nakaiketergehes eine Zeitlang auf da
herzhafteste, wiewohl dabei mehr geschrieen und mit de
Kriegspfeifen gelärmet als Blut vergossen wurde. De
ganze Verlust belief sich auf beiden Seiten nicht höhe
als auf zween Todte und einige Verwundete. Dennoc
wäre Ychoalay bald von der wüthenden Menge über de
Haufen geworfen worden, wenn er sich nicht mit de
Seinigen geflüchtet hätte. Um sein Leben zu retten, ve
ließ er das Schlachtfeld ohne Lanze, welches bei ihne
äußerst unrühmlich ist, aber auch zweenen andern vo
seinen Leuten wiederfuhr. Diese drey zurückgelassene
Lanzen verherrlichten den Sieg des Oaherkaikin, so w
bei uns die Fahnen, die man dem Feind abgenomme
hat, als Siegeszeichen aufgestellet werden. Außerde
fielen auch dem Feinde die meisten Pferde der Rükahe
weil sie selbe, um nach ihrer Art zu Fuß zu fechte
hinter sich gelassen hatten, in die Hände. Da die Ge
fahr immer dringender ward, sprangen zween und drey
ihre Flucht zu beschleunigen, auf das nämliche Pferd
und darum kamen viele unbewaffnet, und viele nackt, we
sie ihre Kleider verloren hatten, alle aber mit Schand
bedeckt, in der größten Eile zu S. Hieronymus a
So wenig war das Glück dasmal auf der Seite d
Gerechtigkeit. Viele bedauerten den Ychoalay, ab
noch mehrere tadelten seine unüberlegte Kühnheit. U
diese kleine Balgerey war der Anlaß eines Krieges, d
von den Rükahes und Nakaiketergehes über zwanz
Jahre mit abwechselndem Glück fortgeführet wurde, u
den vier angehenden Kolonien der Abiponer besonde
aber dem Flecken S. Hieronimus theuer zu stehen g
kommen ist. Sie litten nicht wenig dabei. Ich wer
nur die vornehmsten Vorfälle desselben berühren; den
wollte ich alle Begebenheiten dieses Krieges der Ordnun

nach

nach auseinandersetzen, so würde ich einen dicken Band damit anfüllen: und ich würde mehr Dinte dazu verschreiben, als in dem ganzen Krieg Blut vergossen worden ist. Nun werde ich die Urheber desselben nämlich den Ychoalay und Oaherkaikin zeichnen.

## Vierzehntes Hauptstück.

### Das Merkwürdigste von dem Ychoálay und Oaherkaikin, den Urhebern des Krieges.

Man lache nicht, wenn ich diesen abiponischen Krieg mit dem trojanischen vergleiche. Dieser war blutiger, jener aber hartnäckiger und mit mehr Lärm verbunden. Die Schönheit der Helena hat die Griechen mit den Trojanern entzweyet: der Kriegsruhm Abiponer mit Abiponern. Keiner wollte dem andern an Herzhaftigkeit weichen, und keiner konnte den andern besiegen. Darum kämpften sie so lange: und dennoch blieb am Ende nach so vielen wechselweise erlittenen und angerichteten Niederlagen alles unentschieden. Nach einer zehnjährigen Belagerung wurde Troja von den Griechen eingenommen, nachdem von diesen achtmalhundert und sechs tausend und von den Trojanern sechsmalhundert sechs und siebzigtausend ihr Leben eingebüßet hatten, wenn das anders kein Märchen ist, was uns die Griechen, deren Glaubwürdigkeit immer zweydeutig bleibt, als Geschichte auftischen. Die

Kolonie S. Hieronymus wurde zwanzig Jahre bekriege aber nie überwältiget. Wir wenigstens erlebten, solang w uns in Amerika aufhielten, das lang erwünschte End dieses Krieges nicht. Die zween Urheber und Helden des selben waren Yehoalay und Oaherkaikin. Wenn ic mich zu kleinen Dingen grosser Beispiele bedienen darf so möchte ich den ersten mit dem Hektor, dem Verthe diger seines Vaterlandes, den letztern aber mit dem Achil les vergleichen, weil er eben so schlecht Wort hielt, un die Wunden, wie dieser verachtete. Keiner von beide maßte sich des Namens eines Caciquen an, wiewohl ein je der von ihnen so wie die Caciquen eine Horde unter si hatte, welche ihnen wegen ihres Heldenmuths und ihre Kriegsthaten auf den Kampfplatz wider die Feinde folgte Die Caciquen der Abiponer erhalten, wie ich schon ge sagt habe, ihre Würde theils durch Erbrecht, und theil durch die Stimme des Volkes, welches ihre Verdienst und Eigenschaften in Erwägung zieht: und diese werde Nelareykate Kapitäne genennet. Andere bringen e ihrer gemeinen Abkunft ungeachtet durch ihren Helden muth und Glück im Kriege so weit, daß sie Anführe der andern werden, und heißen Yapochi Tapfere Zu dieser Klasse gehörten Ychoalay und Oaherkaikin Hier sind einige Züge von ihrem Charakter.

Oaherkaikin, seiner Herkunft ein Nakaiketergehe stand anfangs in der Horde des ersten Caciquen Debaya kaikin, ward aber, wie gesagt, in der Folge selbst ein Anführer Er war von mittlerer Größe, mager, stark von Beinen, von einer liederlichen Phisiognomie, trotzig, hatte tief im Kopf steckende und kleine Augen, eine bräunlichte Gesichtsfarbe, kurze und reihenweise nach Ar gewisser Mönche Mönche beschnittene Haare, eine Menge starker Narben am ganzen Leibe, durchstochene Ohren in die er Knöpfchen von Ochsenhorn statt der Ohrenge-

hänge

henge steckte, und immer eine drohende und betrachtende Miene. Er trank gern und viel, redete wenig, begegnete seinen Angehörigen ungemein leutselig, und haßte die Spanier unversöhnlich. Man hatte immer Ursache sich vor ihm zu fürchten, auch wenn er keinen Groll zu äußern schien. Im Lanzen- und Pfeilgefecht, wie auch im Reiten und Schwimmen war er zum Erstaunen geübt, auf den alten Aberglauben ungemein erpicht, und stets ein Verächter zierlicher Kleider, wiewohl er sich manchmal ein Nahmhaftes erbeutete. Seine Kleidung bestand immer in Otterfellen. In einem seltnen Grade unerschrocken, hielt er fast niemals Wort, wie er denn überhaupt einer der verschmitztesten Lügner und also seines Namens Oaherkaikin, welches einen Lügner bedeutete, wohl werth war. So schlau er immer den Feinden zu entgehen oder selbe zurückzuschlagen wußte, so vermessen foderte er sie heraus. Er hatte einst durch seine Kundschafter in Erfahrung gebracht, daß der Unterstatthalter von Corrientes, Nikolaus Patron, ein sonst herzhafter Mann mit hundert und fünfzig Reiter wider ihn im Anzuge war. Von den Spaniern wollte er sich nicht erst suchen lassen, sondern ließ die Weiber sammt ihren Kindern zu Hause, und zog ihnen blos mit einer einzigen Rotte seiner Leute nämlich mit 10 Mann entgegen. Nach seiner Art bepanzert, stellte er sich, Lanze und Pfeile in der Hand, mit schreckbar geschwärztem Gesichte an einen vortheilhaften Posten, auf welchem er einen Wald im Rücken, und einen tiefen Fluß vor sich hatte. Dem heranrückenden Unterstatthalter ließ er durch einen gefangenen Dollmetscher sagen: wenn er Lust zum Gefecht hätte, so erwarte er ihn daselbst mit dem sehnlichsten Verlangen sich mit ihm zu messen. Die Drohungen der Spanier hätte er immer lächerlich, nie furchtbar gefunden. Betroffen über den jählingen Anblick der Wilden und erbittert über die schmachvolle Auffoderung, brach der Un-

terstatthalter zu seinen Soldaten in folgende Worte aus: Wer hat noch einen unverschämteren Tollkühnen gesehen? Auf! fanget mir diese Bestie nach euerer Gewohnheit mit der Schlinge. An Seel' und Leib erstarrten die Spanier bei diesem Befehle. Herr! antwortete der Obristwachtmeister Añasco, wenn du diesen Wilden so gern in deiner Gewalt hättest, so versuche selbst dein Glück an ihm, wir werden dich nicht aufhalten: wir unsererseits wollen und können nicht unser Leben so leichtsinnig auf das Spiel setzen. Da man ohne die äußerste Gefahr nicht über den Fluß schwimmen konnte, indem die Wilden das andere Ufer besetzt hielten, so entschloß man sich alsogleich, ohne ferner etwas wider den Feind zu unternehmen, zum Rückzug, welcher vollkommen das Ansehen einer Flucht hatte. Um aber zu verhindern, daß diese fruchtlose Unternehmung nicht in dem Munde der Spanier zum Gespötte wurde, und den Vorwurf der Zaghaftigkeit von sich abzulehnen, streuete der Unterstatthalter nach seiner Rückkunft in der Stadt aus, er hätte darum die Wilden nicht angegriffen, daß er den mit den Abiponern eingegangenen Frieden nicht verletzte. Allein wenn ihm an der Erhaltung des Friedens so viel gelegen war, warum hat er denn nicht die ganze Unternehmung unterlassen? Er wollte nämlich den Oaherkaikin, weil er der Kolonie von S. Ferdinand so viel Schaden that, blos erschrecken. Allein er erreichte seinen Zweck so wenig, daß der Wilde auch den Correntinern als sie nach Haus eilten, von Weitem nachsetzte und noch in der nämlichen Nacht aus der in dem Gebiete von Corrientes gelegenen Kolonie S. Ferdinand eine Schaare Pferde wegtrieb. Die Spanier hielten sich dadurch mit Recht für beleidiget; aber sie schwiegen dazu stille, um nicht in ein Wespennest zu stechen. Ein Offizier, der den berüchtigten Streifzug mitgemacht hatte, bekannte mir

aufrich-

aufrichtig, sie wären alle mit Pferden und Waffen, (vielleicht auch mit Muth) so schlecht versehen gewesen, daß sie, wenn die Wilden die Gelegenheit benützt hätten, von denselben sämmtlich mit leichter Mühe hätten niedergemacht werden können. Ich übergehe itzt die übrigen Merkwürdigkeiten von dem Oaherkaikin, weil selbe in der Folge meiner Geschichte noch vorkommen werden; und schreite nun zu der weit wichtigeren Schilderung des Ychoalay.

Den Namen ausgenommen hatte er alles, was ein Cacique haben soll. Er war aus einem sehr ansehnlichen Geschlecht der Rükahes entsprossen und ein naher Verwandter des Debayakaikin, welcher schon als ein Mann bei Jahren den Ychoalay in seinem Knabenalter auf einem kleinen Pferd sitzen und reiten lehrte. Aber man wird bald hören, daß der Schüler seinen Verwandten und Lehrmeister viele Jahr hernach auf dem Felde erleget hat. Uiberaus groß, hatte er ein länglichtes Gesicht, mit einer Adlernase, eine Leibesstärke, womit er alles Ungemach im Kriege ohne viele Beschwerde ertrug, und überhaupt so eine Körperbildung, die einen Soldaten bildet. Einst machten die Rükahes mit den Spaniern von Santa Fè einen Waffenstillstand. Während desselben gieng Ychoalay noch als Jüngling in gedachte Stadt und vermiethete sich bei den Spaniern bald als Pferdebereiter und bald als Viehwärter in einer Meyerey. Endlich nahm er den Namen seines Herrn Benavides an, unter welchem Namen er einige Jahre hernach als ein Partheyführer der Abiponer, und Feind der Spanier bekannt, und allenthalben gefürchtet ward, wiewohl er vormals bei den Seinigen als Knab Oahàri, und etwas später Ychoalay hieß. So sehr er das Christenthum haßte, so sehr gefiel ihm die spanische Sprache. Um dieselbe desto besser zu lernen, gieng er von Santa Fè in das Königreich

Chili, wohin ein Spanier mit vielen Frachtwägen zurückkehrte. Bei diesem diente er anfangs auf der Reise als Fuhrmann, nachmals aber in der Stadt Mendoza als Winzer. Gedachte Stadt liegt jenseits des Gebirges von Chili mitten unter Weingärten. Auch in Diensten der Spanier vergaß er nie seiner Herkunft, sondern wies sich stets als einen Soldaten, indem er sich auf dem Felde nie ohne Lanze sehen ließ, und auch immer mehr Muth als die übrigen zeigte. Wenn also seine Reisegefährten in den Wüsteneyen von Paraquay von den wilden Charruas oder Pampas geplündert oder erschlagen wurden, kam Ychoalay immer dadurch, daß er sich herzhaft wehrte, mit dem Leben davon. Nach einigen Jahren kehrte er von Mendoza nach Santa Fè zurück, und warf auf die Spanier einen Groll, weil sein Herr in Chili Schwierigkeiten gemacht hatte, ihm seinen verheißenen Lohn zu geben. Sein Zorn verwandelte sich in Wuth, als ihm zu Santa Fè zu Ohren kam, daß ihm sein Kamerad, ein Spanier von Kordova, nach dem Leben strebte. Seines Glückes und des Umgangs mit den Spaniern überdrüßig, kehrte er zu seinen Abiponern zurück, welche zu der Zeit mit ihren Streifereyen unabläßig das Gebiet von Cordova verwüsteten. Weil er wider die Spanier äusserst erbittert war, gesellte er sich allemal zu seinen Landesleuten, so oft sie auf einen Raub ausgiengen; und machte immer seine Sache vortrefflich. Er wurde alsobald aus einem Gemeinen ein Partheyführer. Eben so verschmitzt als behende führte er alles, was er zum Nachtheil der Spanier ausgedacht hatte, mit einem unglaublichen Muth und gleichem Glücke aus. Er hatte an allen Gefahren und Siegen Theil, als eines der vornehmsten Werkzeuge der erwähnten Niederlagen, welche die Spanier erlitten haben. Durch wiederholte Unternehmungen, die immer gleich glücklich ausfielen, erwarb er sich einen solchen Ruhm, daß ihn seine Landesleute eben so

sehr bewunderten, als ihn die Auswärtigen fürchteten. Deßwegen liefen ihm auch die Abiponer immer so häufig zu. Alle wünschten sich mit ihm wohnen, und unter ihm zu Felde ziehen zu können. Wirklich vereinigten sich die zween Caciquem Narè und Kachirikin mit allen ihren Yaaukanigas mit seiner Parthey, und fochten unter ihm eine Zeitlang. Unter seiner Anführung glaubte keiner ins Treffen, sondern zum Sieg zu gehen, und ohne eine nahmhafte Beute nicht wieder zurückzukehren.

Sonderbar ist es, daß er, wiewohl er sonst alle spanische Kolonien lange Zeit seinen Grimm fühlen ließ, dennoch immer der Stadt Santa Fè schonte, und weder selbst einen Priester tödtete, noch auch von seinen Leuten einen tödten ließ. Schon hatten diese wider einen Franziskaner ihre Lanze geschwungen, als sie der eben hinzugekommene Ychoalay an der Ausführung ihres Vorhabens hinderte. Schämt ihr euch nicht, sagte er zu ihnen, euere Waffen mit dem Blut derjenigen zu färben, die in ihrem Leben weder Soldaten der Spanier, noch Feinde der Abiponer waren, und außer ihrem Strick kein Gewehr bei sich tragen? Ein andersmal entriß er auf dem Felde einen unsrigen Pater den Händen der Seinigen. Laßt doch, schrie er ihnen zu, diese Leute ihre Wege gehen. Sie sind unschuldig auf meine Ehre. Schwarzkünstlerinnen, die sich das Ansehen gaben, als könnten sie wahrsagen, Krankheiten anzaubern, und wieder vertreiben, duldete er nie in seiner Horde, und machten sie sich nicht schleunig aus dem Staub, so stach er sie selbst mit seiner Lanze nieder, damit sie nicht seinen Leuten durch ihre Betrügereyen etwas weiß, und durch ihre Wahrsagungen bange machten. Unwidersprechlich wahr schien mir immer der Ausspruch des P. Joannes Franziskus Aguilar, eines achtzigjährigen Greises, daß der trefflichen Eigenschaften des Ychoalay eben so viele wären, als seiner schlechten.

Ich

Ich meines Theils, der ich vielmal und lange mit ihm umgegangen bin, habe viel Lobenswürdiges aber auch viel Tadelnswerthes an ihm entdecket. Ich werde seiner Fehler einige berühren. Seines übertriebenen Stolzes wegen konnte er die Herzhaftigkeit anderer von seinen Landesleuten nie ohne Unwillen rühmen hören. Voll Eigendünkel und auf seine Meinung hartnäckig erpicht, war er von seinem Vorhaben fast nie abzubringen, und überhaupt ein unruhiger und stürmischer Kopf. Stets sann er auf neue Anschläge, den Oaherkaikin und seine Anhänger zu überlisten, oder im Treffen zu überwältigen, nicht etwa, weil er davon Vortheile zu erwarten hatte, sondern weil er sie um allen ihren bisher erlangten Ruhm zu bringen wünschte. Daher zettelte er immer Zänkereyen an, suchte immer eine aus der andern herauszuspinnen. Dieß war die Quelle der vielen Unruhen, womit der neue Flecken ohne Ende bedrohet war, so, daß uns die Feinde nie zu Athem kommen ließen. So gefällig und leutselig er sich sonst gegen alle zu bezeigen pflegte, so konnten doch seine vertrautesten und liebsten Freunde nicht ein Wort von ihm herausbringen, so oft er auf neue Unternehmungen wider den Feind sann. Unter der Menge Hüte und Hauben, womit er nach Belieben seinen Kopf zu bedecken pflegte, hatte er auch ein gelbes Häubchen von Wolle. So oft er dieses aufsetzte, fand ich ihn immer ernsthaft und nachdenkend, auch hütete ich mich wohl ein Wort mit ihm zu sprechen. Der P. Brigniel lachte über diese meine Beobachtung, aber er fand sie so richtig, daß wir immer das gelbe Häubchen im Scherze das Wahrzeichen der Unternehmungen des Ychoalay wider die Feinde nannten, gleich dem Quecksilber im Wetterglase, dessen Fallen uns Regen oder Ungewitter anzeiget.

Allein diese und andere Flecken seines Charakters bedeckte Ychoalay mit den herrlichsten Eigenschaften. Daß

er

er zur Herstellung des Friedens zwischen den Spaniern und Abiponern, zum Daseyn und zur Erhaltung der Kolonie S. Hieronymus das meiste beigetragen habe, zweifelte von uns niemand. Das mit den Spaniern eingegangene Freundschaftsbündniß beobachtete er gewissenhaft, und sorgte oft mit Lebensgefahr fleißig dafür, daß selbes auch von keinem andern Abiponer verletzet würde; denn er behandelte alle, die den Frieden brachen, als Feinde, und bekämpfte sie mit aller seiner Macht. Dieß war der Ursprung des langwierigen Krieges, den er mit den Nakaiketergehes geführet hat. Viele tausend Pferde, die er viele Jahre hindurch den Räubern wieder abgenommen hatte, trieb er selbst in die Kolonien der Spanier, und stellte sie ihren Eigenthümern zurück, die ihn aber immer zum Unwillen reizten, wenn sie ihn fragten, was er für einen Lohn für den ihnen erwiesenen Dienst verlange. Diesen sagt er: Wißt ihr nicht, daß ich euer Freund bin. Das Einzige verlange ich von euch, daß ihr mich für keinen Miethling haltet. Oft trieb er in Gesellschaft mit seinen Leuten ungeheuere Schaaren Pferde, die er mit vieler Gefahr den Dieben abgejagt hatte, nach Santa Fè, in die Meyereyen zu Cordova und S. Jakob, wiewohl diese Städte mehr als hundert Meilen weit von S. Hieronymus weglagen. Welcher Europäer wird sich blos um seiner Freunde Willen den Beschwernissen einer so grossen Reise unterziehen? Ich läugne zwar auch nicht, daß die Spanier, so wie sie von Natur gegen ihre Wohlthäter erkenntlich und großmüthig sind, ihrem Freund Ychoalay wider seinen Willen zuweilen Ochsen und Pferde zum Geschenke aufgedrungen haben. Dieser sein Eifer zur Sicher- oder Zurückstellung des Eigenthumes der Spanier zog ihm den Haß aller Wilden in Chacò zu. Selbst die Abiponer, mit denen er umgieng, verabscheueten ihn wegen seiner Ergebenheit gegen die Spanier, als ihren Feind. Daher klagte er immer: Meine Leute nennen mich itzt

arg, weil ich rechtschaffen bin; sie nannten mich einst rechtschaffen, weil ich arg war. Wirklich folgten ihm die Abiponer in die Wette, da er noch wider die Spanier auszog; auch waren ihm damals alle von Herzen gut: denn unter seiner Anführung bereicherten sie sich mit Beute, Siegeszeichen und Gefangenen. Da er einst seine Leute zum Ackerbau oder zu einem Streifzug wider die Feinde des Fleckens einlud, und diese sein Gesuch von ihm ablehnten, weil sie nicht hinlänglich mit Pferden versehen wären, sagte er zu mir: Du würdest sehen, mein Vater! wie freudig sie mir alle folgen würden, wenn ich sie zur Ausführung eines Entwurfes Spanier zu erwürgen oder zu plündern eingeladen hätte. Fürwahr! Keiner würde im Flecken zurück bleiben oder einen Mangel an Pferden vorschützen.

Ich gestehe, daß wir die zur Aufnahme des Fleckens gemachten Fortschritte nächst Gott den Anstalten und dem Ansehen des Ychoalay zu danken hatten. Denn ungeachtet sich der vornehmste Cacique Ychamenraikin sowohl durch seine Geburt als auch seine Thaten im Kriege auszeichnete, und wegen seiner sanften Gemüthsart von allen geschätzt wurde, so trug er dennoch zur Gründung der Kolonie nicht sonderlich viel bei. Er stand allen vor, aber nützte niemanden; denn er war nur der Schatten einer Obrigkeit und der blosse Namensträger seines Amtes; ein Trunkenbold und ein Weibermann, gewohnt seine Gattinnen zu vermehren und zu verstossen, wie es ihm in den Sinn kam. Niemand fand sich länger und mit mehr Saufgier bei den Trinkgelagen ein, als er. Wiewohl ihm alle überaus wohl wollten, schon darum, weil er allen seinen Leuten durch die Finger sah, so wurde er dennoch im Rausche von andern berauschten oft wacker zertrillet. In Absicht auf das Christenthum bezeigte er nicht den geringsten Eifer. Er wohnte weder selbst dem öffentlichen Religionsunterricht bei, noch trug er dafür

Sor=

Sorge, daß seine Leute demselben beiwohnten. So lang er lebte, ließ sich niemand, außer auf dem Todtbette, taufen. Nach seinem Tode weigerte sich dessen keiner. Dieses war man den Bemühungen des Ychoalay schuldig; denn ungeachtet er die Obergewalt über die übrigen Einwohner des Fleckens nicht hatte, so hatte er dennoch durch das Uibergewicht seines Verstandes und Ansehens in allen Angelegenheiten der Kolonie einen entscheidenden Einfluß. Er vermochte die andern bei dem Unterricht des Priesters in der Kirche fleißig zu erscheinen, selbst aber gieng er lange Zeit nicht dahin, wiewohl ihn der Pater öfters dazu ermahnte. Laß mich, Pater! war seine Antwort, lieber darauf denken, wie ich dem Oaherkaikin vom Leben helfe. Mein Kopf glühet mir von Kriegessorgen. Nach dem Schlusse des Friedens werde ich wieder Zeit haben, deine Lehren vom Christenthum anzuhören. Nach verschiedenen Zügen, die er wider den Oaherkaikin mit abwechselndem Glück unternommen hatte, machten sie Waffenstillstand. Brigniel erinnerte ihn daher wieder an sein Versprechen. Hierauf versetzte er Ychoalay: Jtzt will ich nur noch auf meiner Meyerey zur Sicherheit meiner Schaafe ein Gehege einzäunen. Alsdann wirst du mich gewiß in deiner Schule fleißig erscheinen sehen. Er hielt auch Wort. Wenige Tage hernach sah der Pater bei seinem Eintritt in die Kirche mit Erstaunen den Ychoalay mitten unter den Knaben auf der Erde knieen, mitbetten und antworten. Von dieser Zeit an war niemand öfter, sittsamer oder gelehriger in der Kirche als er. Sein Beispiel zog täglich eine Menge frommer Zuhörer dahin. Die feyerlichen Gebeter der frommen Christen und die Hauptstücke der Religion faßte er nicht nur tief in sein Gedächtniß, sondern pflegte selbe auch alle Tage Abends mit seinen Hausleuten laut zu wiederholen. Wenn der Pater auf der Kanzel predigte, nickte er ihm entweder mit dem Kopf

seinen

seinen Beifall zu, oder er schrie plötzlich auf: Kleerà das ist gewiß; Kevorkèn, freylich wohl, allerdings Chik akalagritan, ich zweifle nicht. Dadurch wollt er den übrigen zu verstehen geben, wie sehr er die Worte des Paters billigte. Die Erzählung eines andern mi diesen Zwischenworten zu unterbrechen, und auf dies Weise alle ihre Sätze zu bejahen, halten diese Wilde für eine Höflichkeitsbezeugung.

Daß sich die von Schlangen Gestochenen oder a einer tödtlichen Krankheit darniederliegenden taufen un nach ihrem Tode nach römischem Gebrauch in ein geweih tes Erdreich legen ließen, brachten die Väter bei de meisten auch nur durch den Beistand und Vorschul des Ychoalay zuwege; denn die Taufe fürchteten si als etwas Tödtliches ärger noch als den Tod, und wie sen die Väter oft mit vielen Drohungen zurück. Si sehen auch die Kirche und die daselbst gewöhnliche Be gräbnißstätte, wie einen Kerker an, und halten sich fü äußerst unglücklich, wenn sie nicht in dem Grabe ihre Väter unter freyem Himmel und in einem tiefen Wald verfaulen können. Besonders aber sehen die Weiber, weil diese auf die alten Gebräuche ihrer Väter am meisten erpicht sind, darauf, daß sie ihre auch schon getauften Kinder nach alten Sitten in ihre Familienbegräbnisse begraben können, wenn anders ihre Bemühungen nicht durch die Wachsamkeit der Väter, die sie aber oft überlisten, vereitelt werden. Der P. Brigniel hatte erfahren, daß die Weiber ein jüngstverstorbenes Kind, das er schon getaufet hatte, zur Grabstätte seiner Väter in den Wald trugen. Kaum hatte Ychoalay davon Nachricht erhalten, als er sogleich auf sein Pferd sprang, und im vollem Carriere auf die klagende Weiberschaare zusprengte, den aberglaubischen Veteln das Kind wegnahm, und es dem Pater, der im Chorrocke über das Feld zu Fuß

nachge-

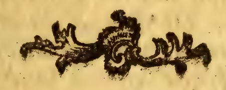
nachgefolget war, übergab, damit er es nach römischem Gebrauch begrub. Unglaublich ist die Anzahl derjenigen, welche ihre Taufe, die Ehre ordentlich begraben zu seyn, und folglich den Himmel selbst den Bemühungen des Ychoalay schuldig sind. Auf sein Zureden empfiengen alle Knaben und Mädchen nach dem Tod des Ychamenraikin die Taufe. Um diese Religionshandlung mit desto grösserer Achtsamkeit verrichten zu können, ließen wir an einem Tag nicht mehr als zwanzig zu gedachtem Sakramente zu. Ich empfand ein inniges Vergnügen, wenn ich so die Knaben willfährig ihr Haupt zum Abwaschen darreichen sah, ohne daß sich ihre Eltern mehr darwider setzten. Diese Bereitwilligkeit brachte Ychoalay mehr durch sein Beispiel als durch sein Zureden zuwege, indem er alle seine Kinder, sobald sie gebohren waren, von dem Pater taufen, und wenn sie durch eine Krankheit um ihr Leben kamen, nach christlichem Gebrauch begraben ließ. Den Michael Hieronymus, der ihm allein übrig blieb, ließ er nicht blos in den Anfangsgründen der Religion sondern auch im Lesen und Schreiben sorgfältig unterrichten. Sonst trug selber den bei den Mokobiern sehr gewöhnlichen Namen Nakalotenkodi. Da er einst wider den Oaherkaikin einen neuen Streifzug beschlossen hatte, von dem ihn der Pater Brigniel nicht abhalten konnte, noch auch durfte, rieth dieser allen Abiponern einigemale, daß sie sich, ehe sie ins Treffen giengen und sich also den Gefahren des Todes bloßsetzten, taufen ließen; und wirklich folgten die der Empfahung dieses Gnadenmittels Fähigen seinem Rath. Ob nun gleich Ychoalay in der zwar eingetroffenen aber dennoch vermessenen Voraussetzung, daß er in dieser Unternehmung noch nicht umkommen würde, dem Pater nicht Folge leistete, so vermochte er doch die andern, daß sie dessen Ermahnung Gehör gaben. Man wird es ohne Zweifel sonderbar finden, daß jemand, der für die Si-

cherheit anderer so besorgt war, seine eigene so sehr ver absäumte, weil es fast nicht zu erwarten steht, daß de einem andern etwas nützen wolle, der für sich selb nichts taugt.

In der That wir erstaunten alle, daß der übrigen gutmüthige Ychoalay seine Taufe so viele Jahre hinaus verschob, ungeachtet er zu deren Empfangung mehr al andere lange schon vorbereitet war. Bei ihm man gelte nichts mehr als der Wille. Andere schlossen wir entweder weil sie ihre Raubbegierde, ihren Hang zu Trunkenheit, Vielweiberey oder Verstossung ihrer Gat tinnen nicht abgeleget hatten, oder von dem Religions unterricht noch zu wenig wußten, oder wenigstens, we wir auch in Ermanglung alles dessen von ihrer Stand haftigkeit im Glauben noch nicht hinlänglich überzeug waren, von dieser heiligmachenden Abwaschung aus, bi sie uns Beweise ihrer Besserung gaben. Alle diese Hin dernisse waren bei dem Ychoalay längst gehoben. So lang wir ihn kannten, lebte er stets, schon durch mehrer Jahre, mit einem Weibe zufrieden, erschien bei keinen Trinkgelage, außer, wenn man sich über Angelegenhei ten des Krieges berathschlagte, und war ein geschworne Feind der Trunkenheit und aller Betrunkenen. So seh er sich einst im Morden unter allen seinen Landesleute ausgezeichnet hatte, so strenge rächte er itzt alle Todt schläge, und führte schon seit langer Zeit einen völli unsträflichen Lebenswandel. Die Religionslehren wußt er auswendig wie seinen Namen. In dem Feldbau und de Viehzucht gleich unermüdet, entzog er sich keiner Arbeit die ihm oder dem Flecken nützen konnte. Unter diese Umständen konnte er schon lange zum Christen eingeweih werden. Auch versicherte er uns zu wiederholtenmalen daß er dieß sehnlich verlangte, sobald er der Sorge wegen des Zwistes, ind em er mit seinem Nebenbuhle

Oaher-

Daherkalkin verwickelt war, entladen und seine Seele wieder ruhig seyn würde. Wirklich bat er uns um die Ertheilung der Taufe, eben als der königliche Unterstatthalter, Franziskus de vera Muxica, in dem Flecken S. Hieronymus persöhnlich zugegen war. Dieser befahl ihm mit seinem Vorhaben etwas inne zu halten, weil er gewünscht hatte, daß er diese Ceremonie zu Santa Fè mit feyerlicher Pracht an sich vollziehen lassen sollte. Die Verzögerung und die abschlägige Antwort des Unterstatthalters nahm er so übel auf, daß man ihn erst nach einigen Jahren dahin bringen konnte, daß er in gedachter Stadt sein Haupt von dem P. Joseph Lehmann, der sich mehrere Jahre zu S. Hieronymus mit vielem Ruhme der Ausbreitung des Christenthums widmete, mit dem Wasser des Heils abwaschen ließ. Die Taufhandlung wurde mit der äußersten Pracht und unter einem solchen Zulauf vollzogen, daß die Kirche die Anwesenden kaum faßte. Den edlen Neugläubigen hob der königliche Unterstatthalter selbst aus der Taufe, zog ihn zu einer herrlichen Tafel, und beschenkte ihn mit den gewöhnlichen Geschenken. Freudenthränen quollen den Spaniern aus den Augen, wie sie den durch so viele Thaten berühmten Ychoalay wie ein Lamm bei dem Altar Gottes stehen sahen, den, vor dem einst ganz Paraquay wie vor einem reissenden Wolfe gezittert hatte.





# Fünfzehntes Hauptstück.

## Noch mehr Ruhmwürdiges vom Ychoala

Ich behauptete oben nach dem Urtheile eines ander
daß der unrühmlichen Eigenschaften des Ychoalay
viele als seiner rühmlichen wären: itzt möchte ich fast
gen, daß die Zahl seiner Trefflichkeiten größer ist,
die seiner Fehler. Ich fülle gern mit dem Lobe dieses Ma
nes einige Blätter an, um meine Leser zu überzeuge
daß die Seele eines Wilden nicht immer wild ist. W
chen Vorschub Ychoalay unseren Bemühungen, die R
ligion bei seinen Leuten in Aufnahme zu bringen,
geben hat, erhellet aus dem Bisherigen. Wie sehr
sich aber den Wohlstand des Fleckens und der Vä
zu Herzen genommen hat, übersteigt allen Glaube
Durch jede noch so kleine Unbild, die ein Abiponer d
Vätern anthat, oder anthun wollte, hielt er gleichsam sich sel
beleidiget; und rächte sie noch strenger, als wenn
ihm angethan worden wäre. Unter so vielen Trunke
bolden, Zanksüchtigen, die von Jugend auf an Todtschl
ge gewöhnet waren, und den Aberglauben bis zum U
sinn vertheidigten, war es längst mit dem Leben der V
ter geschehen, wenn sie nicht sein Ansehen geschützet, u
die Wilden im Zaume gehalten hätte. Brachte er
Erfahrung, daß ihnen von Seite auswärtiger Feinde ei
Gefahr drohete, so zeigte er selbe bei eitler Nacht
wohl den Vätern als auch den übrigen Einwohnern
damit alles auf seiner Hut wäre. Er war immer d

erste,

, der in dem Felde herumritt, um alles auszukund-
ıaften, und alle Winkel zu durchsuchen. So oft der
:ind mit Gewalt abgetrieben werden mußte, stellte er
h immer an die Spitze der Schlachtordnung, und
ırte oft verwundet zurück, während daß seine Leute
beschädigt aus dem Treffen kamen. Wenn es den
:inden zuweilen gelungen ist im Flecken Schaden
zurichten, so geschah dieses in Abwesenheit des Ycho-
ay.

Einst verließen die Abiponer, die in dem neuen von
. Hieronimus zehn Meilen weit entlegenen Flecken
ınception wohnten, weil sie die Spanier wiewohl unge-
chter Weise in irgend einem Verdacht hatten, an einem
ıg unvermuthet die Kolonie. Einzige drey blieben
rück mit dem Auftrage, daß sie die erste Nacht die
veen Patres Joseph Sanchez und Laurentius Casado,
ide Spanier, meuchelmörderisch um das Leben bringen
llten. Kaum hatte Ychoalay von der Flucht der
biponer und der Gefahr Nachricht erhalten, in der die
äter schwebten, als er sich auf sein Pferd setzte, und
nen, des Regenwetters ungeachtet, allein zu Hilfe eilte,
wäre denn, daß man sein Pferd als seinen
iefährten betrachten wollte. Vor der Thüre der be-
rängten Väter steckte er seine Lanze in die Erde, und
ıtt ihnen seinen Schutz an. Bei dem Anbruche der
ämmerung entdeckte er die drey auf die Patres lauernden
Meuchelmörder, schreckte sie zurück, und jagte sie in die Flucht,
daß sie nimmer zum Vorschein kamen. Das Haus- und
irchengeräth rieth er jenen auf einem Frachtwagen weg-
führen, und das Hornvieh, ungefehr zweytausend Stück,
ch S. Hieronymus treiben zu lassen, wo er in seiner
Meyerey für selbe eine sichere Weide anwies. Die Reise
ar äußerst beschwerlich und gefahrvoll. Weil der Re-
n viele Tage lang anhielt, wurde das ganze Feld zur

Pfütze und schien für einen Lastwagen gar nicht befahrba
zu seyn. Außerdem schwoll auch der Fluß Malabrig
und andere Seen durch die beständigen Regengüße z
einer fürchterlichen Höhe auf. Allein Ychoalay über
wand durch seine Klugheit, Hände und Stärke alle die
se Hinderniße; rettete glücklich, was der P. Sanche
gern weggebracht wissen wollte, und vereitelte all
Bemühungen der abiponischen Ausreißer, welche sich i
ihrer Einbildung schon alles, was dem von ihnen ver
lassenen Flecken gehörte, zugeeignet hatten. Der könig
liche Statthalter von Tukuman, Joannes Viktorinu
Martinez del Tineo, schrieb deßwegen eigenhändig a
den Ychoalay in sehr verbindlichen Ausdrücken, wom
er seine Treue und Redlichkeit gegen die Väter rühmte
ihm den wärmsten Dank abstattete, und seine Mühe i
Fortschaffung der Habschaften des verlassenen Flecken
mit einem Stück Scharlach, worein sich auch der vor
nehmste Spanier hätte kleiden können, belohnte. Um diese
Tuch tauschte er sich Schaafe ein, damit sie ihm Woll
gäben, aus der er sich türkischen Tapeten ähnliche Klei
der, wie selbe die Abiponer tragen, nach Belieben we
ben lassen konnte. Als ihm die Väter den Vorschla
machten, sich nach spanischer Art zu kleiden, antwortet
er ihnen: Da ich ein Indianer bin, warum soll ich mic
durch meine Tracht zu einen Spanier lügen? Wenn dies
Kleider abgenützt seyn würden, würdet ihr mir neue ge
ben? Ich hoffe es nicht. Ich würde also wieder mei
nen abiponischen Anzug hervorsuchen müßen, und allen
zum Gelächter werden. Er machte, würden meine Lan
desleute sagen, den Spanier, so lang sein spanisches Kleid
gewähret hat. Itzt da dieses zerrissen ist, giebt er sich
wieder mit unserer Tracht zufrieden. Sobald ich aus
meinen Getreidefeldern Geld einerndtnen werde, verspre
che ich euch, mich als ein Spanier zu kleiden. Und
in der That, sobald er getauft war, führte er sich so

wohl

wohl an Kleidung als seines Pferdes Rüstung wie ein Spanier vom Stande auf. Sein Fleiß, mit dem er Ackerbau und Viehzucht trieb, warf ihm so viel ab, als er zu seinem und seiner Angehörigen Putz brauchte. Ich habe dieses angemerkt, damit meine Leser hieraus sehen mögen, daß die häuslichen und bürgerlichen Verhältniße auch für Wilde, wenn sie gebildet worden, einen Reiz haben.

Wie aufrichtig und von Herzen Ychoalay den Vätern zugethan war, legte er nie mehr an Tag, als da Ychamenraikin aus Abneigung gegen die Spanier mit seiner Horde aus der Kolonie S. Hieronymus auszog, um wie vorher auf dem Felde vom Raube zu leben. Bei seinem Abzuge gestand er aufrichtig, daß er wider die Väter keine Klage habe. Ob ihn Furcht oder Hoffnung zu diesem Schritte bewogen habe, weiß man heutiges Tages noch nicht. Ich glaube beides. Ychoalay wich allein sammt seiner Parthey von seinem Entschluße nicht ab, und das Beispiel so vieler Caciquen konnte ihn nicht dahinbringen, daß er die Väter verlassen oder weniger geschätzt hätte. Er richtete vielmehr alle seine Gedanken dahin, wie er christliche Mokobier aus S. Xavier und Spanier aus Santa Fè in den verlassenen Flecken theils zu dessen Vertheidigung und theils damit sie die flüchtigen Abiponer wieder durch sanftes Zureden zur Rückkehre in die Kolonie vermöchten, ziehen könnte. Beides erreichte er glücklich und schnell: denn Ychamenraikin kehrte mit allen seinen Leuten wieder in den Flecken zurück.

Ychoalay trug mit ängstlicher Wachsamkeit nicht nur für die Sicherheit der Väter, sondern auch dafür Sorge, daß weder die häuslichen Geräthschaften noch auch die Viehheerden Schaden litten. An gewissen Tä-

gen der Woche wurden zwanzig und auch mehr Ochsen geschlachtet, mit deren Fleisch man die abiponischen Einwohner ernährte. Die Gefräßigeren stechen, nicht zufrieden mit ihrem Antheil, heimlich nach ihrem Gutdünken oft Ochsen, noch öfter aber Kälber ab zum empfindlichen Schaden der Meyerey. Andere verfielen darauf, die Schaafe des Fleckens abzuthun, nicht um ihres Fleisches willen, sondern wegen ihres Felles, das sie wie eine Decke auf ihre Sättel zu legen pflegen. Den Ychoalay auf einer solchen That erwischte, der entgieng der Strafe nicht. Den Schaden zu ersetzen, mußte ein solcher für einen erwürgten Ochsen zwey Pferde und für ein Schaaf ein Pferd dem Flecken abliefern. Brachten sie die Pferde nicht selbst, so nahm sie ihnen Ychoalay, der das Gesetz gegeben und auf dem öffentlichen Platze bekannt gemacht hatte, mit Gewalt. Ein neu angekommener Mokobier tödtete auf dem Felde eine Kuh, die dem Ychoalay gehörte, die aber der andere für ein Gut des Fleckens ansah. Ein Abiponer, der dazu kam, sagte ihm: Wie! du getrauest dir eine Kuh des Ychoalay zu schlachten? Weh dir! wenn er deine That erfährt! Uiber diese Nachricht und Drohungen ganz betroffen, packte der Mokobier die bereits zerstückten Viertheile der Kuh auf sein Pferd, und ritt damit gerade zu dem Haus des Ychoalay. Sieh! sagte er, da ist das Fleisch von deiner Kuhe, die ich aus einem Irrthume getödtet habe, weil ich sie für ein Eigenthum des Fleckens hielt. So glaubst du, Unsinniger! antwortete ihm Ychoalay in vollem Grimme, daß man die Ochsen der Kolonie ungestraft schlachten könne. Deine Entschuldigung, womit du deine Uibelthat zu beschönigen suchest, vergrößert deinen Frevel. Packe dich, und weil du die Kuhe geschlachtet und ausgezogen hast, so nimm du dir auch die Mühe sie aufzuzehren. Nun geh deine Wege! So behandelte er die, welche ihm einen Schaden zugefüget

haben,

haben, mit Nachsicht, die aber den Flecken beeinträchtig-
en, mit vieler Strenge.

Mit Recht kann man dieses den Abiponern zum
Ruhme nachsagen, daß, obgleich einst die Beraubung der
Spanier, weil sie selbe für ihre Feinde ansahen, ihr
Handwerk war, sie dennoch für groß unrecht und äußerst
schändlich hielten, ihren Hordegenossen zu Hause auch
nur die unbeträchtlichste Kleinigkeit zu entwenden. Wenn
jemand fortreiset, kann er alle seine Habschaften frey stehen
und liegen lassen: ohne derentwegen das geringste besor-
gen zu müßen. Eben so sicher fanden wir auch all unser
Geräth mehrere Jahre hindurch in unserem Hause.
Dennoch wurde einst ein Handtuch des Paters in seinem
Zimmer auf einmal unsichtbar. Sobald Ychoalay davon
benachrichtiget wurde, hörte er, um den Verdacht der
Dieberey von den Abiponern abzulehnen, nicht auf nach
der Thäter zu forschen, bis er endlich das Leinenzeug
in den Händen eines Gefangenen antraff. Ein andermal
wurde auch das Zimmer des P. Brigniel in seiner Ab-
wesenheit ausgeraubt. Der Diebstahl bestand in einer
Menge Glaskugelschnüre, etlichen Stücken Leinwand und
Wollzeug und anderen dergleichen Fahrnissen, die theils
zur Kleidung und theils zu Geschenken für die Abiponer
bestimmt waren. Hierüber entbrannte Ychoalay vor
Zorn und gab sich gar nicht zur Ruhe. Er versicherte
uns, daß seine Abiponer keines Diebstahls fähig, noch
deßwegen in Verdacht zu haben sind. Endlich zog er
die gestohlenen Sachen, nachdem er alles sorgfältig aus-
gespüret hatte, aus einer Grube im Felde, worein sie
von einer Gefangenen vergraben worden waren, heraus.
Nun frohlockte er aus ganzer Seele, indem er eben so
wenig den Verdacht einer Dieberey auf seinen Leuten ruhen
lassen wollte, als er den Vätern einen Schaden zufü-
gen ließ.

Weil die Abiponer, so wie alle Amerikaner, sogar den Schatten der Knechtschaft fürchten, so thaten sie uns nicht den geringsten Dienst, wenn sie nicht ihres Lohnes zum Voraus gewiß waren. Verlangte man etwas, so fragten sie hastig: Miekaenegen lahèuè Was giebst du mir zum Lohn dafür? In den ersten Jahren der Kolonie mußte man sie in die Kirche zur Anhörung des christlichen Unterrichts mit Feigen, Nadeln, Salz und Taback locken. Wenn wir unsere Pferde sattelten, oder Holz spalteten, sahen sie uns ruhig zu, und sagten uns eine Menge Lobsprüche vor, ohne uns aber mit einem Finger zu helfen. Sieh nur, mein Pater! wie du dein Pferd so trefflich satteln kannst! wie du geschickt und stark bist! So schmeichelten sie uns, wiewohl uns ihr Beistand lieber als ihr Lob gewesen wäre. Ychoalay hingegen that uns von selbst, wie er mit seinen Landesleuten wenig gemein hatte, alle möglichen Gefälligkeiten. Frey von aller Schmeicheley und allem Eigennutz, bewies er den Vätern nicht durch süße Worte, sondern durch die That selbst seine Dienstwillfährigkeit. Dieß kann niemand besser als ich wissen, weil ich mit ihm durch Wüsteneyen die beschwerlichsten Reisen von vielen Tagen gemacht habe. Er bezeugte hiebei einen ungemeinen Eifer mir zu dienen, und that es auch mit einer Genauigkeit ohne Gleichen. Ungeachtet uns auch gemeine Abiponer begleiteten, so pflegte er mir doch immer selbst, wenn wir auf dem Felde unser Mittag- oder Nachtlager aufschlagen mußten, das nöthige Holz zur Feuerung zusammenzusuchen, Wasser zu holen, die Pferde zu pflegen, und im Uibersetzen der Moräste und Flüße für meine Sicherheit zu sorgen. Das Pferd, auf dem ich reiten mußte, sattelte er mir nicht nur selbst, sondern wählte mir auch mit vieler Einsicht dasjenige aus, das für den Weg, den wir zu nehmen hatten, das tauglichste war. Auf der Reise selbst blieb er immer an meiner Seite

und

und ob wir uns gleich die Zeit mit fröhlichen Gesprächen vertrieben, so maß er doch immer alles mit seinem Blicke, zeigte mir die Gefahren sogleich an, wenn eine vorhanden war, und wandte sie vorsichtig von mir ab. Ich verließ mich auf den Ychoalay wie ein Kind auf seine Mutter. Unstreitig habe ich meine Erhaltung unter so vielen Gefahren der gedachten Reisen niemand andern als dem Ychoalay zu danken.

Auch die übrigen Väter gestanden einmüthig, daß sie dem rechtschaffenen Mann vieles schuldig sind. Die Erbauung und Erhaltung des Fleckens S. Hieronymus muß man vorzüglich ihm zuschreiben. Außer dreyen Hütten, welche die Spanier in der Eile aus Holz und Leimen errichteten, wurde alles übrige durch das Zureden, die Hände, und den Kopf des Ychoalay zu Stande gebracht, besonders da man den Flecken auf das südliche Ufer hinüber versetzete. Man mußte nämlich eine Kapelle, eine Wohnung für die Väter, und auf dem freyen Felde Hüten für die Viehhirten aufbauen, für das Vieh grosse Gehege umzäunen, den Hof unseres Hauses, damit sich die Weiber samt ihren Kindern bei plötzlichen Überfällen der Wilden darein flüchten könnten, mit Pallisaden umgeben, und endlich auch für die abiponischen Einwohner, die bisher unter ihren Binsendecken gelegen hatten, ordentliche Hütten errichten. Zu dieser Absicht mußten etliche tausend Bäume gefället, herbeigeführet und zugerichtet werden. Ychoalay war hier die Seele des ganzen Werkes und der Werkleute. Er war täglich der erste, der nach der Axt griff, und der letzte, der sie weglegte. Durch sein Beispiel spornte er auch die anderen Abiponer mehr noch als durch seine Worte zum Fleiß an. Wie sie das rastlose Bestreben dieses ihres so siegreichen Anführers sahen, scheueten und schämten sie sich nicht mehr zu arbeiten. Sie wetteiferten nun mit

einander

einander. Jeder wollte das schönere Haus, den grösseren und besser bebauten Acker aufweisen, sie, die vorher aus Arbeitsscheue statt der Häuser Binsengezelte, und statt des Ackers ein wildes unbebautes Feld hatten.

Um dem unermüdeten Ychoalay einen Beweis der Erkenntlichkeit zu geben, beschenkten ihn die Patres mit einem silberbebrämten Hut. Ungeachtet nun dergleichen Putzwerk, wie er selbst gestand, keinen Reiz für ihn hatte, so nahm er dennoch den prächtigen Hut an, damit er nicht die Großmuth der Väter zu verachten schien; aber er ließ selben in ihrem Hause zurück, bis er ihn aufsetzen würde. Kaum hatte er sich mit diesem Hut ein paarmal auf dem Platze sehen lassen, als selben ein Abiponer von ihm begehrte und auch erhielt. Ein Cacique der Abiponer darf keinem seiner Landesleute etwas abschlagen. Den edelsten Abiponer werden sie, sobald er ihnen aus Kargheit eine abschlägige Antwort giebt, einen Gemeinen oder Waldindianer heißen. Um sich also diesen Schimpf nicht zuzuziehen, gab Ychoalay jedem, der es verlangte, die schönsten bunten Kleider von Wolle, die erst von dem Weberstuhl seiner Gattinn gekommen waren. Durch diese seine unbeschränkte Freygebigkeit erwarb er sich über alle eine solche Gewalt, daß ihm jeder mit Freuden arbeiten half, so oft er entweder auf seiner Meyerey zum Schaafscheeren oder zum Ackern Leute brauchte. Deßwegen versammelte sich daselbst alle Jahre eine grosse Menge Volks beiderlei Geschlechts. Sie arbeiteten ihm um die Kost allein und einige freywillige Geschenke, die er ihnen das Jahr hindurch reichte. Seinen Arbeitern gab er überflüßig zu essen, ohne aber aber auch dabei verschwenderisch zu Werke zu gehen. Dir hurtigeren von seinen Abiponern, schickte er an das nahe Ufer der Parana auf die Hirschenjagd aus. Theils mit diesem und theils mit Rindfleisch speisete er die an-

deren

deren, die ihm auf dem Felde arbeiten halfen. Von seinem Hornvieh pflegte er nur die Stiere zu schlachten, und schonte weislich der Kühe, als welche zur Vermehrung desselben bestimmt waren. Die Indianer, sagte er, stellen den Kühen nach, und denken nicht darauf, daß die Stiere nicht kälbern. Aessen die Spanier immer die Kühe, so würden wir schon lange weder Kühe noch Stiere übrig haben. Dieß ist eine unumstößliche Wahrheit, die Ychoalay mit vieler Einsicht auseinander setzte: denn wenn es den Indianern frey steht, so schlachten sie immer lieber ein Kuhkalb als Stierkalb, und eine Kuh lieber als einen Stier, weil das Kuhfleisch mürber, zärter und auch meistens fetter ist; wiewohl sie die alten und ausgedienten Kühe so wenig gern essen als die Europäer.

Daß Ychoalay überhaupt weiter sah, als die übrigen Indianer, hat er auch in anderen Dingen gezeigt. Den paraquayischen Thee, den man wie einen andern Thee in warmes Wasser wirft, und alle Leute in Paraquay täglich trinken, nahm er wohl auch zu sich, wenn wir ihm selben anboten; dennoch begehrte er keinen, auch lüstete es ihn nicht sehr darnach. Er fürchtete nämlich mit vieler Klugheit, daß er sich durch den öfteren Gebrauch dieses kostbaren Trankes daran gewöhnen, und sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzen möchte, denselben kaufen oder erbetteln zu müßen. Den Abiponern, welche pflügten, oder Holz spalteten, gaben wir täglich eine Portion von diesem Thee. Ychoalay redete ihnen öfters zu, daß sie keinen annehmen sollten. Ihr seyd von Jugend auf an kaltes Wasser gewöhnet, sagte er zu ihnen, warum sollet ihr also dieses warmen Trankes nicht entbehren können? Wenn ihr meinen Rath nicht folget, wird euch diese Gewohnheit zur Natur werden, und euch den Thee zum unentbehrlichen Bedürfniß machen. Die Väter

wer=

werden euch so lang von diesem Thee geben, als ihr ackern werdet. Wenn das Pflügen vorbei ist, werden sie euch keinen anbieten, weil er ihnen zu hoch zu stehen kömmt. Entsaget also dem Gebrauch desselben, da ihr ihn habet, und es wird euch nie schwer ankommen, ihn zu entbehren. Wirklich gerathen viele Spanier, die im Brauch haben immer solches warmes Wasser in sich zu schlürfen, durch daß viele Geld, das sie für den paraquayischen Thee auslegen, so wie manche Europäer durch das Weintrinken an den Bettelstab.

Die Mokobier und Abiponer haben im Brauche, den Ohren der Väter immer mit ihren ungestümen Bitten beschwerlich zu fallen. Wir machten uns immer ein Vergnügen daraus ibre Wünsche zu befriedigen, allein oft verlangten sie etwas, was wir selbst nicht hatten, und in keiner Trödelbude zu Amsterdam gefunden haben würden. Den Ychoalay hingegen ersuchten wir höflich, daß er es uns unverholen sagen möchte, wenn er etwas bedürfte. Dessen ungeachtet konnten wir ihn nie dahin bringen, daß er von uns etwas gefodert hätte. So wie er uns unter allen Indianern am wenigsten beschwerlich fiel, so war er auch bescheidener als sie alle. Denn ungeachtet er sich durch seinen Heldenmuth unter allen am meisten ausgezeichnet hatte, so ließ er sich dennoch nie zum Kapitän auf jene oben beschriebene feyerliche Art erklären, noch unter die Höcheri aufnehmen; auch bediente er sich immer der Redensart der Gemeinen: und behielt seiner herrlichen Kriegsthaten ungeachtet, derentwegen er eine Namensveränderung verdienet hätte, immer seinen ersten Namen Ychoalay bei. In der Kleidung und Rüstung seines Pferdes haßte er allen Pracht, also zwar, daß er auch die anderen jungen Leute, welche in ihrem Anzuge zu viele Eitelkeit verriethen, und sich stolz herumsahen, seines Anblicks und Umgangs nicht würdigte. Das Bewußt-

wußtseyn seiner Verdienste erzeugte zwar in ihm eine übertriebene Eigenliebe; dennoch hörte er sein eigenes Lob oder andere Schmeicheleyen nicht gern an. Von sich rühmte er nie etwas, als daß er kein Prahler sey, welches er uns aber auch oft versicherte. Daß man ihn seinen Nebenbuhlern Debayakaykin und Oaherkaihin, die da immer für die Herzhaftesten angesehen seyn wollten, vorzog, konnte er durchaus nicht ertragen. Hat sich aber unter seinen Leuten jemand im Kriege wohlverhalten, so sprach er ihm selbst mit aller Beredsamkeit sein Lob. Wenn wir also den Ychoalay ganz, wie er war, mit unverwandten Augen betrachten wollen, so werden wir an seinem Bilde viel Schatten aber dennoch noch mehr Licht gewahrnehmen. Diese seine Züge nahm ich mir vor mit lebhaften Farben zu entwerfen, damit man nicht glaube, den Wilden mangle es völlig an Vernunft, gesellschaftlicher Geschmeidigkeit und lobwürdigen Eigenschaften. Man wird noch eine Menge Rühmliches vom Ychoalay lesen, weil ich itzt die Geschichte des Krieges zwischen dem Rükahes und Nakaigetergehes anhebe.





# Sechzehntes Hauptstück.

## Von dem Versuche des Debayakaykin un der mit ihm verbundenen Wilden den Flecken S. Hieronymus anzugreifen.

Arges mit Argem zu vergelten, und Mord mit Mo und Blutvergießungen mit Blutvergießungen zu rächen, das erste Gesetz der Wilden, und beinahe ihr einzige Nachdem Ychòalay den Debayakaykin, den vornehn sten Caciquen der Abiponer aus dem Volksstamme der N kaigetergehes, zum Zwiste gereizt hatte, drohete dies die neue Kolonie S. Hieronymus zu zerstören, und sämm liche Einwohner derselben, die Rükahes, niederzumache Lange gieng er mit diesem Vorhaben schwanger; auch scho er dessen Ausführung weit hinaus, damit es ihm dest besser gelänge, und der erste Streich, den er seinen Fei den versetzte, auch der letzte seyn dürfte. In dieser Ab sicht machte er mit den berittenen Mokobiern, die gege Norden wohnen, und den Tobas einen neuen Bund. Di unberittenen, aber wegen ihrer Geschicklichkeit in Pfeilschießen fürchterlichen Vilelas zog er gleichfalls durc Verheißung einer ansehnlichen Beute an sich, und versa sie, damit sie die grosse Reise mitmachen konnten, mi Pferden. Wenn er nun mit dieser seiner Macht die klei ne Anzahl der Feinde verglich, hatte er seiner Meinun nach, den Sieg in der Tasche, und zerstörte bereits in sei nen Gedanken die Kolonie. Dem scharfsichtigen Ychoa lay konnten die Anschläge, Anstalten, und die Macht de

Feinde

Feinde weder unbekannt bleiben noch verächtlich vorkommen. Um sich also dagegen in Sicherheit zu setzen, vermehrte er die Besatzung des Fleckens mit einem Geschwader christlicher Mokobier, reisete in größter Eile zu dem Unterstatthalter von Santa Fè, und foderte von ihm, Kraft ihrer Freundschaft und gemachten Zusage, auf das dringendste Hilfsvölker. Allein alles was er von diesem erhielt, waren leere Worte und Entschuldigungen: indem zu der Zeit fast alle Soldaten der Stadt jenseits der Parana mit den wilden Charruas, über die sie eben Meister geworden waren, zu thun hatten. Der Rektor des Kollegiums, Didakus Horbezozo, ersuchte also den Petrus de Argandoña, Bischof von Tukuman, in einem Schreiben, der bedrängten Kolonie ein Geschwader kordovesischer Reiter zu Hilfe zu schicken, welche der Uiberbringer des Briefes, Kapitán Vergára, selbst einen kurzen und sicheren Weg dahin führen würde; allein das hieß aus einem Binsenstein Wasser herausdrücken wollen; wiewohl ich überzeugt bin, daß der Bischof alles gethan hat, was in seinem Vermögen stand, dem Rektor seine Bitte zu gewähren.

Da sich Ychoalay durch alle Mittel und Wege um Hilfe bewarb, obschon umsonst, so glaubte dennoch Debayahaykin mit der Ausführung seines Entwurfes itzt nicht mehr zaudern zu müssen. Er führte daher seine Mannschaft so heimlich als möglich südwärts, doch ohne sich mit einem feindlichen Angriff auf den Flecken S. Hieronymus zu übereilen: sondern er brauchte List. Nämlich einige von seinen Leuten mußten in den Flecken und Wohnplätzen der Indianer ausstreuen: Debayakaykin hätte nichts wider die Kolonie S. Hieronymus vor; sondern die wilden Mokobier würden den von S. Hieronymus zehn Meilen weit entlegenen Flecken Conception, worinn die Abiponer von der Horde des Caciquen Alaykin wohn-

ten, unverzüglich angreifen. Zwischen diesen und den vorigen hatten sich einige Zwistigkeiten hervorgethan, und dieß machte das ausgestreute Gerücht um so viel wahrscheinlicher. Dieses alles dachte sich Debayakaykin aus einer doppelten Absicht aus: erstens, damit die Einwohner von S. Hieronymus, so bald sie sich von der Gefahr frey glaubten, die christlichen Mokobier als überflüßige Hilfstruppen in ihren Flecken S. Xavier zurücksendeten, weil er in deren Abwesenheit mit jenen desto eher fertig zu werden hoffte. Zweytens aber damit die Abiponer von Conception, weil sie stündlich zu Hause einen Angriff von Seite der Mokobier befahren mußten, den Einwohnern von S. Hieronymus wider den Debayakaikin keinen Beystand leisten konnten. Beide Absichten erreichte er nach Wunsche. Ich war bei allem Zeuge und Zuschauer. Es verlohnet sich der Mühe, den Hergang der Sache umständlich auseinander zu setzen.

Nachdem man in der Kolonie S. Hieronymus die meisten Stiere aufgezehret hatte, belief sich alles Hornvieh des Fleckens kaum mehr auf tausend und etliche Stücke. Hierunter waren die meisten Kühe, zum Theil trächtig, und zum Theil solche, die noch ihre Kälber säugen ließen. Damit die Väter diese nicht schlachten zu lassen genöthiget wären, begehrten sie von uns in Conception (ich war auch daselbst) zweyhundert Stiere zum Unterhalt für ihre Indianer, und schickten zugleich sechs Abiponer sammt ihrem Viehwärter, Raphael de los Rios, mit, um durch sie das besagte Vieh nach Haus treiben zu lassen. Als wir bereits die Reise antretten wollten, sah ich, eben da ich den Fuß in den Steigbügel setzte, auf dem Platz Abiponer mit schlachtmäßig geschwärzten Gesichtern und Pfeilen herumlaufen. Einer von ihnen brachte im Namen des vornehmsten Caciquen Alaykin, meinem Amtsgefährten, Joseph Sanchez, die Bothschaft,

er

er möchte seine Flinte bereit und schußfertig halten, weil die feindlichen Mokobier gegen den Abend hier seyn würden. Da sie nun den nämlichen Weg, den wir einschlügen, nehmen mußten, so rieth mir Sanchez meine Reise aufzuschieben; allein ich befolgte seinen Rath nicht, weil ich fliegenden Gerüchten keinen Glauben beimaß. So sollten wir wenigstens, erinnerte mich der vorsichtige Pater, jemand voraus schicken, der die Wege auskundschaftete, und wenn uns eine jählings sich erhebende Staubwolke die Ankunft der feindlichen Reiterey verrieth, uns sogleich in den Wald hineinflüchten. Ich begab mich ganz unbewehret auf den Weg, es wäre denn, daß man ein Taschenmesser, das ich zum Fleischschneiden brauchte, für eine Waffe gelten lassen wollte. Der Spanier und die übrigen abiponischen Reisegefährten waren gleichfalls alle unbewaffnet. Den ganzen Nachmittag erblickten wir vom Feinde keine Seele. Schreckbarer und gefährlicher als alle Feinde fand ich den Fluß Ychimaye (el Rio Rey) welcher sich dazumal bei einer ungewöhnlichen Ergießung weit auf dem Felde ausbreitete. Uiber dieses Meer setzte ich um Mitternacht auf einer Ochsenhaut, die der Spanier schwimmend mit der Hand nach sich zog, weil wir sonst nach S. Hieronymus nicht hätten gelangen können. Diese amerikanische Uiberfahrt war mir als einem Ankömmling ganz neu, und währte eine halbe Stunde. Das Dunkel der Nacht und die herumschwimmenden Krokodile vermehrten meine Angst. Ich lebte wieder auf, und glaubte den Hafen erreicht zu haben, als ich beim Eintritt in den Flecken die Patres, Franziskus Navalon und Joseph Klein, erblickte. Brigniel und Ychoalay waren damals vom Flecken abwesend und zu Santa Fè um Hilfsvölker. Nachmittags an einem Sonnabend berathschlagten sich die Caciquen der Abiponer und Mokobier auf das Zureden des P. Navalon über die Maaßregeln, die man in diesen Umständen zu ergreifen hätte.

Freylich trugen die anwesenden Mokobier zur Sicherheit des Fleckens nicht wenig bei; allein da diese Besazung täglich viel Rindfleisch, Taback, Salz und paraquayischen Thee brauchte, so schienen sie dem Flecken zur Last zu seyn, und man beschloß sie ehenstens wieder nach Haus zu schicken, weil man, wie das Gerücht gieng, den Debayakaikin nicht zu fürchten hatte, der dennoch, sein Vorhaben auszuführen, schon damals in dem nahen Wald mit allen seinen Leuten verborgen lag, und auf nichts mehr, als auf den Abzug der Mokobier wartete.

Die Mokobier zogen an einem Sonntage des Morgens fort. Noch am nämlichen Tag brach Debayakaikin gegen den Abend mit seiner Mannschaft in dreyen Abtheilungen und auf dreyen Wegen aus dem Gehölze hervor, im Angesicht der Meyerey. Der Aufseher derselben, Raphael de los Rios, der in seiner Hütte ausruhete, wurde im ersten Anfall von einem Abiponer, dessen Vater in dem Scharmützel zwischen dem Ychoalay und Oaherkaikin geblieben war, mit vielen und greulichen Stichen getödtet. Denn es ist ein Gesetz unter den Wilden, daß der Sohn den Tod seines Vaters rächen muß. Aber warum ward die Wiedervergeltung an dem unschuldigen Spanier und nicht an einem Abiponer ausgeübt, der bei dem Scharmützel mitgefochten hatte? Nämlich weil kein Abiponer zugegen war, den man hätte umbringen können. Deßwegen mußte, welches in der ganzen Welt seit Menschengedenken der Brauch ist, der Unschuldige für den Schuldigen büßen. Zur nämlichen Zeit wurden auch einige quaranische Viehwärter gefangen; andere aber retteten sich, weil sie zu Pferde saßen, durch eine schnelle Flucht. Das Vieh, welches man auf den Abend wie gewöhnlich an einen Ort zusammengetrieben hatte, und ungefehr zweytausend Pferde wurden den Feinden ohne Widerstand zur Beute. Als man von allem diesem gewis-

se

ſe Nachrichten einzog, und das Getümmel der Feinde auf dem anderen Ufer deutlich ſehen konnte, entſtand in dem Flecken ein allgemeines Zagen, weniger, weil man von dem Geſchehenen betroffen war, als weil man wegen des Künftigen in Aengſten ſtand. Dem ſchwächeren Geſchlecht, welches ſich in den mit Palliſaden umgebenen Hof unſers Hauſes flüchtete, würden wir zween unbewaffnete Prieſter, wider die Wilden, wenn dieſe ſogleich hätten ſtürmen wollen, wenig geholfen haben. Denn der P. Navalon, welcher zwo Flinten aber eben nicht von den Trefflichſten in ſeinem Zimmer verſperret hatte, war kurz vorher in die nahen Felder recognoſciren ausgeritten, wiewohl er auf die Nachricht von der obwaltenden Gefahr ſogleich nach Haus eilte. Da die meiſten Abiponer wenige Tage vorher entweder aus Furcht vor dem feindlichen Angriff, oder weil ſie nichts davon wußten, wilde Pferde zu jagen ausgezogen waren, ſo blieben nicht mehr als etliche und achtzig zu Hauſe. Dieſe ſangen und tranken mit ihrem Caciquen Ychamenraikin, und waren, während daß Debayakaikin in der Meyerey herumwütete, frohen Muths. So bald ſie die Nähe des Feindes erfuhren, ſchwärzten ſich ſogleich alle ihre Geſichter, griffen nach ihren Lanzen, und ſprengten, wiewohl betrunken, in vollem Carriere, und unter dem fürchterlichen Klang ihrer Kriegspfeifen nach dem Ufer des Fluſſes hin, keineswegs in der Abſicht den Feind anzugreifen, ſondern ihn nur vom Überſetzen des Fluſſes abzuhalten. Durch dieſe Maaßregel bewieſen ſie, daß es ihnen vielleicht an Muth aber keineswegs an Verſtand gefehlet habe, weil wenige einem Treffen mit vielen auswichen, die ſie nicht zu überwinden hoffen konnten, indem ſie von der übergroſſen Menge ſtets übermannet geweſen wären. Durch eine langwierige Kriegserfahrenheit belehret, hielt Debayakaikin für zu gefährlich, auf das andere vom Feinde beſetzte Ufer hinüber, und den Ausſchlag ſeiner ganzen Unternehmung auf das

Spiel zu setzen. Es wurde also durch Herolde und mit
wechselseitigem Einverständniß festgesetzt, daß man den
Kampf bis auf Morgen verschieben müsse, weil die Son-
ne bereits untergieng und der Tag sich zu seinem Ende
neigte.

Bei dem Anbruche der Nacht kehrten unsere Helden
wieder in den Flecken zurück, und schliefen in ihren Hüt-
ten den Rausch aus. Weil sie der Zusage des Feindes nicht
sehr traueten, schickten sie überall hin Patrouillen zu Pfer-
de, die durch ihr immerwährendes Kriegshörner- und
Pfeifengebrülle ihre Wachsamkeit beweisen, und wenn sich
vom Feinde etwas regte, alsogleich es anzeigen sollten.
Mit diesem Kriegslärm der Wilden wechselten die Don-
nerschläge eines fürchterlichen Ungewitters ab, welches un-
ter einem entsetzlichen Gekrache, unter Blitzen, Sturm
und Regengüßen die ganze Nacht hindurch währete. Die
Mütter hatten selbe sammt ihren Kindern aus Furcht vor
dem Anrücken des Feindes in unserem Hof zugebracht, wo-
hin das wegströmmende Wasser freyen Zugang hatte, also
zwar, daß ich bei dem Licht, das die Blitze auseinander-
streueten, so viele Frösche als Menschen in einem See
zu erblicken glaubte. In meinem Hause verwahrten sie ihre
Häfen, Kürbisse, Kannen, und übriges Gepäcke, damit
es dem Feind nicht in die Hände fiel. Unter diesem Troß
der alten Weiber, worunter auch die Schädeln der von
ihnen vormals erschlagenen Spanier befindlich waren, wan-
delte mich eine gewisse Scheue und Düsternheit an. In
dem Zimmer konnte ich nirgends sicher auftretten, mit so
vielem alten und stinkenden Trödelkram hatten es die Wil-
den angefüllet. An den Schlaf dachte ich nicht einmal,
weil mich die Erwartung des Ausgangs des Treffens, das
abgeredtermassen itzt bald anheben sollte, in die äußerste
Unruhe versetzte. Ich erinnere mich nicht, daß ich in
Amerika eine in allen Rücksichten stürmischere Nacht zu-
gebracht

gebracht hätte. Ich klagte immer über das Zaudern der Sonne. Gegen die Morgendämmerung, nachdem das Ungewitter vorbei war, und es nur noch von weitem mehr blitzte, kroch ich in den Hof hinaus, um bei dem noch halb nächtlichen Dunkel zu sehen, was vorgieng. Hier sah ich nun, wie sich die Abiponer theils ganz nackt und theils bepanzert an dem Ende des Fleckens versammelten, weil ihnen dieser Standort zum Treffen der bequemste schien. Die Schlachtordnung richtete Ychamenraikin also ein: nämlich die Lanzenträger stellte er auf beide Flügeln, in die Mitte aber die Pfeilschützen: alle waren zu Fuß. Außerdem gab er einer Rotte Reiter, die unter den Befehlen des Ychohake, eines Bruders des Ychoalay, standen, den Auftrag, auf die Wege, die Bewegungen der Feinde, und alles, was vorgieng, ein wachsames Auge zu halten, und von ihren Entdeckungen sogleich Bericht zu erstatten. Es war mir eine wahre Freude diese amerikanischen Kriegshelden, die kein Europäer ohne Lachen ansehen kann, in der Nähe zu betrachten. Ich durchgieng alle Reihen und Glieder, und zählte sie: denn da sie selbst nicht zählen können, wollen sie immer von dem Pater gezählet werden: wobei sie ihn stets fragen: Sind unser viele. Bis um neun Uhr Vormittags blieb die ganze Mannschaft in Schlachtordnung, da denn die ausgeschickten Kundschafter mit der Nachricht zurück kamen, daß sie vom Feinde außer seinen nachgelassenen Spuren nichts mehr entdecken könnten. Nachdem man nicht mehr hoffen, oder besser zu sorgen, fürchten durfte, mit dem Feinde handgemein zu werden, giengen alle wieder nach Haus, und verließen glücklich den Wahlplatz ohne einen Tropfen Blut vergossen zu haben. Wer soll sich nun des Lachens enthalten, wenn er hört, daß so grosse Anstalten und Drohungen auf ein Nichts hinausliefen? Allein dieß ist bei dem Abiponern weder ungewöhnlich noch selten. Wie oft sahen wir nicht



bei ihnen Berge kreuschen und ein lächerliches Mäuschen zum Vorschein kommen. Sie drohen niemals mehr, als wenn sie sich fürchten. Debayakaikin benützte die erwähnte Nacht seine Flucht zu beschleunigen, wiewohl er mit den andern auf den folgenden Tag das Treffen verabredet hatte. Er glaubte auch ohne Kampf gesieget zu haben, weil seine Leute den Spanier erschlagen, und dessen Gehilfen gefangen hatten, und er mit ungefehr zweytausend feindlichen Pferden zurück kehrte. Die Ochsen, die er auch anfangs erbeutet hatte, wurden bei der Nacht wegen des furchtbaren Ungewitters scheu, und liefen ihrer bekannten Weide zu. Nach Entweichung der Fe nde brachte man aus der Meyerey den Leichnam des Spaniers, der überall mit so vielen Stichen durchbohret war, daß ihm die Eingeweide heraushiengen, und der ganze blutige Körper wegen seiner vielen Wunden kaum mehr eine menschliche G stalt verrieth. In eben der Ochsenhaut, auf welcher er mich vor zween Tagen über den Fluß Ychimaye gezogen hatte, wurde nun sein Leichnam gebracht, und nach christlichem Gebrauch zur Erde bestattet.

---

# Siebenzehentes Hauptstück.

## Von anderen Zügen, die Ychoalay wider den Oaherkaikin und die übrigen Abiponer von dem Volksstamme der Nakaiketergehes unternommen hatte.

Als Ychoalay von Santa Fè zu Hause anlangte, ergrimmte er heftig, als er hörte, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war. Uiber seine Leute war er gar sehr erbittert, daß sie sich bei der Annäherung des Feindes so schläfrig, und in Zurücktreibung desselben so feige bewiesen hätten. Wenn er zugegen gewesen wäre, hätte er gewiß den Anmarsch der Feinde mit mehr Wachsamkeit auskundschaftet, damit sie ihn nicht unversehends überfallen hätten; bei ihrer Ankunft aber mit Wenigen über den Fluß gesetzt, und sie mit aller Wuth angegriffen, damit sie nicht nach Ermordnng des Spaniers, und nach der Plünderung der Meyerey mit ihrer Beute und ohne Verlust ungestrafft entkommen wären. Dieß alles ist sehr wahrscheinlich; allein man hätte auch befürchten müssen, daß Ychoalay der Uibermacht der Wilden unterlegen wäre, und sein Untergang auch den Untergang der neu angelegten Kolonie nach sich gezogen hätte. Zwanzig Tage mußte ich daselbst verweilen, weil ich keine Möglichkeit finden konnte, wieder nach dem Flecken Conception zurückzukehren. Denn alle Wege und Stege waren von

den ausgetrettenen Flüßen überschwemmt und von den Feinden besetzt, so, daß an keine Reise zu denken war. Ausserdem mangelte es mir auch an einem Pferd, auf welches ich mich hätte verlassen können; denn das, auf dem ich angekommen war, hatten die Feinde mit den andern weggetrieben. Endlich verkaufte mir ein Abiponer einen sehr schönen Paßgänger, der in Europa wohl hundert Gulden gegolten hätte. Das Entgeld bestand in einem Taschenmesser, das ich in Oberösterreich einst um acht Groschen gekauft hatte. Ychoalay begleitete mich aus einer besondern Ergebenheit, die er gegen uns hegte, mit vierzehn seiner Abiponer bis in meine Kolonie, weil sich wenige durch diese Gegenden nicht wagen durften. Das ganze Feld schwamm in Wasser. Zween Flüsse, welche sich wegen ihrer Ergießung auf eine fürchterliche Weite ausgebreitet hatten, und einen grossen See mußten wir auf einer Ochsenhaut, und die Abiponer schwimmend übersetzen. Die morastigen Oerter und die tiefen unter dem Wasser verborgenen Gruben machten uns mehr zu schaffen. Allein der Scharfsinn des Ychoalay half uns alle Schwierigkeiten überwinden, und wir langten den 19. Jenner nämlich am S. Canutustage glücklich zu Haus an.

Den Schaden, den Debayakaikin dem Flecken zugefüget hatte, gieng dem Ychoalay stets im Kopf herum, und da er denselben nicht vergessen konnte, beschloß er einen neuen Zug wider ihn. Er begab sich daher eilends nach Santa Fè und foderte von dem Unterstatthalter Soldaten, die diese Unternehmung mitmachen sollten, deren er dreyssig erhielt, hauptsächlich darum, weil der Unterstatthalter den an dem Spanier verübten Mord auch durch die Waffen der Spanier rächen lassen wollte. Allein die zu der Unternehmung abgeschickten Soldaten bekümmerten sich wenig um die Absicht des Unterstatthalters und wollten zu S. Hieronymus als Besatzung zurückbleiben, während

daß Ychoalay mit seinen Abiponern dem Feinde entgegenzöge. Da aber derselbe aus allen Kräften bewies, daß die Weiber der Abiponer in Abwesenheit ihrer Männer keine spanische Besatzung brauchten, und diese es schlechterdings nicht leiden wollten, so tratten sie endlich mit den übrigen Abiponern die Reise an. Leider war diese sehr kurz; weil die Wege durch das Austretten so vieler Flüße ganz ungangbar geworden waren, indem sich ihr Gewässer über das ganze Feld ausbreitete, so, daß man nirgends einen Fleck entdeckte, wo die Reiter sich hätten niederlegen oder ihre Pferde weiden können. Da man keine Hoffnung hatte weiter vorwärts zu kommen, so war man genöthiget in den Flecken wieder zurückzukehren. Der ganze mit so vielem Lärm unternommene Zug war also ohne irgend einen Erfolg in dreyen Tagen geendiget. Ychoalay, der sonst mit seiner beinahe eisernen Komplexion alles mögliche Ungemach der Reise ohne Nachtheil für seine Gesundheit ertrug, kam dasmal mit einem hitzigen Fieber und einer Art Blattern, welche die Spanier die thörichten (Las viruelas bobas) heißen, behaftet zurück. Aber kaum war er von der Krankheit wieder hergestellt, als er sich mit einer kleinen Schaare der Seinigen wider den Oaherkaikin, den Urheber des Krieges, aufmachte, aber von diesem in einem blutigen Scharmützel mit zweenen Pfeilen verwundet wurde. Der eine gieng ihm durch den Arm; der zweyte hingegen steckte ihm tief in dem Hinterhauptbein, an welches das Genück angefüget ist. Beim Herausnehmen gieng die beinerne Spitze in Trümmer, und blieb in dem gedachten Beine zurück, so, daß man sie nirgends anfassen und herausziehen konnte. Das daraus entstandene Geschwür und die Geschwulst vergrösserten von Tag zu Tag nicht nur den Schmerz, sondern auch die Gefahr, wiewohl der Leidende weder die Empfindung des ersteren, noch eine Furcht vor der letzteren verrieth, damit die Meinung von seinem

Helden=

Heldenmuth, dessen Verlust ihnen schmerzlicher fällt, als der Verlust des Lebens, nichts dabei litte. Doch riethen die Patres dem Verwundeten, da sie ihm nicht helfen konnten, sich nach Santa Fè zu einem Arzt zu begeben. Er folgte ihren Rath. Glücklicher Weise war damals in gedachter Stadt ein Franziskaner Laybruder aus Portugall, der durchgängig als ein grosser Wundarzt gerühmet wurde. Durch dieses Mannes Geschicklichkeit wurde nun Ychoalay in dem Hause eines vornehmen Spaniers glücklich wieder hergestellet. Alle Anwesende bewunderten, wie ich oben gesagt habe, nicht blos die Kunst des Arztes, sondern auch die Heiterkeit und das Stillschweigen des Indianers während der Operation, die jener mit einer kleinen Zange und eine Lanzette an ihm verrichtete.

Die erhaltenen wiewohl itzt schon geheilten Wunden ließen den Ychoalay nicht ruhen, sondern eiferten ihn zu einer neuen Unternehmung wider den Oaherkaikin an. Dasmal folgten ihm nicht nur alle Abiponer aus S. Hieronymus und Conception, sondern auch die christlichen Mokobier häufig in den Krieg nach. Man erreichte glücklich die Wohnplätze der Feinde, und bekämpfte sie lange heftig. Selbst Debayakaikin wurde, ungeachtet er sich auf dem Wahlplatz herzhaft wehrete, mit einer Lanze an der Seite gefährlich gestochen, und Ychoalay wollte ihm schon den Rest geben, als sich noch ein anderer wie eine Vormauer vor ihm hinstellte und sein Leben rettete. Auf beiden Seiten wurden nicht wenige verwundet. Von den christlichen Mokobiern trugen viele, weil sie nach ihrer Gewohnheit den Feinden näher auf den Leib giengen, den größten Ruhm, aber auch häufige Wunden aus dem Treffen davon. Uibrigens ob man gleich auf beiden Seiten zwar hartnäckig aber doch mit gleichem Glücke gefochten hatte, und der Sieg unentschieden blieb, so ertatterte dennoch Debayakaikin ob

seiner

seiner Wunde und dem Grimm derer, die ihm selbe versetzet hatten, dergestalt, daß er mit dem Ychoalay nichts weiter mehr zu thun haben wollte. Er sah sich daher um alle Mittel und Wege um, wie er der gefährlichen Nothwendigkeit sich mit jenem in ein Treffen einzulassen entgehen könnte. Auch war ihm die Nachbarschaft der nördlichen Mokobier verdächtig, seitdem sie seinen Mitcaciquen Kaapetraikin sammt seinen zweenen Söhnen und anderen dreyen Abiponern, als sie auf dem Felde übernachteten, aus einem Hinterhalt meineidig ermordet hatten. Um sich also in Sicherheit zu setzen, zog er sich mit allen seinen Leuten in die Kolonie S. Ferdinand, den Sitz der Abiponer aus dem Volksstamme der Yaaukanigas, auf deren Freundschaft er nicht weniger als auf den Beistand der Spanier von Corrientes so ein Vertrauen setzte, daß er sich in der Kolonie wie in einem Hafen sicher glaubte. Dieser Flucht wegen änderten ihm die Abiponer seinen Namen, und nannten ihn Leënkin, welches einen Furchtsamen bedeutet. Allein er machte dadurch das Uibel ärger.

Denn weil Ychoalay diese Vereinigung des Debayakaikin mit den Yaaukanigas weder für eine Wirkung seiner friedfertigen Gesinnungen ansah, noch für seinen Flecken sehr zuträglich fand, so erschien er bald darauf mit einem grossen Haufen Abiponer und christlicher Mokobier, und foderte seinen Todtfeind Debayakaikin zu einem Gefecht heraus. Allein die Väter des Fleckens hinderten sie mit vieler Sorgfalt handgemein zu werden. Indessen riefen jene aus der nahen Stadt Corrientes den Unterstatthalter, Nikolaus Patron, herbei, welcher ungeachtet er mit einem zahlreichen Trupp anlangte, dennoch lieber die Vermittlung des Friedens auf sich nahm, als einer der streitenden Partheyen beitretten wollte. Seine Absicht gelang ihm nach Wunsch: und der Frieden wur-

de unter folgenden Bedingungen, welche Ychoalay dem Debayakaikin vorschrieb, geschlossen:

Debayakaikin sollte sogleich die drey Lanzen, die ihn von der Parthey des Ychoalay im ersten Treffen in die Hände gefallen waren, wie auch die Gefangenen, die er aus der Meyerey von S. Hieronymus mit sich fortgeführet hatte, zurück stellen. Den Kolonien der Spanier und ihrer Bundesgenossen, den Indianern sollte er hinführ nichts mehr zu Leid thun. In diesem Flecken S. Ferdinand sollte er sich sammt seinen Leuten ruhig und friedlich verhalten. Sollte er von da anders wohin ziehen, so wisse er, daß man sogleich die Waffen wider ihn ergreifen, und der Krieg von Neuem angehen würde. In seiner mißlichen Lage willigte Debayakaikin gern in alle diese Bedingungen; aber kaum hatte sich in ihm die Furcht geleget, als er sich nach Willkühr darüber hinwegsetzte. Von den mitternächtlichen Mokobiern wurde er gleichfalls wegen verschiedener Beschwerden, die sie wider ihn führten, im Flecken selbst etlichemale angegriffen, und fast aller seiner Pferde beraubt. Seine Leute hatten zwar ihren Wohnplatz, aber nicht ihre Sitten geändert, indem sie noch immer heimlich unter den Spaniern raubten und mordeten. Debayakaikin sah vor, daß Ychoalay dieses erfahren, und nicht ungeahndet lassen würde. Da er also von Norden her die ihm aufsätzigen Mokobier, von Süden her aber den Ychoalay und seine Bundesgenossen täglich zu fürchten hatte, wanderte er mit seiner Horde in den entfernteren und S. Jakob näher gelegenen Flecken Conception. Ungeachtet nun dieser Schritt den Friedensbedingungen schnurstracks zuwider lief, so machten dennoch die Rükabes nichts daraus, bis sie endlich neue Unbilden, wie ein Loosungszeichen, von neuem in den Harnisch jagten, und die Streitbegierde wieder in ihnen entflammten.

Als

Als einst etliche Abiponer von einer Pferdjagd nach S. Hieronymus zurückkehrten, wurden sie von den Leuten des Debayakaikin, denen sie begegnet waren, mit Riemen geschlagen und einiger Pferde beraubt. Hierüber beschwerten sie sich bei ihrem Cacique Ychamenraikin; außerdem berichteten sie auch, daß sie einen ziemlich volkreichen Wohnplatz der Nakaigetergehes auf dem zwischen Santa Fè und S. Jakob gelegenen Felde angetroffen hätten. Sogleich that der Cacique den Ausspruch, daß dieser Aufenthalt für die hin- und herreisenden Spanier gefährlich und den Friedensbedingnissen zuwider sey: und daß er des andern Tags wider diese feindlichen Abiponer zu Felde ziehen würde. Zu diesem Zuge lud er auch den Ychoalay mit seiner Horde, und die christlichen Mokobier ein. In wenig Stunden rotteten sich bei dreyhundert Mann zusammen. Die Rachbegierde spornte sie dazu an. Nach einer Reise von wenigen Tagen entdeckten sie den feindlichen Wohnplatz, griffen aber selben nicht an; sondern schickten erst, um sich nicht wider die Gesetze der Menschlichkeit zu verstoßen, zween Herolden, nämlich den Hapaleolin und Antioaikin voraus, den Feinden freundschaftlich den Antrag zu thun, daß diese ihnen die mit Unrecht abgenommenen Pferde wieder zurück stellen, und wegen der zugefügten Unbild Abbitte thun sollten: widrigenfalls würde man zur Stunde mit aller Strenge gegen sie verfahren. Allein ihr Kriegsruhm war ihnen lieber, als das Leben: darum wollen sie lieber sterben, als fliehen. Ein Geklirre von Kriegspfeifen, wodurch zwanzig dreyhundert zum Treffen aufforderten, erhielten jene zur Antwort. Nun kam es von den Worten zu den Waffen. Kurz man fieng an handgemein zu werden. Ychamenraikin, ihr Anführer, und der erste in der Schlachtordnung ward durch den ersten Pfeil, den die Feinde auf die Rükahes abgeschossen hatten, am linken Auge getroffen, und fiel den Augenblick entseelt nieder. Die

Spitze

Spitze des Pfeiles war weder von Bein noch hackicht, sondern hölzern, rund und von der Art, als man auf die Vögel abzuschießen pflegt. Vermuthlich muß ein Haupttheil des Kopfes dadurch verletzt worden seyn, weil der Tod so schnell darauf erfolgte. Es ist unglaublich, welch eine Wuth hierauf die Gemüther der Soldaten durchgängig ergriff. Auf! Brüder! schrieen sie alle, keiner von den Feinden soll mit dem Leben davon kommen. Mund und Faust stimmten bei ihnen überein; denn alle Lanzenträger stürmten auf einmal auf die Feinde zu. Dreyhundert würden also zwanzig ganz gewiß in die Pfanne gehauen haben, wenn sich diese jenen nicht wie eine Mauer mit einer unglaublichen Entschlossenheit entgegen gestellet hätten. Ihre Tapferkeit ersetzte ihre Anzahl. Keiner schien den Kampf eher als seine Tage geendiget zu haben. Auch mit Wunden überhäuft, brachen sie noch immer Lanzen, wechselten noch immer Pfeile, und wichen nicht einen Nagelbreit vom Schlachtfelde. Nachdem die berühmtesten und tapfersten unter den Feinden erlegt waren, schnitten ihnen die Uiberwinder die Köpfe ab, um sie als Siegeszeichen nach Haus zu bringen. Zween unter den Leichen Gelegene wurden für todt gehalten. Ein Mokobier schnitt also dem einen sein Ohrläppchen, und dem andern seinen Finger ab. Allein einige Monate darnach ließen sich beide gesund, wiewohl mit Narben und Maalen bezeichnet, in dem Flecken S. Ferdinand wieder sehen.

Nach dem Blutbade, das die durch den Tod des Caciquen Ychamenraikin erbitterten Mokobier unter den Männern angerichtet hatten, wüteten sie auch wider die Wehrlosen, die in den nahen Wald entflohen waren, und tödteten bei vierzig Weiber und Kinder. Viele führten sie gefangen mit sich fort. Wegen dieser wider die Unbewehrten ausgeübten Grausamkeit machten wir alle ihnen bittere Vorwürfe. Von unsern Abiponern und Mokobiern wur=

urden viele verwundet, aber außer dem Ychamenraikin lieb keiner auf dem Platz. Lapagrin, ein alter Bewohner der Kolonie S. Hieronymus und ein Mann von einem treff-chen Charakter, sah auf dem Schlachtfelde den Bruder ines Weibes unter den Feinden. Er lief also zu ihm in, um ihn von dem Tod zu erretten, und von seinem efährlichen Standort wegzureißen; allein sein Veter, Nachbar und Freund Hapaleolin sah ihn in seiner Ra-rey für einen Feind an, und stieß ihm die Lanze mit olcher Gewalt in die Seite, daß er ihm zwo Ribben zer-rach. Bei seiner Rückkunft in den Flecken sah ich die ungeheuere Wunde, und die entsetzliche Oeffnung in der Seite selbst. Dennoch genas der Verwundete wieder, und erhielt kurz darauf in der Taufe den Namen Paulus. Den Gebeinen des Ychamenraikin (denn das Fleisch wurde von denselben abgeschälet, und nach ihrem Brauch auf dem Felde begraben) erwies der ganze Flecken mit Thränen und den übrigen oben beschriebenen Leichencere-monien die letzte Ehre. Auch wir trauerten über seinen Hinschied, wie er auch verdiente, von dem Inneren un-serer Seele, schon aus dem Grunde, daß er seines viel-jährigen Aufenthalts im Flecken ungeachtet, noch als ein Ungläubiger seinen Geist aufgegeben hatte. Doch gab uns der Gedanke Trost, daß sich bei seinem Leben, außer einer Lebensgefahr kein Abiponer taufen ließ; nach sei-nem Tode hingegen fast alle die Taufe bereitwillig annah-men, also zwar, daß man seinen Hinschied als eine sicht-bare und der ganzen Kolonie sehr heilsame Wohlthat der Vorsicht ansehen konnte. Indessen muß ich auch gestehen, daß er uns die letzten Monate vor seinem Unfalle zu seiner Sinnesänderung grosse Hoffnung gemacht hatte. Denn er fand sich oft mit seinem Töchterchen, das er herzlich liebte, und immer bei der Hand führte, in der Kirche bei dem christlichen Unterricht ein, ließ selbes öfters in mei-nem Beiseyn das Kreuz machen, und fragte mich immer,

ob sie es recht machte. Der sechsjährige Sohn des Abi-
poners Raregr'agremar'achin wurde von einer Schlang-
in der rechten Hand gestochen, und weil das Gift durch
den Arm immer weiter bis zum Herzen um sich griff, in
die augenscheinlichste Gefahr des Todes versetzet. Der P.
Brigniel wollte ihn durch die Taufe mit dem Himmel
aussöhnen. Allein die Mutter behauptete, daß sie dieses
in Abwesenheit und ohne Vorwissen ihres Mannes nicht
gestatten könne. Brigniel gieng also stracks zu ihm hin
eben als er mit dem Ychamenr'aikin redete, und gab
ihm von der Gefahr seines Knäbchens und von seinem Vor-
haben Nachricht. Geh, sagte der Cacique, laß deinem
Kind den Kopf waschen. Du hast dabei nichts zu besor-
gen. Daß die Taufe den Tod bringe, wie wir vormals
glaubten, halte ich nun selbst für ein Märchen, nach-
dem ich vom Gegentheil so viele Erfahrungen habe. Der
Knab wurde also ohne Widerrede getaufet, und Agapi-
tus genennet, aber am Ende völlig wieder hergestellet.

---

Achte

# Achtzehntes Hauptstück.

## Von den neuentstandenen Kriegsunruhen, in welche der Flecken wegen des jüngsthin erfochtenen Sieges versetzet wurde.

Als Debayakaikin in dem Flecken Conception die blu-
ge Niederlage der Seinigen erfuhr, setzte er unaufhörlich
lles in Bewegung und drohete den Uiberwindern, näm-
ch den Rükahes, das Aeußerste an. Alle seine Leute
aren vor Betrübniß und Schmerz wegen der erlittenen
nbild ganz außer sich. Die trauerte um ihren Sohn,
ene um ihren Mann, dieser um seinen Bruder, oder um
in ermordetes oder gefangenes Weib. Den alten Kaë-
erlahachin ergriff dergestalt die Wuth, daß er ordent-
ich zu rasen anfieng; weil die Mokobier seine Mutter,
ine eisgraue Vetel und Vorsteherinn aller Schwarzkünstle-
innen erwürget, und seine zwo Schwestern nebst mehre-
en Enkeln in die Gefangenschaft weggeschleppet hatten.
Peeuávalkin, den die ganze Nation ihren Helden nann-
e, war über die Gefangennehmung seines Sohnes, ei-
es Jünglings, durch die Mokobier so aufgebracht, daß
r den Feinden täglich mit Mord und Tod drohete. Das
Leben des P. Joseph Sanchez, unter dessen Obsorge der
Flecken Conception stand, schwebte in der augenscheinlich-
ten Gefahr, weil sie behaupteten, daß die Spanier ohne
Unterschied für das von den Freunden der Spanier, den

Mokobiern und Abiponern, unter ihnen angerichtete Blu
bad büßen müßten. In der That hätten sich alle Na
kaiketergehes unverzüglich über die Flecken S. Hier
nymus und S. Xavier hergemcht, wenn nicht Franziskus Ba
reda dem rasenden Schwarme Einhalt gethan hätte. E
schickte aber auch den Landriel in seinem Namen in d
besagten zwo Kolonien, um von ihnen die Auslief
rung ihrer Gefangenen an die Ihrigen zu begehren. Ych
alay willigte alsogleich nicht aus Furcht vor den Drohu
gen der Wilden, sondern aus Achtung für den köni
lichen Unterstatthalter in sein Begehren; die Mokobi
hingegen weigerten sich ihre Gefangenen zu entlassen. Au
gebracht durch diese abschlägige Antwort, beschlossen die W
den ihnen das mit den Waffen abzuzwingen, was d
Spanier mit seinen Bitten von ihnen nicht erhalten kon
te. Wir zogen kurz darauf gewisse Nachricht ein, d
der Feind in wenigen Tagen bei uns seyn würde. In d
äußersten Angst begehrten wir von den Mokobiern Hilf
aber sie schlugen uns diese ab, aus dem Grunde, w
sie für die Sicherheit ihres eigenen Fleckens, der in k
ner geringeren Gefahr schwebte, sorgen müßten. Da w
also keine Unterstützung zu erwarten hatten, kehrte Ych
alay mit vieler Einsicht und Sorgfalt alle mögliche A
stalten zu unserer Vertheidigung vor. Alle Nächte wu
den eine Menge Wachen ausgestellet, und Kundschaf
rechts und links ausgesandt. Durch falsche Gerüchte v
der Annäherung des Feindes hintergangen, brachten w
Tag und Nacht schlaflos, und immer unter den Waf
zu. Weil Debayakaikin durch seine Kundschafter e
fahren hatte, daß wir ihn täglich erwarteten, beschloß
seine Unternehmung, damit sie ihm nicht fehlschlüge,
nige Wochen zu verschieben; und überfiel uns am End
da wir uns keines feindlichen Angriffs mehr versahen.

Die

Die Nacht nach dem h. Pfingsttage schlich er sich mit
inen Leuten unvermerkt in das neben dem Flecken gele-
ene Feld. Die ganze Zeit wandten sie dazu an, die
Pferde von der Weide zusammenzutreiben, und unser Vieh
nit Lanzen zu zerstechen. Der Mond, der eben dazumal
oll leuchtete, war den Räubern zu ihrem Vorhaben,
ie Weiden auszuspüren, und das Vieh überall hervorzu-
uchen, ungemein behilflich. Gegen den Anbruch des Ta-
ges erschienen, eben als ich Messe las, Pachiekè und Za-
vancha als Abgesandte des Debayakaikin, um die Ein-
oohner des Fleckens zu einem Treffen mit ihm aufzufodern.
Während daß der Platz von Kriegshörnern erschallte, ant-
vortete Ycholay im Namen der Uebrigen: Ihnen man-
gelte es nicht an Muth zum Kampfe, sondern an Pferden,
uf welchen sie auf den bestimmten Wahlplatz hinreiten
önnten. Da er ihnen nun selbe bei der Nacht wegge-
ommen hätte, so möchte er sich ihrer bedienen, und dem
Flecken nähern. Er (Ychoalay) erwarte ihn da-
elbst mit seinen Leuten. Sogleich liefen die Abiponer
on allen Seiten zusammen, und stellten sich in Schlacht-
rdnung, an deren Spitze Ychoalay zu Pferde erschien.
Ich gieng ihre Reihen einigemale auf und ab, zählte alle,
aber ich fand ihre Anzahl sehr geringe: so, daß wenn es
beim Siege blos auf die Menge, und nicht auch auf die
Tapferkeit ankäme, ich ihren gänzlichen Untergang für un-
vermeidlich gehalten hätte: so sehr waren ihnen die Feinde an
der Zahl überlegen. Folgendes darf ich mit Stillschwei-
gen nicht übergehen. Ehe Ychoalay seinen Platz neben
den übrigen in der Schlachtordnung einnahm, wetzte er
ein Lanzeneisen in unserem Hof fleißig mit einem Wetzstein,
und schmierte es mit Unschlitt, damit selbes desto leichter
und tiefer in das Fleisch hineingienge. Während, daß
er sich damit beschäftigte, sprach ich ihm freundschäftlich
von der Begierdtaufe vor; denn da ich wußte, daß Aller
Bögen auf ihn gerichtet wären, so wollte ich sein See-

 lenheil

lenheil so gut als möglich in Sicherheit setzen. Allein ich predigte einem Tauben vor, so wenig achtete oder hörte er auf mich, und so sehr war sein Geist von den Sorgen des Krieges eingenommen. Bei solchen Zurüstunge zum Gefechte werden meine Leser wohl nichts anders al schaudervolle Blutvergießungen erwarten. Indeß blieb e beim blossen Lärmen: und der Tag verstrich unblutig.

Denn da die Unsrigen den Anfall der Feinde auf den Schlachtfelde alle Augenblicke erwarteten, ließ endlic Debayakaikin durch einen Herolden zurück antworten Er fände es nicht für zuträglich im Angesicht des Flecken zu fechten; weil er nicht zweifelte, daß es daselbst an Flinten (wir hatten deren nur zwo) nicht gebreche Die Feuergewehre machten ihm, wiewohl ohne alle Ur sache, so sehr Angst, daß er sich, ohne weiter etwas z unternehmen, zurück zog. Der einzige Vortheil, den e über uns erhalten hatte, bestand in den weggetriebene Pferden, und in diesen, und den niedergestochenen Ochse der einzige Schaden, den er uns gethan hatte. Nach dem sich dieser Sturm geleget hatte, folgte auf den Aben ein noch weit furchtbareres Ungewitter, weil es so unve muthet ausbrach. Als ich mit dem P. Brigniel in eine Gespräch begriffen war, unterbrach uns auf einmal Ycho alay. Hört, ihr Patres, sagte er zu uns mit gerunze ter Stirne, was er sonst nie zu thun pflegte. Unsere Leu te sind ohne Ausnahme dieser Kolonie und der Freund schaft mit den Spaniern überdrüßig, und schicken sich zu Abfall an. Auch kann ich ihnen nicht unrecht geben Um der Spanier Willen haben wir mit unseren Lande leuten und Blutsverwandten einen Krieg angehoben, un führen selben mit abwechselndem Glücke bis auf diese Stu de fort. Sie sind unsere Feinde, seitdem wir uns Freu de der Spanier nennen, und diese wider Debayakaikin Oaherkaikin und ihre Anhänger so eifrig vertheidige Sie haben uns so viele Schaaren Pferde weggetrieben, un

mit

mit Wunden überhäuft, von unseren Leuten so viele erschlagen. Das wissen die Spanier, und sehen uns ruhig zu, ohne daß sie uns jemals ernstlich beizustehen dächten, wie sie sich doch als Bundesgenossen gegen uns anheischig gemacht hatten. Das ist wahr, wir können die Spanier nicht mehr unsere Feinde heißen, aber auch nicht unsere Freunde, es wäre denn, daß wir die Freundschaft in blossen Worten und Verheißungen bestehen liesen. Seht! das ist die Ursache, warum meine Leute euch abgeneigt geworden sind, und die Flucht ergreifen wollen. Als ein alter Freund, der euch immer zugethan war, rathe ich euch, unverzüglich an den königlichen Unterstatthalter zu schreiben. Ich werde euch einen Abiponer geben, der mit dem Briefe unmittelbar nach der Stadt reiten wird. Ihr müßt von ihm Soldaten begehren, die euch sobald als es möglich ist, nach dem Gebiete der Spanier bringen, ehe noch die Indianer in ihrem Grimme wegen des Verlustes, den sie heut an ihren Pferden erlitten haben, auf den Gedanken verfallen, euch das Leben zu nehmen. Denn ich bin nicht mehr im Stande euch zu retten. Treffet nur bald die nöthigen Anstalten zu euerer Sicherheit, so lang es noch Zeit ist. Dieß sagte er zuerst auf abiponisch; nachmals aber wiederholte er alles Wort für Wort auf spanisch. Zuletzt fragte er uns, ob wir ihn auch völlig verstanden hätten. In meinem Leben habe ich dich nie deutlicher reden gehöret, antwortete Briguiel. Wir versprachen ihm beide seinem Rath zu folgen. Uibrigens, setzten wir hinzu, sollte er nicht zweifeln, daß der Unterstatthalter, sobald er unseren Bericht läse, nicht unterlassen würde, den Abiponern beizuspringen und ihnen ihren Verlust erträglicher zu machen. Daß es Ychoalay mit uns aufrichtig gemeint habe, verrieth uns der trotzige und wilde Blick der Abiponer, in welchem wir ihren Schmerz über den Verlust so vieler Pferde, und

 ihre

ihre Erbitterung über die Spanier deutlich lasen. Wi
schrieben noch dieselbe Nacht an den Unterstatthalter un
schilderten ihm die Gefahr, worinn wir und auch di
Spanier schwebten: allein Ychoalay hatte Mühe eine
Abiponer zu finden, der den Brief nach der 70 Meile
von uns entlegenen Stadt Santa Fè bei der damal
schon lang anhaltenden stürmischen Witterung brachte
denn da alle Wege im Wasser schwammen, so war au
denselben fast gar nicht fortzukommen. Indessen bis wi
den Entschluß des Unterstatthalters in Erfahrung
brachten, stand zu befürchten, daß die ergrimmten In-
dianer die Kolonie, ohne erst die Rückantwort abzu-
warten, verließen, uns erwürgten, und wieder ih
voriges Räuberhandwerk ergriffen. Allein, eben da e
mit uns auf das Äußerste gediehen war, erfolgte plötz-
lich auf den Sturm eine Windstille. Jedermann wa
damals überzeugt, daß uns die allweise und gütig
Vorsicht auf eine besondere Weise beschirmet hat. Die
Fügungen, die sie zu unserem Besten traff, werden aus
folgenden Ereignissen deutlich hervorleuchten.

---

Neun-

# Neunzehntes Hauptstück.

## Ychoalay nimmt in Vereinigung mit den Spaniern eine Schaare feindlicher Abiponer gefangen: auch kämpfet er mit dem Oaherkaikin glücklich.

Die Charruas, eine wilde und berittene Nation, übten an dem östlichen Ufer der Parana die Strassenräuberey aus. Sie wurden daher wegen ihrer vielen Todtschläge und Friedensbrüche von den Truppen von Santa Fè größtentheils gefangen, aus ihrem Vaterland weg und in die eigends für sie erbaute Kolonie im Felde Cajastà gebracht, wo sie ein Franziskaner in der Religion unterrichtete. Waffen und Pferde wurden ihnen weggenommen; auch bewachte sie eine spanische Besatzung eine Zeitlang wie Gefangene, bis sie ihre Wildheit ablegten. Statt des Rindfleisches, womit wir die Einwohner in allen unseren Kolonien nährten, gab man den Charruas Pferdfleisch zu essen: denn in der nahen Ebene irren viele tausend wilde Pferde, die niemand gehören, herum. Die Soldaten fiengen derer täglich so viele, als sie die Wilden zu sättigen nöthig hatten. Diese träge Nation verlegte sich endlich, als sie der Hunger quälte, von selbst auf den Ackerbau. Allein die bei dem Flecken gelegenen Felder waren größtentheils so morastig, daß man kaum einen Platz fand, worauf man mit einigem Erfolg hätte etwas anbauen können. Außerdem schien

auch die Anhöhe, auf welcher sie ihre Hütten errichtet hatten, für die Menge der Einwohner zu klein. Aus diesen Gründen schickte der Pfarrer einige Charruas aus, daß sie sich etwas weit weg um eine für ihre Kolonie bequemer gelegene Gegend umsehen möchten. Als sie wieder zu Haus anlangten, erzählten sie, daß sie einen ziemlich volkreichen Wohnplatz herumschweifender Abiponer bei dem weißen See (La Laguna blanca) angetroffen hätten. Man gab hievon sogleich dem Unterstatthalter von Santa Fè Nachricht, welcher der Meinung war, daß man den feindlichen Abiponern in einer Gegend, die ihnen zu Streifereyen in die spanische Kolonien so bequem gelegen wäre, keinen Aufenthalt gestatten könne. Um sie also daraus zu vertreiben, ließ er ein Geschwader Reiter aufsitzen, und äußerte in einem Briefe, den er an uns erließ, den Wunsch, daß Ychoalay mit seinen Leuten, und die Mokobier dazu stossen möchten.

Das Schreiben des Unterstatthalters brachten uns drey christliche Mokobier, eben als wir unser Mittagmahl einnahmen. Wie ein Glücksgestirn zerstreute dasselbe den düstern Gram der Gemüther. Ychoalay legte selbst seinen Unmuth und Groll ab, und machte noch denselben Abend in zuversichtlicher Erwartung eines glücklichen Erfolges und voll Freuden über die ihm zugegebenen Spanier, alle Anstalten zur Abreise. Den andern Tag begab er sich, kaum als die Sonne aufgieng, mit einer zahlreichen Schaare auf den Weg. Unter diesen war kein einziger, der nicht freudig seinem Führer gefolgt wäre, oder sich über einen Mangel an Pferden beschweret hätte; denn ungeachtet die Feinde jüngst eine Menge mit sich fortgetrieben hatten, so entgiengen doch noch sehr viele, die auf abgelegenen Wiesen weideten, ihren Augen und Händen. Es ist nämlich eine alte und weise Vorsicht der Abiponer, daß sie nie ihre Pferde auf einem Orte

bei=

beisammen weiden lassen, damit, wenn die einen zu Grunde gehen, die anderen übrig bleiben. Von Wäldern umgebene Felder, zu denen man irgend eines Flußes wegen nicht leicht gelangen kann; Inseln und verborgene Gestadekrümmungen geben ganzen Schaaren Pferden nicht blos Weide sondern auch einen Sicherheits- und Zufluchtsort ab. Allein wir wollen dem Ychoalay zu Pferde folgen. Er erreichte bald das von dem Unterstatthalter bestimmte Feld und fand daselbst abgeredtermassen die spanischen Reiter, aber hungrig und zu Fuß; weil ihnen bei der Nacht Pferde und Ochsen entlaufen waren. Beide half ihnen vorzüglich Ychoalay wieder finden. Nun eilten die Heerschaaren mit einander dem Ufer des weißen Sees zu: die Charruas waren ihre Wegweiser. Indessen hatten die wilden Abiponer ihre Wohnplätze verlassen. Wo sie sich hingezogen hatten, war nicht leicht zu errathen. Weil man den Ychoalay schon lange als einen der scharfsichtigsten Ausspürer kannte, gaben ihm die Spanier den Auftrag, den Aufenthalt der Flüchtlinge auszuforschen. Nachdem er alles rein untersucht hatte, entdeckte man zuletzt die Wohnplätze der Wilden und umringte dieselbe dergestalt, daß, da ihnen die Hoffnung zur Flucht oder zum Siege gänzlich benommen war, sie sich alle ergaben: worauf sie entwaffnet und samt ihren Weibern und Kindern wie Gefangene nach S. Hieronymus gebracht wurden. Der spanische Kapitän schrieb uns einen sehr verbindlichen Brief, worinn er uns aufrichtig gesteht, daß er den glücklichen und rühmlichen Erfolg seiner Unternehmung blos den Anstalten und Scharfsinne unserer Abiponer und hauptsächlich des Ychoalay schuldig wäre. Dieser ganze Sieg kostete, welches bewundert zu werden verdient, keinen Tropfen Blut, außer daß ein Spanier, da er hart neben dem Walde ritt, von einem darinn verborgenen Abiponer mit einem Pfeile leicht verwundet wurde.

So

So sehr der glückliche Ausschlag der Unternehmung den Muth unserer Leute aufrichtete, so sehr ergrimmten die Nakaiketergehes darüber, also zwar, daß der Sieg weniger die Wiederherstellung des Friedens zu beschleunigen, als die Feinde zur Fortsetzung des Krieges neuerdings zu reizen schien. Besonders konnten sie nie verdauen, daß die Spanier die verderblichsten drey unter den Gefangenen nämlich den Zapancha, Pachiekè (beide stammten aus der Familie der Caciquen ab) und den Schwager des Caciquen Alaikin (ich erinnere mich noch wohl an sein Gesicht, aber nicht mehr an seinen Namen) auf Anrathen und Betreiben des Ychoalay in die Veste nach Montevideo, welche auf der anderen Seite des Silberflußes liegt, brachten, und daselbst in Fesseln gefangen hielten. Die Nakaiketergehes ergriffen daher mit äußerster Begier jede Gelegenheit sich zu rächen, die ihnen Zeit und Ort an die Hand gab. Um alles übrige zu übergehen, so wurden sieben Einwohner von S. Hieronymus, worunter aber blos zween Männer waren, wenige Monathe hernach auf der Reise aus einem Hinterhalte von den Leuten des Oaherkaikin erschlagen. Diese Grausamkeit glaubte Ychoalay nicht ungerächet lassen zu müßen, und führte daher hundert fünf und zwanzig Rükahes wider den Oaherkaikin in das Feld, dessen Wohnplatz nordwärts von dem Flecken vierzig Meilen weit weglag. Die meisten von diesen ließen sich auf das Zureden ihres Führers, taufen, ohne daß er aber seiner Untergebenen Beispiel befolgte.

Zu der Zeit war ich schon in dem Flecken S. Ferdinand, wo der Zug vorbeigieng. Diese Unternehmung machte mir nicht wenig zu schaffen, weil ich besorgen mußte, daß unsere Yaaukanigas, denen Ychoalay lange schon verhaßt war, auf die Seite des Oaherkaikin tretten

und den Flecken auch in den Zwist hineinziehen möchten. Den Tag vorher, ehe Ychoalay mit seinem Haufen einzog, kam sein Kundschafter, den er die Wege und Schlupfwinkel der Feinde auszuspüren vorausgeschicket hatte, gleich nach dem Anbruch der Nacht zu mir. Nach einer Stunde folgte der zweyte, und kurz darauf der dritte. Einer sagte dem andern, was er heut entdecket hätte, und was sie noch erforschen müßten. Die zween letzteren kehrten noch bei eitler Nacht zum Ychoalay zurück, um ihm alles, was sie gesehen und gehöret hatten, zu hinterbringen. Der erste aber (er hieß Rochus Chiruilin) brachte die Nacht in meinem Hause zu. Des anderen Tages glaubte er, weil es Sonntag war, die Messe nicht verabsäumen zu müßen, ungeachtet er als Kundschafter vorausgesendet war. Indessen bewunderte ich dennoch den Andachtseifer des Wilden, der sich erst seit wenigen Tagen zum Christenthum bekannte. Auch der Gedanke stieg selbe Nacht einigemale in mir auf, daß die europäischen Generale sich den Sieg ungemein erleichtern würden, wenn sie sich eben so fleißiger Kundschafter und eben so häufig wie die Wilden bedienten, als welche Tag und Nacht auf alles sorgfältig Acht haben, was feindlicher Seits vorgeht. Eben so wenig zweifle ich, daß die Amerikaner in Auskundschaftung ihres Feindes mit mehr Achtsamkeit und im Angriff mit mehr Behutsamkeit zu Werke gehen, weil sie furchtsamer sind, als die europäischen Soldaten.

Den nämlichen Tag langte Ychoalay gegen Mittag mit seinen Leuten in einer solchen Ordnung so still und wohl montirt an, daß sie mehr spanischen Truppen glichen. Alle hatten eiserne Lanzen, Hüte und spanische Sättel. Sie lagerten sich auf die neben dem Flecken gelegene Anhöhe. Rücklings waren sie durch einen Wald, auf beiden Seiten aber durch zween Seen wider plötzli-

che Uiberfälle gesichert. In die unten liegenden Ebenen, wo ihre Pferde weideten, hatten sie überall freye Aussicht, so daß sie alle feindlichen Bewegungen von Weitem entdecken konnten. Sie brachten die Nacht unter freyem Himmel ohne Gezelte nach ihrer Gewohnheit zu, aber in einer Reihe, die einen Halbzirkel, oder so zu sagen, eine Sichel vorstellte; denn diese Stelle ist für wenige, die sich wider viele vertheidigen sollen, sehr vortheilhaft. Wenn sie sich niederlegen, bedienen sie sich statt des Kopfküßens ihrer Sättel und statt der Matratzen ihrer Pferddecken. Jeder steckt seine Lanze neben sich in die Erde, um selbe alsogleich bei der Hand zu haben. Vier und vier oder sechs und sechs unterhalten bei der Nacht immer ein eigenes Feuer, damit man sieht, während daß einige in dem Felde herumreiten, und für die Sicherheit der Schlafenden und ihrer Pferde wachen. Sehen sie eine Gefahr oder etwas Neues, so geben sie ihren Brüdern durch dem Schall ihrer Kriegspfeifen und Trompeten davon Nachricht. Ich wollte dieses alles umständlich beschreiben, damit man daraus ersehe, was die Wilden, auch ohne den Unterricht des Vegetius, blos von der Natur unterrichtet, in ihren Feldlägern zu beobachten pflegen.

Von diesen abiponischen Ankömmlingen war keiner, der nicht zu mir in mein Haus lief, mich zu grüßen. Denn da ich zu S. Hieronymus zwey Jahre zugebracht hatte, so kannte und liebte ich bereits alle. Sie freueten sich, daß ich sie bei ihrem Taufnamen, den sie jüngsthin in der Taufe erhalten hatten, nannte. Alles das hatte mir der P. Brigniel nebst der Absicht der Unternehmung in einem Schreiben zu wissen gemacht. Die zween Tage, die sie bei uns ausruheten, wollte ichs ihnen an Rindfleisch, Salz und Taback, als ihren dreyen Hauptdelikatessen, keineswegs gebrechen lassen. Zu dem

Ende

:nde ließ ich täglich aus unserer Meyerey mehrere Och-
n schlachten. Mein alter Freund Ychoalay brachte
iit mir gleichfalls alle Tage etliche Stunden in vertrau-
chen Gesprächen zu. Ich gab mir viele Mühe, und
:nkte das Gespräch allemal dahin, ihn zur Taufe zu
ereden. Ich stellte ihm nachdrücklich die Gefahren vor,
ie itzt seinem Leben droheten. Allein er läugnete, daß
r etwas zu befürchten habe, weil er sich auf die Menge
nd Treue seiner Leute verließ; und gestand mir auf-
ichtig, daß die Kriegssorgen, mit denen itzt sein Geist
iberhäuft wäre, ihm keine Musse zu solchen frommen
Gedanken übrig ließen. Ich bemitleidete die Blindheit
dieses Mannes, und empfahl ihn der Barmherzigkeit
Gottes. Ein anders Bekümmerniß, dessen ich oben
erwähnte, nagte mir gleichfalls am Herzen. Ich wußte,
daß die Yaaukanigas dem Ychoalay eben so abgeneigt,
als dem Oaherkaikin, ihrem Nachbar, gewogen waren.
Ich hatte daher Ursache zu fürchten, daß sie ihm etwa
Beistand leisten möchten. Indessen stellte ich ihnen vor,
wie sehr es ihr wahrer Vortheil erheischte, daß sie sich
zu keiner Parthey schlügen. Ich erschöpfte hiebei alle
meine Beredsamkeit, und drang mit Bitten und Er-
mahnen in jeden insbesondere, daß sie sich nach meiner
Vorstellung fügten. Ich ließ es aber bei dem Bitten
nicht blos bewenden, sondern drohte ihnen auch, im
Fall sie wider den Ychoalay etwas unternähmen, als
von welchem ich wußte, daß er zwar der Yaaukanigas
nicht bedürfte, daß er aber äußerst erbittert seyn wür-
de, wenn sie dem Oaherkaikin beiständen. Dieses schärf-
te ich den Ersten des Fleckens einigemale ein. In der
That vergaßen sie ihren alten Groll, und leisteten mir
pünktlich Folge. Blos einige junge Leute liefen hinzu,
aber ganz unbewaffnet, und zwar um dem Gefecht von
Weitem zuzusehen.

In-



Indessen hatte Oaherkaikin schon lange den Anmarsch des Ychoalay erfahren: allein weit entfernt vor ihm zu zittern, ließ er ihm sogar durch einen eigenen Bothen sagen: daß er sich in dieser Gegend aufhalte. Ychoalay möchte nur mit gutem Winde ankommen. Er (der Oaherkaikin) hätte noch weder an die Flucht noch an die Furcht gedacht. Er hätte zwar nur wenige Leute, aber solche, deren jeder mehrere auf sich nähme. Tags vorher, ehe noch Ychoalay uns verlassen hatte, fieng sein vornehmster Kundschafter Hapaleolin auf dem Felde dem Kepakaikin, damals von der Horde des Oaherkaikin, dessen Schwester er dazumal zur Ehe hatte, im übrigen aber mehr seiner Herkunft als Thaten wegen berühmten Mann auf. Weil sein Weib eine Nakaiketergehe war, seine Brüder aber unter den Rükahes sich aufhielten, so schlug er sich bald zu jener und bald zu dieser Parthey, je nachdem Furcht und Hoffnung seine Wahl bestimmten. Allein eben darum machte er sich auch auf beiden Seiten verhaßt, als ein Mann von einer äußerst unbewehrten Treue. Er war übrigens einer der ärgsten Betrüger, feige, furchtsam und aus der Klasse der Schwarzkünstler. Weil ihm der Anmarsch des Ychoalay Angst einjagte, entwich er aus dem Wohnplatze des Oaherkaikin, der bald angegriffen werden sollte, unter dem freundschaftlichen Vorwande die Bewegungen der Feinde auszukundschaften. In der That aber gieng er als ein Verräther den Rükahes entgegen, und führte sie zu dem Wohnplatz des Oaherkaikin. Dem Treffen wohnte er blos als Zuschauer bei. Bald darauf gesellte er sich mit seinem Weibe den Rükahes bei, verließ den Oaherkaikin, und begab sich in den Flecken S. Hieronymus. Von diesem Schalk wird man noch an einem anderen Orte mehr lesen.

Der Wohnplatz des Oaherkaikin war nur wenige Meilen von S. Ferdinand weg und zählte damals nicht mehr als zwanzig Streiter; indem die anderen in den Kolonien der Spanier herumstreiften. Allein diese kleine Anzahl war durch die Lage des Orts wider alle Angriffe hinlänglich verwahret. Im Rücken und auf den Seiten hatten sie einen Wald, von vorne aber ein morastiges Feld, welches dem Feind das Anrücken erschwerte, und das Treffen gefährlich machte. Allein der immer unerschrockene Ychoalay stieg vom Pferde ab, und wadete durch den tiefen Schlamm, soweit, bis man den Feind mit Pfeilen erreichen konnte. Den Fußtapfen ihres Führers folgten nicht sehr viele, und zwar blos die junge Leute; denn die übrigen, die schon mehr bei Jahren waren, schreckte die vortheilhafte Lage des Feindes. Sie gaben den Sieg zwischen diesen engen Wegen, Pfützen und Wäldern verloren, und sahen auf ihren Pferden wie von einer Warte ihren Brüdern, die auf das herzhafteste zu Fuß fochten, von Weitem zu; fochten aber durchaus nicht mit. Diese ihre Unthätigkeit wollten nachmals die feigen Alten nicht als einen Beweis ihrer Zaghaftigkeit sondern als eine Wirkung ihrer Klugheit angesehen wissen. Die jungen Leute, sagten sie, stürzten sich blindlings in Gefahren, nicht weil sie mehr Muth sondern weil sie weniger Erfahrung hätten, und folglich weil sie noch nicht wüßten, wie die Wunden schmerzten. Allein die Weigerung der Alten machte, daß die Jungen ihre Kühnheit verdoppelten, und die Feinde nur noch grimmiger anfielen. Das Treffen wurde nur von wenigen geliefert, aber mit einer desto größeren Anstrengung aller ihrer Kräfte. Oaherkaikin wurde dreymal schwer verwundet. Seinen Bruder traf ein Pfeil an der Kehle, und führte ihn nahe an den Rand des Grabes. Unter den Uibrigen war kaum einer übrig, der nicht eine sichtbare Wunde aus dem Schlachtfelde mitgenommen hätte.

Obgleich alle so zu sagen in ihrem Blute schwammen, so sah man dennoch keinen einen Fuß vom Wahlplatze zurücksetzen oder die Hand von dem Bogen entfernen; ein Betragen, das Uiberwindern und Uiberwundenen gleich viel Ehre machte. Ychoalay blieb unter dem Hagel von Pfeilen, die es auf ihn regnete, immer unbeschädigt, und zählte von den Seinigen blos drey Verwundete, die aber alle schon getauft waren. Man hätte sagen mögen, daß durch dieses heiligmachende Wasser den Indianern nicht blos die göttlichen Tugenden sondern auch die Herzhaftigkeit im Kampfe eingeflößet worden waren: denn man erzählte uns allgemein, daß die getauften Abiponer mit mehr Standhaftigkeit und Entschlossenheit gefochten hätten, als die übrigen. Die Wunden der Blessirten habe ich auf ihrem Rückmarsch nicht blos selbst gesehen, sondern auch geheilet. Dem Hapaleolin war die Seite, und dem Laurentius, einem Spanier und freywilligen Gefangenen der Abiponer, der Arm mit einem Pfeil durchschossen. Dem Rochus Chiruilin fuhr ein Pfeil durch die Sehne seiner großen Zehe. Dieser blieb sieben Wochen in meinem Hause, bis er endlich völlig von mir wieder hergestellet war. Hätte man dem Feinde durch die Oeffnungen des Waldes näher auf den Leib gehen, und ihn mit Lanzen angreifen können, so würde Oaherkaikin mit seinen Leuten, besonders wenn auch die Alten ihre Hände nicht müßig in den Busen gesteckt hätten, auf das Haupt geschlagen worden seyn. Noch während des Gefechtes kamen einige Anhänger des Oaherkaikin aus den Meyereyen der Stadt Santa Fè zurück, aus welchen sie viele hundert Pferde mit sich brachten, nachdem sie einige Spanier erschlagen hatten. Alle diese nahm Ychoalay den Räubern weg, um sie wieder ihren Eigenthümern zurückstellen zu lassen. Außerdem erbeutete er noch eine Menge Pferde, die dem Oaherkaikin zugehörten, und in den nahen Feldern weideten.

Da

Da dieses in Abwesenheit des P. Klein, Pfarrers zu S. Fernando, vorgieng, so schrieb ich ihm und dem Unterstatthalter von Corrientes, daß sie kommen möchten, weil ich wegen des ungewissen Ausschlages der Unternehmung und der Unruhen, in die unsere Kolonie verwickelt werden könnte, in Aengsten war. Den folgenden Tag traff dieser mit meinem Amtsgefährten und zehn spanischen Reitern gegen den Abend bei mir ein, und bewillkommte den Ychoalay, der bald darauf von dem Treffen zurückkam, sehr freundlich. Auf den ersten Blick dieser zehn mit Flinten wohlversehenen Reiter batt er den Unterstatthalter Nikolaus Patron, dieser möchte die Spanier zu seinen Leuten stossen lassen; er würde dann auf der Stelle wieder umkehren, und dem Oaherkaikin, diesem unversöhnlichen Feinde der spanischen Nation, den Garaus machen. Wenn sich diese wenige Hilfsvölker mit seiner Mannschaft vereinigten, so verspräche er sich einen entscheidenden Sieg, und dem ganzen Lande die wichtigsten Vortheile. Er wies auch dem Unterstatthalter die Schaare Pferde, die des Oaherkaikin Leute aus den spanischen Meyereyen geraubt, und heute nach Hause gebracht hätten. Deßgleichen vergaß er der von ihnen verübten Todtschläge nicht, um den Nikolaus Patron wider den Oaherkaikin aufzubringen. Allein aus einem nicht gar zu rühmlichen Verlangen den Frieden mit allen Abiponern zu unterhalten, mißbilligte dieser das Vorhaben des Ychoalay, das Treffen wieder von neuem anzufangen, und suchte ihn davon abzureden. Er sagte: er sehe es für eine unmenschliche That an Verwundete anzugreifen, und ein solcher Sieg, fiel' er auch noch so vortheilhaft aus, würde ihnen keine Ehre bringen. Nachdem der Unterstatthalter noch verschiedenes seinem Zwecke gemäß vorgebracht hatte, fügte sich Ychoalay nach seinem Willen. Indessen ließ dieser durch einen Yaukaniga unverzüglich dem Oaherkaikin melden, daß er, wenn er Friede haben

 wollte

wollte, sich alsogleich mit seiner Horde in diese Koloni ziehe, von Rauben und Morden nachlasse; und alle christlichen Kolonien den Frieden verspreche. Stünde ihm eines von diesen Bedingnissen nicht an, so sollte er wissen daß er (Ychoalay) zur Stunde wieder mit ihm an binden würde. Oaherkaikin antwortete hierauf durch ebendenselben: er gienge alle Bedingnisse ein, doch ge breche es ihm und seinen verwundeten Leuten itzt a Kräften und Pferden zu dieser Reise. Sobald sie all wieder hergestellet wären, würde er mit seiner Horde ihren Weibern und Kindern hinabwandern. Diese Rück antwort, die der Yaaukaniga gebracht hatte, verdoll metschte ich dem Unterstatthalter, worüber dieser in volle Freude nach Haus eilte. Wirklich hielt Oaherkaikin sein Versprechen: denn nachdem Ychoalay in seinen Flecken zurückgekehret war, kam jener, ehe noch sein Wunden völlig geheilet waren, mit einem zahlreichen Ge folge zurück, nicht etwa sich im Christenthume unterrich ten, sondern um sich mit Rindfleisch füttern zu lassen. Er ver mehrte zwar die Zahl der Einwohner, aber er steckte auc dafür ihre Sitten an. Den Frieden, zu dem er sic anheischig gemacht hatte, hielt er nur so lange, als seine Furch währte. Sobald ihn diese verließ, änderte er auch seinen Aufenthalt und seine Gesinnungen, immer Räuber, im mer Anführer einer Räuberbande von Abiponern.

---

Zwan-

# Zwanzigstes Hauptstück.

## Die ganze Nation der Abiponer wird in drey Kolonien versammelt. Durch den Krieg der Spanier wider die Quaranier entstehen unter ihnen neue Unruhen.

Nachdem sich Oaherkaikin mit seiner Horde in dem Flecken S. Ferdinand niedergelassen hatte, erlebten wir endlich mit inniger Herzensfreude, was sich die Spanier in Paraquay seit Karl dem V. (dieser Monarch trug zu gleicher Zeit die römische Kaiser- und spanische Königskrone) bis auf unsere Zeiten vergebens gewünscht hatten. Die ganze Nation der Abiponer betrug sich in ihren dreyen Kolonien (zu welchen nachmals die vierte kam) friedlich. Diese Veränderung schien dem Christenthume und dem ganzen Lande die herrlichsten Früchte zu versprechen. Allein leider! richtete ein plötzlicher Sturm aus Europa alle unsere Erwartungen zu Grunde. Die mächtigen Könige von Spanien und Portugall hatten unter sich einen weitläuftigen Ländertausch verabredet, der für diesen eben so vortheilhaft als für jenen, ich ruffe alle Spanier zu Zeugen auf, nachtheilig und gefährlich war. Diesem Vertrage zufolge mußten sieben der größten Flecken der Quaranier an dem östlichen Ufer des Uruquay den Portugiesen abgetretten werden. Den zwey und dreyssig tausend Quaraniern, die selbe bewohnten, befahl König Ferdinand der VI. anders wohin zu ziehen. Ihre Kirchen, auf de-

ren Erbauung und Verzierung sie bereits seit dem vorigen Jahrhundert bis itzt ihren Schweiß verwendet hatten, übertreffen alle in ganz Paraquay an Größe und Pracht. Ihre Häuser waren gleichfalls von Quadersteinen erbauet, und mit Ziegeln gedeckt. Ihre Aeker trugen Taback, Baumwolle und alle Arten von Früchten im Uiberfluß. Die Meyereyen wimmelten von Vieh. Auf dieses alles Verzicht zu thun, und weit von dannen auf unfruchtbaren Feldern den Bau einer neuen Kolonie zu unternehmen, mit dem erst ihre Enkel hätten fertig werden können, war ein für Indianer, die der Arbeit von ganzen Herzen abhold sind (so wie für jede europäische Nation) unerträglicher Gedanke. Setze man aber, daß dieses alles nicht Statt gehabt hätte, wie schwer mußte ihnen nicht die Verbannung aus ihrem Vaterlande fallen! Die heilige Schrift rühmet den Heldengeist Abrahams, als etwas Uibermenschliches. Und warum? Aus keiner andern Ursache, als weil er auf den Befehl Gottes so willfährig aus Chaldäa, seinem Vaterlande, zog. Von der wärmsten Vaterlandsliebe beseelet, konnten die Quaranier auf keinerlei Weise dahin gebracht werden, daß sie geglaubt hätten, der katholische König, gegen dessen Befehle sie sich allemal bereits in das zweyte Jahrhundert unter allen amerikanischen Völkerschaften am folgsamsten bewiesen haben, hätte ihnen diese Auswanderung gebieten lassen. Diese Abtrettung ihrer Flecken an ihre Feinde, die Portugiesen, betrachteten sie als eine der empfindlichsten Straffen, ohne daß sie dennoch eine Schuld, womit sie jene verdient hätten, an sich fanden, es wäre denn, daß man sie für ihre der Religion und dem katholischen Könige so treu geleisteten Dienste straffen wollte. Alles das setzten sie in ihrem Schreiben an den königlichen Statthalter Andonaegui weitläufig auseinander. Ich habe selbes so wie das übrige Hiehergehörige in dem vorläufigen Buch angeführet.

Die-

diesen ungekünstelten und ungeschminkten Brief, voll Wahrheit und Biedersinn, konnte niemand ohne Thränen lesen.

In diesem allen Indianern tief eingepflanzten Zweifel über den königlichen Auswanderungsbefehl wurden sie von einigen ehrvergessenen Betrügern aus dem gemeinen spanischen Volk durch eine unverschämte Lüge noch mehr bestärket. Diese versicherten nämlich den Indianern, die im Namen des Königs anbefohlene Auswanderung sey eine Erdichtung der Jesuiten, als welche gedachte Flecken aus Geiz nach Gold den Portugiesen verkauft hätten. Von einem so garstigen Argwohn angestecket, blieben die Quaranier bei den Ermahnungen der Väter, womit diese täglich in sie drangen, ihren Abzug nach dem Willen des Königs zu beschleunigen, desto verstockter. Itzt hatten keine Befehle mehr statt, und Drohungen und Bitten keine Wirkung. Die ehrerbietige Liebe, die sie sonst gegen die Väter immer zu tragen pflegten, verlosch in ihren Gemüthern, und sie fiengen an öffentlich eine Art von Unabhängigkeit auszuüben und nach ihrer Willkühr alles zu schlichten. Was thaten nicht die Väter ihren Sinn zu lenken und gegen die königlichen Entschließung folgsam zu machen? Was mußten sie nicht dessentwegen erdulden? Wie oft schwebte ihr Leben in Gefahr? Sie zogen sogar mit einer Dörnerkrone auf dem Haupt auf dem Platze herum an der Spitze einer trauervollen Procession; und suchten das Volk mit Thränen, Ermahnungen und Drohungen von der Kanzel herab in der Kirche zum Gehorsam gegen des Königs Befehl zu bereden. Allein alles, was sie von demselben erhielten, waren kahle Verheißungen und ein erbärmliches Geheul. Von den Weichherzigeren wanderten einige wirklich aus, allein des andern Tags wirkte die Neigung zu ihrem Vaterland so sehr auf sie, daß sie wieder zu ihrem Heerd zurückkehrten, zu dem Aeußersten entschlossen. Da sie sahen, daß sie von den Portugiesen

und den Spaniern, die diesen nachmals zu Hilfe kamen, mit Gewalt aus ihren Wohnplätzen vertrieben werden sollten, so brauchten sie auch bei dem Widerstande eine Zeitlang Gewalt. Die Patres hatten nichts unversucht gelassen, ihre Untergebene zum Frieden und zur Unterwürfigkeit zu vermögen; da sie aber nichts ausrichteten, so mußten sie aus der Noth eine Tugend machen, und aus Klugheit dasjenige dulden, was sie ohne Gefahr eines grössers Nachtheils nicht hindern konnten. Man mußte nämlich befürchten, und zu verhüten suchen, daß nicht auch die Anwohner an der Parana, eine strenge Behandlung der Quaranier am Uruquay in den Harnisch jagte, und zu dem Entschluß reizte, mit diesen gemeinschäftliche Sache zu machen. Einem minder behutsamen als kühnen Pater wollte bereits ein Indianer, da jener seine Leute mit Gewalt zu entwaffnen suchte, seine Lanze durch den Leib stossen; zum Glück that noch ein anderer dem Arm des Wütenden Einhalt. Es fehlte wenig, daß nicht ein unsriger Pater, der das Geschäft der Auswanderung zu besorgen über den Uruquay setzte, durch einen Flintenschuß getödtet wurde. Der P. Salvator Quintana aus Katalonien gieng selbst, so bald er hörte, daß die Seinigen zu den Widerspenstigen aufbrachen, in den öffentlichen Kerker und wollte nicht eher wieder herausgehen, bis sie die Waffen niedergelegt hätten, und er sie zu Hause friedsam wüßte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Versuche, die unsere Väter gemacht und alle Gefahren, die sie ausgestanden haben, anführen wollte. Allein die Quaranier waren nicht mehr im Zaum zu halten, noch von ihrem aufrühriſchen Vorhaben abzubringen. Sie waren fest entschlossen Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und ihren Heerd und ihre Kirchen mit aller ihrer Macht zu vertheidigen.

In dieser Absicht wählten sie sich einen gewissen Joseph Markthauptmann zu S. Michael, und nach dessen Tod den Nikolaus Neenguiru, Markthauptmann zu

Con-

Conception, dessen Eltern und Voreltern alle Quaranier waren, zu ihrem Anführer. Diesen machten die Märchenkrämer eben so unverschämt als unüberdacht selbst in verschiedenen öffentlichen Brochüren zum König von Paraquay, zu einem Spanier aus der Provinz Andalusien, zum Jesuitenbruder und ich weiß nicht, zu was noch alles, so daß wir, die wir diesen Indianer stets bloßfüßig, und mit den täglichen Arbeiten des Fleckens beschäftiget, vor Augen hatten, uns wechselweise darüber lustig machten und ärgerten. Dieses von irgend einem Machiavel ausgedachte Märchen bekam unter der pflegenden Hand des Neides, der Mißgunst und Leichtgläubigkeit eine fürchterliche Gestalt, ward in ganz Europa ausgestreuet, und selbst den allerhöchsten Höfen als Wahrheit aufgedrungen; wiewohl derjenige, der diesen chimärischen König von Paraquay in seinem Gehirne ausbrütete, allen Schein der Wahrheit so sehr vernachläßigte, als wenn er mit Gewalt hätte haben wollen; daß man ihm nicht glaubte. Allein wie der Heißhunrige auch das Unflätigste und Unschmackhafteste begierig verschlingt, so ist auch nichts so ungereimt und widersinnisch, das sich nicht Neuigkeiten Haschende und Leichtgläubige weiß machen ließen. Hat man doch auch einst in die neue Welt Menschen ohne Kopf, ellenlange Zwerge, ungeheuere Riesen mit einem Auge auf der Brust und ich weiß nicht, was noch für Ungeheuer hineingeträumet, und dennoch setzte man solche Schriftsteller nicht in die Klasse der Träumer, sondern der Geschichtschreiber. Eben dieses Schicksal hatten auch die Schmähschriften von dem König Nikolaus. Von dieser faulen Posse, die da mehr belacht als widerlegt zu werden verdient, zeigte ich dennoch in dem vorläufigen Buche den Ungrund, den Zweck ihrer Erfinder und ihren Ursprung. Unerfahrne, welche ihres Irrthumes überführt werden wollen, können sich aus meinen Anmerkungen ziemlich

Raths erholen. Für Gelehrte sind sie ganz überflüßig. Nach meiner Rückkunft in Europa versicherte mir ein Fürst der ersten Größe: er sey schon seit vielen Jahren von dem Ungrunde des Gerüchtes von dem Könige Nikolaus völlig überzeugt. Daß die Madritterzeitung vom Jahre 1767 der Wahrheit das nämliche Zeugniß giebt, habe ich anderswo geschrieben. Nach verschiedenen mit abwechselndem Glücke gemachten Zügen, die ich auch anderswo kurz berühret habe, übergaben die Quaranier ihre sieben Flecken an die Spanier; allein die Portugiesen nahmen selbe nicht an, weil sie in dem ganzen grossen Striche am Uruquay keine Spur von einer Gold- oder Silbermine auffinden konnten. Von den vertriebenen Indianern irrten gegen vierzehntausend auf den Feldern am Uruquay wie das Vieh herum. Eben so viele setzten über die Parana und zerstreuten sich in den Feldern an diesem Stromme, wo sie ihren Unterhalt von ihren Landesleuten erbetteln, und noch froh seyn mußten, daß sie sich in elenden Strohhütten, lagern konnten, sie, die prächtige Häuser vom Stein zurückgelassen hatten. Allein als Karl der III. von dem neapolitanischen Throne auf den spanischen gelangte, hob er sogleich den Ländertausch, den sein Bruder Ferdinand der VI. mit den Portugiesern eingegangen, zu dem er aber nie seine Einwilligung gegeben hatte, völlig auf, ließ die in Paraquay gesetzten Gränzsteine wieder ausheben, und den Portugiesen den Krieg erklären. Den vertriebenen Quaraniern befahl er wieder in ihre Flecken zurückzukehren, und trug den Jesuiten, wie bisher, die Aufsicht darüber auf. Allein wie betrübt sah es in den kurz vorher so blühenden Kolonien nach der dreyjährigen Abwesenheit ihrer Einwohner aus! Wie wenig glich diese Niobe mehr der vorigen! Ein Acker war izt, wo vormals Troja stand. Die Kirchen hatten ihren Pracht, und die Meyereyen ihr Vieh verloren.

loren. Die Mauern und Dächer der Häuser waren durch die zerstörende Witterung und die Sorglosigkeit der Soldaten allenthalben beschädiget; die Gebäude zum Theil eingeäschert und die Aecker ohne Pflüger, verwildert und mit Unkraut bewachsen; alle Gegenden aber weit und breit ein Aufenthalt der Tieger und Schlangen. Man setzte endlich wieder alles in brauchbaren Stand. Dieß war das Werk der Väter und die Arbeit der Indianer. Was in den drey letzten Jahren zu Grunde gegangen war, schien kaum in einem Jahrhundert mit aller Kunst und Bemühung ersetzet oder wieder hergestellet werden zu können. Kurz, die quaranischen Anwohner am Uruquay waren vor ihrer Verbannung die reichsten, nach ihrer Wiederkehr aber die ärmsten unter allen Quaraniern. Allein der Besitz ihres so werthen Vaterlandes, in das sie wieder durch die Gnade ihres unsterblichen Monarchen, Karl des III. gelanget waren, machte, daß sie auf alles ausgestandene Ungemach vergaßen.

Diese bei den Quaraniern vorgefallene Trauergeschichte schreckte die Abiponer, machte sie den Spaniern völlig abgeneigt, und auf die eben aufkeimende Kolonien ungefehr die nämliche Wirkung, die der Reif auf zarte Blüten zu machen pflegt. Sie sahen mit dem äußersten Mißvergnügen, wie die Statthalter alle waffenfähige Spanier in ihren Städten wider die Quaranier aufbotten. Sie wußten die Ursache des Krieges, ohne sie gut zu heißen. Wenn die Streitlust auf einmal in die Spanier gefahren ist, warum bekämpfen sie nicht die Quaycurus, Aucas, Chiriguanos, Yapitalakas und andere ihnen aufsetzige Völker? Warum zücken sie ihren Stahl wider die Quaranier, ihre getreuesten Bundesgenossen, die sich um ihren König und unter seinen Fahnen von jeher so verdient gemacht haben? Wie sind denn die Spanier in ihrer Freundschaft so wankelmüthig? Vergessen sie denn so leicht der wichtigen Dienste, die ihnen die Quaranier

ranier schon so lange Zeit her geleistet haben? Dergleichen Klagen und Verwunderungen schwebten den Abiponern unablässig im Sinne und im Munde. Ich hörte einst vier ziemlich betagte Abiponer, ohne von ihnen bemerkt zu werden, über diesen Gegenstand miteinander sprechen. Erinnert euch, sagte einer von ihnen, der Lobsprüche womit die Quaranier von den Spaniern vormals, als wir noch Knaben waren, überhäuft wurden. Sie lassen sich alle von den Priestern die Köpfe waschen, finden sich täglich in der Kirche ein; beschäftigen sich mit hunderterlei Dingen und finden daran Vergnügen. Den Befehlen der königlichen Statthalter ein Genüge zu thun, sparen sie weder ihren Schweiß noch ihr Blut. Ihren Priestern sollen sie in allem auf das pünktlichste Folge leisten, keinem Menschen etwas zu Leid thun, und gegen alle die liebvolleste Willfährigkeit beweisen. Das rühmten die Spanier von ihnen einstimmig, und dessen ungeachtet vertreibt man sie itzt aus ihren Häusern und Flecken. Nun rechnet erst mit euch selbst zusammen. Wie werden die Spanier zuletzt mit uns umgehen, die wir uns bisher der Taufe entzogen, vor der Kirche einen Abscheu tragen, den Pflug, die Aexte, den Feldbau auf die Seite setzen, nicht selten Strassenräuberey treiben, und wenn wir uns auch itzt des Mordens enthalten, dennoch ihrer Pferde so viele, als uns gelüstet, wegtreiben. Schließet nun auf das Schicksal, das unser wartet. Wenn die Spanier der Quaranier, ihrer beßten Freunde, nicht schonen, wie strenge werden sie gegen uns nicht verfahren, die wir noch nicht einmal uns zu bessern angefangen haben. Da wir jetzt in einem Flecken beisammen wohnen, so sind wir ihren Anfällen Tag und Nacht bloßgesetzt. So lang wir in den vorigen Schlupfwinkeln in den Flecken und Wäldern zerstreuet wohnten, hatten wir weniger zu befürchten. Das Beispiel der Quaranier mag uns zum überzeugendsten Beweis dienen, daß die Nachbarschaft der

Spanier

Spanier so wie ihre Freundschaft für uns äußerst gefährlich ist. Was hindert uns nach dem Brauch unserer Väter auf dem Felde zu leben? So sprach der Wilde, und seiner Meinung waren auch die meisten seiner Landesleute. Auch blieb es nicht bei den blossen Worten. Wirklich verließen viele, aufgebracht über die Härte, womit die Spanier die Quaranier behandelten, oder mißtrauisch über jener ihre Freundschaft oder auch durch die bequeme Gelegenheit in Abwesenheit der spanischen Miliz zur Räuberey gereizet, die Kolonien. Solche bittere Früchte brachte der quaranische Krieg im ganzen Lande hervor.

Den nämlichen Tag, da der Unterstatthalter Patron mit seinen Reiterkompagnien von Corrientes wider die Quaranier den Marsch antratt, nahm Oaherkaikin, weil er itzt nichts mehr zu fürchten hatte, mit seiner Horde von S. Ferdinand Abschied, um auf dem Lande wie vorher und vom Raube zu leben. Seinem Beispiele folgten auch andere Einwohner von anderen Kolonien. Selbst vom Ychoalay fielen nicht wenige ab, worunter sogar seine zween Blutsfreunde und alte Kriegskameraden Neotenkin und Nauahakin waren. Sie wußten nämlich, daß alle spanische Städte und Flecken, weil man die streitbaren Männer daraus wider die Quaranier aufgebotten hatte, blos von Weibern und anderen Wehrlosen bewohnet wären; und sie also in den unvertheidigten Meyereyen zu allen Zeiten ungeahndet herumstreifen könnten. Bei dieser schönen Gelegenheit setzten sie nicht nur den spanischen sondern auch den abiponischen Kolonien, besoders aber dem Flecken S. Hieronymus aus Leibeskräften zu. Ychoalay wurde von seinen meisten Anhängern verlassen, und daher von seinen Feinden verspottet, daß er itzt die Spanier nicht unterstützen, noch von ihnen unterstützt werden könnte, indem diese

gegen-

gegenwärtig mit den Quaraniern zu thun hätten. Dessen Un
geachtet zagte er nie, noch brach er die Treue jemals. Al
lenthalben stellte er sich unerschrocken mit List oder Macht den
feindlichen Sturme entgegen. Er hatte in seiner Meyere
an dem Fluße Malabrigo die schönsten Heerden Horn- un
Wollvieh und eine Menge Pferde. Weil selbe damals vo
Vertheidigern entblößet, und blos von etlichen wenigen
Weibern bewohnet war, so machte sich plötzlich ein zahl
reicher Haufen feindlicher Abiponer, Mokobier und Vi
lelas darüber her. Nachdem sie sich ohne Widerstan
der Weiber bemächtiget und das Vieh weggetrieben hat
ten, schickten sie ein altes Weib, der sie deßwegen di
Freyheit schenkten, in den Flecken, dem Ychoalay zu
melden, sie hätten sein Vieh zu sich genommen, wenn er
er es wieder haben wollte, möchte er ihnen bei dem naher
Fluß Ychimaye ein Treffen liefern; daselbst würden
sie ihn erwarten. Diese Bothschaft der Alten war auch
für ihn die Loosung zum Aufbruche. Glühend vor Zorn,
eilte er der stürmischen und kalten Witterung ungeachtet
mit seinem kleinen Haufen an den bestimmten Ort. Er
erblickte kaum seine zahlreichen Feinde, als er sie mit
Waffen von aller Art angriff und glücklich schlug. Nicht
wenige derselben blieben auf dem Platz, noch mehrere
waren verwundet, und die übrigen retteten sich durch
die Flucht. Alle hielten einstimmig dafür, daß niemand
vom Feinde der Niederlage entgangen wäre, wenn nicht
Ychoalay, dem ein Wilder einen Pfeil durch den Arm
geschossen hatte, gegen die Uiberwundenen ein unzeitiges
Mitleid geäußert hätte, indem er ihnen sogar ihre Pfer-
de ließ, damit sie wieder nach Haus ziehen konnten.
Nachdem er den Feinden sein Vieh wieder abgejagt
und die gefangenen Weiber wieder in Freyheit gesetzt
hatte, kehrte er wider alles Vermuthen siegreich aber schwer
verwundet zurück. Die Feinde hatte so ein Schrecken
ergriffen, daß sie die Leichen ihrer erschlagenen Mitbrü-

der

der nicht mit sich schleppten, was sie doch sonst allemal gewissenhaft zu thun pflegten, sondern einige Tage den Tiegern und Raben zur Speise auf dem Schlachtfelde liegen ließen. Ein andersmal setzte sich Ychoalay bei eitler Nacht, als er, ich weiß nicht mehr worüber, erwachte, auf sein Pferd, das er eben bei der Hand hatte, und ritt hinaus rekognosciren. Er war noch kaum dreyßig Schritte von seinem Hause weg, als er auf zween Kundschafter der Tobas stieß, und sie zu Gefangenen machte. Diese schickte er unter starker Bedeckung von seinen Abiponern nach S. Xavier, wo sich den Mokobiern einige Tobas beigesellet hatten. Die Abwesenheit der spanischen Soldaten machte die Abiponer und die übrigen herumstreifenden Wilden immer kühner, so daß sie in dem ganzen Lande täglich mehr Unheil anrichteten. Alles jammerte, daß auf den Strassen, Meyereyen und sogar in den Städten keine Sicherheit mehr herrschte. Die Uiberfälle der Wilden hatten desto schlimmere Folgen, weil die, welche sonst den Feinden Widerstand thaten, itzt wider ihre Freunde, die Quaranier, zu Felde lagen, also zwar, daß man die öffentlichen Drangsalen mit einer unheilbaren Krankheit verglich, die da nie ganz zu heben wäre, theils weil es an Aerzten mangelte, die der Krankheit gewachsen wären, und theils weil man die Heilmittel für noch gefährlicher als die Krankheit selbst ansah. Dennoch machte man wider die feindlichen Wilden einen Versuch, dessen Erfolg aber leider für diese glücklicher als für die Spanier ausfiel.

---

Ein-

# Ein und zwanzigstes Hauptstück.

## Von der fruchtlosen Unternehmung der Spanier wider die herumschwärmenden Abiponer.

Endlich fanden die zween Unterstatthalter zu Santa Fè und Sant Yago für gut die abiponischen Ausreißer aus ihren Flecken in ihren gegen Mitternacht zu gelegenen und äußerst entfernten Wohnplätzen anzugreifen, und ihrer unerträglichen Frechheit im Rauben wegen zu züchtigen, oder doch zu bezähmen. Franziskus de Vera Muxica stieß mit fünfzig Reitern von Santa Fè, die wider die Quaranier zu dienen sich geweigert hatten, zu S. Hieronymus zu den Truppen des Franziskus Barreda, der fünf Compagnien von S. Jakob bei sich hatte. Dieser hatte schon vorher die Abiponer zu Conception mit ihren Caciquen Malakin, Debayakaikin, und Ypirikin an sich gezogen, weil sie alle Wege und Schlupfwinkel kannten, in denen sich die Wilden zu verbergen pflegen. Nach einer Reise von etlichen Tagen und etlich und dreyßig Meilen nordwärts kamen sie an einen der Wasserschweine wegen berühmten Ort (Atopehenra Lauatè) ohne von den treulosen Abiponern, die sie suchten, auch nur eine Seele zu entdecken. Diese flüchteten sich in ihre bekannten Zufluchtsörter, in die Wälder, Seen oder Moräste, als in ihr Cittadell, und entgiengen dadurch den Spaniern oder kamen ihnen durch ihre Geschwindigkeit zuvor. An dem Eingang in einen Wald, der durch einen überaus tiefen

Fluß

Fluß verwahret ist, ließen sich einmal sieben Abiponer sehen, und foderten die vorüberziehenden Spanier höhnend zum Gefechte heraus. Ybarra, ein tapferer Obristwachtmeister, konnte diesen Hohn nicht ertragen. Er schwamm daher mit einzigen fünf S. Jakobern über den Fluß; schwamm aber, als seine Landesleute, die ihm folgen sollten, theils zauderten, und theils gar nicht nachschwimmen wollten, schnell wieder zurück, und setzte mit den Uibrigen die Reise fort, damit er nicht, weil es schon spät am Tage war, von der Nacht und den im Walde verborgenen zahlreichen Indianern überfallen würde.

Anderswo ließen die Feinde den Spaniern raudichte, schadhafte, ausgemergelte oder Alters halber unbrauchbare Pferde hohnspottend auf dem Wege als eine kostbare Beute zurück. Sie stellten auch einen hinkenden und vom Alter erschöpften Abiponer zum Hüter dazu, den gefangen wegzuführen den Spanier zu beschwerlich, und umzubringen unmenschlich gewesen seyn würde. Da kein Anschein mehr vorhanden war, mit den Feinden handgemein werden zu können, und die Pferde von der langen Reise sehr gelitten hatten, so kehrten die Spanier wieder mit leeren Händen und ohne Ruhm nach Hause zurück. Die Reiter von S. Jakob hatten auf der Hin- und Herreise einen meistens beschwerlichen Weg von mehr als vierhundert Meilen zu machen. Einige tadelten den guten Barreda, daß er die zween Caciquen Debayakaikin und Malakin bei dem Streifzug mit sich genommen hat: denn ungeachtet diese sich das Ansehen gaben, als meinten sie es doch so redlich mit den Spaniern, so waren sie dennoch im Grunde, allem Anscheine nach, ihre Verräther. Mehr um die Sicherheit ihrer Landesleute, als um den Sieg der Spanier bekümmert, machten sie überall, wo man sich hinwandte, den herumschweifenden Abiponern durch ihre Vertrautesten zu wissen, daß sie zeitlich ihre Maaß-

regeln zu nehmen hätten, den Spaniern, die itzt in de Nähe wären, zu entgehen. Auch ich halte es für ein ausgemachte Wahrheit, daß dieser Streifzug für die Spanier weit glücklicher ausgefallen seyn würde, wenn Barreda denselben ohne Abiponer blos mit seinen fünf Kompagnien von S. Jakob unternommen hätte. Daß de verschmitzte Debayakaikin schon damals wider die Spanier einen Groll müße geheget haben, kann man darau schließen, weil er sich kurz nachher mit dem Uiberre seiner Horde aus Conception flüchtete, und als ein er klärter Feind der Spanier den übrigen, die schon lange gegen Norden gezogen waren, beigesellte. Allein hie wurde er auch von seinen Feinden zum letztenmal ge fürchtet; denn er endigte daselbst, wie wir bald verneh men werden, seine Tage.

Dieser letzte fruchtlose Versuch der zween Statthal ter bestättigte die Abiponer in ihrer alten Maxime, da sie, so lang sie unabhängig und auf dem Felde zerstreu lebten, von den Spaniern weder überwunden, noch be zwungen werden könnten Diese Zuversicht machte, da sie sich ihrem Grimme ganz überließen, und den Vorsa faßten, das ganze Land auf alle mögliche Wege und mi Anstrengung aller ihrer Kräfte zu verheeren. Das blo se Andenken an die drey Abiponer, welche vom Ychoa lay gefangen und auf sein Anrathen von den Spanier nach Montevideo geliefert worden waren, um in der dortigen Cittadel in Fesseln eingekerkert zu werden, be trachteten die Nakaiketergehes als eine tiefe Wunde, di nur mit Vergießung vieles spanischen Bluts geheilet wer den könnte. Um sie also zu besänftigen, ersuchten di Unterstatthalter von Santa Fè und S. Jakob den Statt halter zu Buenos-Ayres, daß er die drey Gefangene in Freyheit setzen, und ihren Landesleuten wieder zurück senden möchte. Er verwilligte ihnen ihre Bitte; allei

das

dasjenige, worinn sie ein Heilmittel für die bedrängte Provinz zu finden glaubten, war Gift und Verderben für die Spanier. Einer von den Dreyen war im Kerker und in Fesseln schon lange gestorben. Seinen Namen habe ich vergessen. Der Zweyte, nämlich Zapancha, hatte sich den Rückgrad gebrochen, als er in der Absicht zu entfliehen von einem hohen Thurm herabsprang; und war daher nicht mehr im Stande die Reise mitzumachen. Der einzige Pachieke, der Sohn des Caciquen Alaykin, wurde also zu den Seinigen entlassen.

Es ist unglaublich, mit was für einem lauten Frohlocken Pachieke bei seiner Ankunft von seinen Landsleuten empfangen wurde. Er besuchte seine Gattinn, die sich bei ihrem Vater Ypiñerchin zu S. Hieronymus aufhielt, ließ sich die heiße Rachgier wider die Rükarés als die Urheber seiner Gefangenschaft, die in allen seinen Adern kochte, keineswegs anmerken, und äußerte in seinem stillen Betragen mit allen Künsten der Verstellung eine solche Friedfertigkeit, daß er die ihm zugefügten Beleidigungen vergessen, sich völlig gebessert und verändert zu haben, und sich nichts mehr als ruhige Tage zu wünschen schien. Allein der unter der Asche glimmende Funke loderte zuletzt in eine helle Flamme auf, und setzte alles in einen fürchterlichen Brand. Nachdem er sein Vorhaben mit seinen Angehörigen heimlich überlegt hatte, machte er sich mit selben plötzlich aus S. Hieronymus; verübte aber auf der Flucht einen tüchtigen Raub, um nicht das Ansehen zu haben, als wäre er aus Furcht vor jemanden entflohen; denn er trieb bei der Nacht von den Pferden, die auf den entfernten Feldern weideten, eine grosse Menge mit sich weg. Hierauf beschleunigte er seine Reise nach der nördlichen Gegenden, und gesellte sich dem Debayakaikin bei, um mit ihm wieder gemeinschäftliche Sache zu machen. Da er in

der Blüthe seiner Jahre, schön vom Körperbau, u
äußerst unternehmend war, auch sich auf das Räube
handwerk meisterlich verstand, so versammelten sich
ihm Abiponer von gleichem Alter und Gelichter in
Wette, in der Absicht ihm zu folgen, und unter sein
Anführung in den spanischen Kolonien weidlich herumz
wüten. In der That es war beinahe kein Winkel i
ganzen Lande, wo sie nicht durch ihre Uiberfälle häu
Unheil angerichtet hatten. Die umständliche Beschreibu
aller verübten Räubereyen und Todtschläge wäre für d
se Geschichte zu weitläuftig. Besonders zielten ihre m
sten Bemühungen auf die Zerstörung und Vernichtu
der Kolonie S. Hieronymus ab. Dennoch vereitel
die Bewohner derselben durch ihre Wachsamkeit und
hendigkeit größtentheils die Versuche und Hoffnungen
Feinde.

---

# Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Ychoalay erlegt im Treffen den Caciquen Debayakaikin; und läßt dessen Haupt an einem Galgen aufschlagen.

Mit dem Ruhme eines trefflichen Vertheidigers noch nicht zufrieden, unternahm auch Ychoalay wider den Debayakaikin als den Oberanführer der abiponischen Räuberbande, und so zu sagen eine gleich dieser vielköpfichte Hydra einen Streifzug, der in vieler Rücksicht merkwürdig ist. Ohne spanische oder mokobische Hilfsvölker an sich zu ziehen, nahm er blos die tapfersten und treuesten von seinen Leuten mit. Als er nach einer Reise von einigen Tagen bemerkte, daß er von dem Wohnplatz des Debayakaikin nicht mehr fern wäre, rufte er seinen Reisegefährten zu: Laßt uns wieder zurückkehren. Wir dürfen uns diesmal nicht mit unseren Feinden einlassen. Ich weiß nicht, welche Furcht mich überfällt. Ihr wißt es, daß ich selbst in den verzweifeltesten Umständen nie zagte. Dieß ist eine schlimme Vorbedeutung. Dieses ungewöhnliche Zittern verkündet uns, glaubet mir, nichts Gutes. Auf! laßt uns wieder nach Hause gehen. Der zuversichtliche und entscheidende Ton, womit er dieses sagte, machte, daß ihm seine Leute Folge leisteten und sich bereits umwandten; als sich noch ein anderer in das Mittel legte. Hört ihr! sprach

sprach er, werden wir uns nicht schämen, mit leeren Händen nach Haus zu ziehen? Ich weiß, daß die Pferde des Bösewichts Pachieke ohne Hüter hier in der Nähe weiden. Was hindert uns also die ganze Schaare mit uns zu treiben, zur Ersetzung des Schadens, den er uns bei seinem Abzuge verursachet hat? Alle billigten den Vorschlag, bemächtigten sich der Beute ohne irgend einen Widerstand, und machten sich hernach wieder auf den Weg. Mittlerweile ritt Pachieke herum. Da er nun auf dem Felde keine Pferde mehr sah, und aus den zurückgelassenen Spuren schloß, daß die Rükahes die Räuber gewesen wären, eilte er spornstreichs zu den Debayakaikin, jammerte bei ihm über den Verlust seiner Pferde, und batt ihn um Unterstützung. Er machte ihm zugleich alle mögliche Hoffnung, daß man die Feinde leicht einholen und übel zurichten könnte. Unverzüglich setzte Debayakaikin, mit allen seinen Abiponern, so viel ihrer in der Nähe waren, dem Ychoalay mit verhängtem Zügel nach. Er traff ihn auch bald an, und nöthigte ihn zum Treffen. Alle fochten nach alter Sitte zu Fuß. Beide Partheyen setzten einander eine Zeitlang mit Pfeilen und Lanzen grimmig zu. Die Rükahes siegten. Debayakaikin, dieser Hektor der Seinigen wurde von dem Ychoalay mit der Lanze erlegt; andere fielen durch die Hände anderer: und nach der allgemeinen Sage würde nicht ein einziger von dem Feinde aus dem Schlachtfelde entkommen seyn, wenn nicht der Uiberwinder, dessen Wuth in Mitleid übergieng, seine Leute von fernerem Morden abgehalten hätte. Die gemeinen Indianer, schrie er, fände er nicht strafbar, als welche blos, um ihrem Anführer Folge zu leisten, die Waffen ergriffen hätten. Pachieke entfloh mit seinen Leuten, und da er mehr um seine als um des Debayakaikin Erhaltung besorgt war, legte er zugleich an den Tag, daß sich sein

Hel-

Heldenmuth nur dazumal äußere, wenn er mit Unbe- wehrten und Unvorbereiteten zu thun habe.

Dem Debayakaikin und noch fünf Vornehmen schnitt Ychoalay die Köpfe vom Rumpfe ab, und brachte sie als Siegeszeichen nach Haus. Nachdem er wie im Triumphe in den Flecken eingezogen war, ließ er auf dem Platze aus den nächsten besten Stäben einen Galgen errichten, und die fünf mitgebrachten Köpfe daran hängen. An eben diesem Orte hielt er zu Pferde an der Spitze seiner Reiter an das versammelte Volk folgende Rede. Seht! sprach er, indem er mit dem Finger auf den Galgen wies, die Strafe für die so vielmal gebrochene Treue! Seht das Siegeszeichen unserer Tapferkeit! Weidet nun euere Augen an den Kopfhäuten der Verderblichsten unter den Feinden, die mich so lange nicht zu Athem kommen ließen, die uns so viele schlaflose Nächte verursachet, zu so beschwerlichen Zügen genöthiget, so tiefe Wunden geschlagen hatten. Wie ihr wisset, so wurde der Krieg bis auf den heutigen Tag immer fortgesetzet, und ein Treffen nach dem andern gewaget. Dieser (der Debayakaykin) das Haupt der wider uns verschwornen Schaaren, konnte nie weder uns besiegen, noch von uns besieget werden. Endlich entschied jener grosse Tag unser immer abwechselndes, immer zweydeutiges Kriegsloos und den verjährten Zwist, da er uns, die wir an kein Gefecht dachten und, um alles rein herauszusagen, dasselbe vermieden, den herrlichen Sieg aufdrang, den unsere Nachkommen nur mit Mühe glauben, und um den uns viele beneiden werden. Unerschrocken haben wir den Anfall der wütenden Feinde ausgehalten, sie muthig zurückgeschlagen, und glücklich überwunden. Laßt das Glück an dem Ausgange dieses Gefechtes immer Theil haben, so müßt ihr dennoch ge-

sehen, daß ihr ihn noch mehr unserer Tapferkeit schuldig seyd. Kurz der ganze Kampf (euere Augen sind Zeugen) ist so gekämpft worden, daß es weder mich reuen darf solche Gehilfen ausgewählt zu haben, noch daß ihr euch eueres Anführers, dem ihr Folge leistet, zu schämen habet. Denjenigen, der so lange eueren Genicken drohete, hat endlich diese Lanze entseelt, so daß er nimmermehr drohen kann, nimmermehr gefürchtet werden wird. Todt kann er euch nun keine Furcht mehr einjagen; noch soll er von euch beweinet werden, er, der wirklich aller Thränen, mit denen ihr andere Verblichene zu betrauern pfleget, ganz unwerth ist. Denn ungeachtet er uns dem Blute nach verwandt ist, so war doch sein Herz von uns stets entfernet. Alle seine Gehäßigkeiten, Betrügereyen, Wuth und Galle goß er oft über uns aus, ließ sie uns innig fühlen. Hier ist nun das Haupt, das so viele Verräthereyen ausgekochet hat. Höhnet nun den Meineidigen, aber er sey euch zum warnenden Beispiel, daß euch nicht auch einst das nämliche Schicksal treffe. Seyd eingedenk, daß ihr den Spaniern euere Treue verpfändet habet; seyd rechtschaffen und mir, der ich für euere Wohlfahrt Sorge trage, folgsam. Den elenden Uiberrest der Feinde achte ich so geringe, daß ich selben gar nicht für furchtbar halte. Die Streitbarsten liegen auf dem Schlachtfelde. Die Uibriggebliebenen sind feige oder flüchtig und nur darum noch am Leben, weil sie vor unseren Augen und Händen flohen. Wenn die Quelle versieget ist, trocknen auch die kleineren Bäche aus. Hat man einmal einer Schlange den Kopf abgeschnitten, so ist der Uiberrest ihres Körpers, wenn sich auch dieser eine Zeitlang noch reget, unschädlich, und verdorret in wenigen Stunden. Da itzt die Anführer der feindlichen Parthey, deren Köpfe ihr hier sehet, aus dem Wege geräumet sind, werden die übrigen entweder aus Verzweiflung jemals

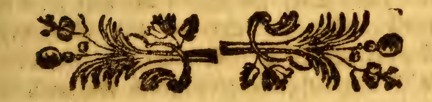
mals ihre Sache wieder durchsetzen zu können, oder aus Furcht gänzlich aufgerieben zu werden, nach und nach biegsamer werden, und an die Stelle ihres alten Grolls freundschäftlichere Gesinnungen gegen uns tretten lassen. So sprach Ychoalay, der auf einmal aus einem Partheyführer ein Redner geworden war. Er zog aller Augen und Ohren an sich; weil niemand zweifelte, daß Worte und Thaten, Hand und Mund übereinstimmten. Man glaube nicht, daß ich diese Rede dem Wilden aus meiner eigenen Erfindung in den Mund gelegt habe, wie man dem Inca Garcilasso de la vega Schuld giebt, der da auch lange Reden der Indianer in seine Geschichte von Peru eingeschaltet hat. Es mag ihm seyn, wie ihm will, so weiß ich doch aus einer Erfahrung von mehreren Jahren, daß die Abiponer, Quaranier und andere Amerikaner von Gegenständen, die sie wohl inne haben, nicht nur sehr wortreich, sondern auch sehr zierlich sprechen, und ihre Reden mit Metaphern, Gleichnissen und anderen rhetorischen Blümchen nach ihrem Genie schmücken. Ich halte es für eine gewisse Wahrheit, daß die Amerikaner bei aller ihrer Wildheit dennoch beredsamer und fertiger sprechen, als unsere Bauern und selbst als viele unserer Bürgersleute.

Diese feindlichen Köpfe wurden alle Tage abends von einer Schaare Weiber unter vielem Klagegejammer von dem Galgen abgenommen, bei der Nacht in einem sicheren Orte verwahret, und den andern Tag frühe wieder unter dem Trauergesang der alten Indianerinnen auf das Schandholz zurückgebracht. Dieses geschah auf Anstiften des Ychoalay, damit sie nicht von einem Anhänger der feindlichen Parthey, deren es hie und da einen gab, heimlich hinweggenommen würden. Die vier Söhne des Debayakaikin, die er mit seinen vier Weibern gezeu-

get hatte, gesellten sich zu der Horde des Ychoalay. Man sagte, daß ihr Vater ihnen dieses noch bei Lebzeiten befohlen hatte. Allein kurz darnach verließen sie wieder den Ychoalay um mit ihren Landesleuten in den Feldern herumzuschweifen; und ihre Freundschaft gegen jenen verwandelte sich in einen tödtlichen Haß. Dennoch hielten ihre Landesleute keinen von ihnen, wiewohl sie schon ziemlich bei Jahren waren, werth die Caciquenwürde ihres verstorbenen Vaters zu bekleiden. Das ganze Volk, welches in kleinen Haufen zerstreuet herumzog, trennte sich nach ihrem Gutdünken in zwey Horden. Die einen wählten sich den Pachieke, einen jungen Mann, zum Anführer; die meisten aber den Kevachigi, der nachmals Oahari hieß, und sich durch seine Thaten, körperliche Vorzüge und Geistesgaben unter allen am meisten ausgezeichnet hatte. Wir werden an einem andern Orte noch mehr von ihm hören.

Ungeachtet nun die Nakaiketergehes in verschiedene Horden vertheilt waren, so setzten sie doch einmüthig, und so viel es sich thun ließ, mit vereinter Macht den Krieg wider die Rükahes fort; indem sie das noch frische Andenken des an dem Debayakaikin verübten Mordes zur Rache entflammte. Pachieke, der den Cordovesern unabläßig zusetzte, wurde endlich von denselben auf dem Felde aus einem Hinterhalte überfallen und getödtet. Sein Tod reizte seine Landesleute zu neuen Unternehmungen wider die Spanier. Ich würde nie fertig werden, wenn ich die stets erneuerten Anläße und verschiedenen Begebenheiten dieses Krieges anführen wollte, wodurch der Flecken S. Hieronymus so sehr hergenommen, dessen Fortschritte in der Kultur und Religion so lange unterbrochen, und der Zweck der Väter, die sich mit dem Unterrichte der Indianer abgaben, so oft durch=

durchkreuzet wurde. Ungeachtet sie nun mit dem Mangel an den nöthigsten Bedürfnissen, täglichen Lebensgefahren und den Anschlägen der Feinde bei zwanzig Jahre lang zu kämpfen hatten, so dachten sie doch nie daran die Kolonie zu verlassen, und bewirkten dadurch so viel, daß sie zu Ende des 1767sten Jahres den Trost hatten nebst dem Ychoalay mehr als achthundert Getaufte vor sich zu sehen. Rechnet man hiezu die Kinder und Erwachsenen, die an den Kinderpocken oder anderen Krankheiten verstorben, und getauft worden sind, so wird man ohne Zweifel überzeugt seyn, daß die apostolischen Arbeiter nicht Ursache hatten, sich ihre Mühe gereuen zu lassen.



# Drey und zwanzigstes Hauptstück.

## Von dem Ursprunge und der Erbauung der abiponischen Kolonie Conception.

Den Christophorus Almaraz kann man den Urheber dieser Kolonie nennen. Wenigstens gab er Anlaß dazu. Von spanischen Eltern in dem Gebiete von S. Jakob am Rio Salado gebohren, wurde er noch als Knab von den Abiponern gefangen, und unter diesen erzogen, so daß er an Physionomie, Rede, Geist und Sitten einem Wilden glich, also zwar, daß ihn die Abiponer selbst wegen seiner Geschicklichkeit im Morden und Rauben ihren Landesleuten gleichachteten. Sie nahmen ihn nicht nur unter ihre Nation auf, sondern gaben ihm auch wider ihre Gewohnheit eine edle Abiponerinn zur Ehe. Nachdem diese bereits ihm mehrere Kinder gebohren hatte, wurde sie in einem Uiberfall vom Barreda gefangen und nach S. Jakob gebracht. In Hoffnung und aus Verlangen seine Gattinn wieder zu erhalten, suchte es Almaraz bei seinem Caciquen Alaykin dahinzubringen, daß dieser bei dem Barreda um die Errichtung einer neuen Kolonie für sich und seine Horde ansuchte; indem dieses ein sicheres aber auch nur das einzige Mittel seyn würde, alle ihre gefangenen Landesleute in Freyheit zu setzen. Neben dem trug er sich dem Caciquen zum Unterhändler und Herolden in diesem Geschäfte an. Alaykin sehnte sich zu sehr nach dem Frieden,

den, als daß er den Vorschlag des Almaraz nicht gebilliget hätte. Dieser begab sich daher ohne Gefährten und unbewaffnet auf den Weg, und schlich sich, nach einer Reise von mehr als hundert Meilen, die er meistens bei der Nacht zurückgelegt hatte, in die Stadt S. Jakob; denn da er im Gesicht nach Art der Abiponer mit verschiedenen Maalen bezeichnet, und nur der abiponischen Sprache allein kündig war, so vermied er sorgfältig die Augen der Spanier, damit sie ihn nicht, wenn er ihnen auf dem Felde begegnete, für einen Abiponer hielten, und todt schlügen. Sein Vorhaben gelang ihm nach Wunsche; denn Barreda, der nichts sehnlicher wünschete, als die Wilden zur Ruhe zu bringen, und zu Christen zu machen, bewilligte das Gesuch des Almaraz und die Erbauung einer Kolonie mit Freuden; wiewohl ihn nicht wenige S. Jakober tadelten, daß er sich gegen die Abiponer so nachgiebig bewies, weil jene die gefangenen Abiponer, die sie zurückgeben mußten, nicht gern verlohren, und überhaupt mehr eigennützig als patriotisch dachten.

Der neue Statthalter von Tukuman, Joannes Viktorinus Martinez del Tineo, trug zur Gründung und Beschleunigung des Baues der Kolonie das meiste bei. Dieser tapfere, sinnreiche und unternehmende Mann, der sich noch außerdem durch eine besondere Gottesfurcht auszeichnete, richtete alle seine Sorgen dahin, wie er die Indianer, die sonst immer aus Chaco hervorbrachen in der Absicht in dem Lande Verheerungen anzurichten, in Ordnung und in Kolonien bringen, und für Gott und dem katholischen König gewinnen möchte. Und in der That so viel er auch in dieser Absicht geleistet hatte, so würde er doch noch weit mehr gethan haben, wenn seine Kräfte seinen Wünschen entsprochen, und die Indianer und Spanier sich willfähriger gewiesen hätten.

Nach=

Nachdem also Barreda den Entschluß des Caciquen Alaykin noch einigemale ausgeforschet hatte, bauete er ihm mit Zuthun des Statthalters an dem östlichen Ufer des Flußes Inespin, wie ihn die Spanier oder Narahagem, wie ihn die Abiponer nennen, eine Kolonie neun Meilen von dem Hauptstromme Parana, sechzig von Santa Fè, und hundert und siebenzig von dem Gebiete von S. Jakob weg. Die Einwohner des letzteren tadelten den Barreda, daß er die Kolonie so weit von der Stadt angeleget hat, weil jene ihre erfoderliche Unterstützung von dieser erhalten, und alles mit vieler Unbequemlichkeit und noch größerer Gefahr durch die grosse Wüsteney dahingebracht werden müßte. Allein der kluge Unterstatthalter wollte sich dem Verlangen der Abiponer nicht widersetzen, als welche sich selbst gedachte im übrigen äußerst vortheilhafte Lage zu ihrer Kolonie ausersehen hatten. Diese kam nämlich auf eine angenehme Anhöhe zu liegen, und zwar in einem überaus gemäßigten Himmelsstriche, wo weder zu Sommerszeit die Sonne zu heiß braunte, noch Reif und rauhe Winde den Frost des Winters zu strenge machten. Der nahe Fluß hatte am süßen Wasser, die rund um die Kolonie herumgelegene Ebene am Futter und der eben nicht weit davon gelegene Wald an fruchtbaren, zur Feuerung und Verarbeitung gleich dienlichen Bäumen Uiberfluß. Gewild zum Jagen gab es daselbst in Manchfaltigkeit. Palmbäume, die den Indianern allerlei Nahrung geben, finden sich gleichfalls in der Nähe von allen Gattungen. Kurz alles, was man zu den Bedürfnissen des häuslichen Lebens braucht, war vorhanden, Steine, und Metalle, als von welchen man dort keine Spur entdeckt, allein ausgenommen. Auf der unermeßlichen Ebene gegen Süden irren viel tausend wilde Pferde herum, die jeder mit Recht, der Abiponer aber mit einem besonderen Vergnügen fängt. Von Fischottern, deren Fleisch sie essen, und aus deren Häuten sie sich wider die rauhe Witterung

terung und den kalten Sudwind Pelzmäntel machen, wimmelt es in allen Bächen Teichen und Seen. Eben so häufig sieht man in dieser Gegend die Wasserschweine. Der ganze Strich hat eine fruchtbare Erdscholle, worinn alle Früchte fortkommen. Diese grosse Bequemlichkeiten bewogen den Caciquen Alaykin sich zu seiner Kolonie erwähnten Platz auszusuchen. Alle seine Leute billigten gleichfalls sehr seine Wahl, weil sie die Nachstellungen der Spanier desto weniger zu besorgen hatten, je weiter sie von ihren Städten entfernt waren. Die oft furtlosen Flüße, grossen Teiche und Pfützen, und die oft auf viele Meilen weit sich erstreckenden Seen verursachten denen, die von S. Jakob nach dieser Kolonie reiseten, vielen Aufenthalt. Die Abiponer glauben sich in Gegenden, welche die Natur mit Wäldern und Pfützen befestiget hat, vor den plötzlichen Uiberfällen der Spanier weit sicherer, als an Oertern, die sie mit Lanzen und Pfeilen vertheidigen müßen: denn alle Versicherung der Spanier und alle Wohlthaten, die diese jenen erweisen dürften, sind nicht vermögend ihnen ihr Mißtrauen, das sie auf die Treue und Freundschaft dieser ihrer vormaligen Feinde setzen, zu benehmen.

Die Soldaten errichteten nun daselbst auf Befehl und in Beiseyn des Barreda in der Eile, wie es bei ihnen der Brauch ist, aus Holz und Leimen eine Kapelle und Wohnhütten für die Patres und die Caciquen. Der Unterstatthalter hob auch dem alten Caciquen einige Kinder aus der Taufe. Der Flecken wurde der Obsorge der Väter Joseph Sanchez aus Murcia und Bartholomäus Araoz aus Tukuman anvertrauet, an dessen letzteren Stelle nach wenigen Monaten Laurentius Casado aus Kastilien gesetzet wurde. Alaykin, der seine Caciquenwürde keineswegs seiner Herkunft sondern einzig seinen im Kriege erworbenen Verdiensten zu danken hatte,

stand

stand der ganzen Kolonie vor, ein gutmüthiger, sanfter, biederer und unerschrockner Mann. Er hatte sich bei den Seinigen eben so beliebt als den Spaniern furchtbar gemacht, deren Kolonien er viele Jahre hindurch unzählig viel Unheil zugefüget hatte. Besonders ließ er den Cordovesern und S. Jakobern seinen tödtlichen und unversöhnlichen Haß fühlen. Ob er sich gleich bei den öffentlichen Trinkgelagen oft einfand, so verdiente er dennoch darum Lob, daß er stets vor den Zänkereyen und Balgereyen Abscheu trug. Zeit seines Lebens begnügte er sich mit einem einzigen Weibe, das ihm zwo Töchter und eben so viel Söhne gebahr. Alle diese zeichneten sich durch ihren kraftvollen Körperbau und eine blühende Gestalt aus. Der älteste von ihnen war der unglückliche Pachieke, von dem ich oben sprach, und der seinem Vater in keinem Stücke glich; wiewohl er noch seinen Vater sowohl an seinen Geistes- und körperlichen Vorzügen als auch an herrlichen Kriegesthaten ohne Zweifel weit hinter sich gelassen hätte, wenn er nicht durch einen allzufrühen Hinschied das Opfer seines jugendlichen Feuers und seiner Unüberlegtheit, womit er Dinge unternahm, die seine Kräften überstiegen, geworden wäre. Dem Caciquen Alaykin gesellten sich auch bald hernach die Caciquen Malakìn, Ypirikìn, Oaikìn und Zapancha mit ihren Horden bei, so daß die neue Kolonie durch den Zuwachs so vieler Familien ganz außerordentlich in Aufnahme kam. Alle diese Wilden lockte die Hoffnung, Kleider, Geschenke und Rindfleisch, wovon jedem täglich eine Portion abgereichet wurde, zu erhalten, in den Flecken. Auch blieb ihre Erwartung nicht unerfüllt; weil die dortige Meyerey besser als jede andere mit Vieh versehen war: denn außer den Ochsen, die Bárreda von den vermöglicheren Spaniern mit aller Sorgfalt gesammelt hatte, kaufte auch der Statthalter Martinez mit Gutheißung des Grafen Manso de Superunda, Unterkö-

[V]icekönigs von Peru, aus dem königlichen Schatze an-[f]angs zweytausend Stücke und ein andermal eben so viel. Diese ließ er alle in die Meyerey des neuen Fleckens treiben, weil sie theils zum Unterhalt der Abiponer und theils zur Viehzucht bestimmt waren. Durch die guten Anstalten des P. Joseph Sanchez wuchs diese Zahl nach einigen Jahren, ungeachtet die Abiponer indessen viele tausend Ochsen verzehret hatten, auf zwanzigtausend Stück Hornvieh an.

Niemand machte den Vätern mehr Verdruß und zu schaffen, als die aus der Gefangenschaft der Spanier zurückgekommenen Weiber. Sie waren zwar bei den Spaniern getauft, aber in den Anfangsgründen der Religion so schlecht unterrichtet worden, daß sie von der Glaubens- und Sittenlehre nur das wenigste wußten und blos dem Namen nach Christen waren. Das größte Unglück bestand darinn, daß sie durch ihren langen Umgang mit den gemeinen Spaniern, Mohren und Mulatten Sitten annahmen, die selbst die Wilden verabscheuen, und Meinungen einsogen, die den übrigen Einwohnern des Fleckens Verderben droheten. Außerdem nährte das Andenken an ihre traurige Dienstbarkeit, zu der sie bei den Spaniern verurtheilet waren, in ihrem Inneren einen solchen Groll wider diese, daß sie nichts unversucht ließen, die Gemüther ihrer Männer von ihnen abwendig zu machen, die Taufe sowohl der Kinder als auch der Erwachsenen in Krankheiten zu verhindern, allen aber einen tiefen Abscheu vor dem göttlichen Gesetz und Ehrerbietung gegen ihren alten Aberglauben einzuflößen. In dieser Absicht pflegten sie allerlei Verläumdungen zu erdichten, allerlei Gerüchte, als wenn die Spanier feindselige Absichten wider die Abiponer im Schilde führten, auszustreuen, und ihre Landesleute zu Entweichung aus der Kolonie zu bereden. Wirklich gelang ihnen dieses zu-

weilen, weil ihnen die Abiponer wegen ihres längeren Umganges mit den Spaniern gern glaubten. Die ärgste unter allen Gefangenen war die Gattinn des oberwähnten Christoph Almaraz; weil sie vornehmer von Geburt, lügenhafter, und dem Christenthum am meisten abgeneigt gewesen ist. Zu S. Jakob wurde sie von einem Priester mittelst ungeschickter Dollmetscher mit der Oberfläche der Religion bekannt gemacht, und in der Kirche mit dem Almaraz, der schon vorher ihr Mann war, auf christliche Art getrauet. Kaum ward sie aber in den Flecken Conception gebracht, als ihr Almaraz den Abschied gab, und sich hiebei mit ihrer Gottlosigkeit, und seiner Unwissenheit, daß das Band der Ehe unauflöslich sey, entschuldigte. Im Grunde aber trug er gegen sein altes Weib eine Abneigung, und warb, weil er sich unter den Spaniern seinen Landesleuten aufhielt, bereits um ein spanisches Mädchen. Der Bischof von Tukuman ertheilte ihm selbst die Erlaubniß sie zu ehlichen, aus dem Grunde, weil er mit bewährten Zeugnissen bewies, daß sein altes abiponisches Weib eine nahe Verwandte eines anderen Weibes war, die er einst unter den Wilden zur Ehe gehabt hätte. Ich selbst vertratt auf die Bitte eines Priesters den Almaraz, der mit mir nach Cordova reisete, bei dem erlauchten Prälaten Argandoña, und erhielt sein Gesuch, nachdem zween unsrige Theologen, denen der Bischof ihr Gutachten abgefodert hatte die Sache des Almaraz genau untersucht hatten, und meiner Meinung beigetretten waren. Als dieser seines Wunsches gewähret worden, trieb er in seinem Vaterlande die Medizin mit vielem Beifall und Gewinn, und wollte Gott! auch mit eben so grossem Vortheile der Kranken! Wer soll nun über diesen Ebentheuerer nicht lachen? Die gemeinen Spanier sind fest der Meinung, daß alle, die sich eine Zeitlang unter den Wilden

aufge-

ufgehalten haben, mit allen Kräutern und hundert me-
iziniſchen Kunſtvortheilen vertraut wären, an die ſelbſt
Galenus nie gedacht hätte, da ſie doch ihre Zeit blos
mit Morden und Anshäuten der Ermordeten, und mit
Schwelgen zubrachten. Indeſſen läugne ich dennoch nicht,
daß ſie nach ihrer Rückkehre in ihr Vaterland dem
Statthalter oft die ſtattlichſten Dienſte gethan haben;
denn niemand machte bei einer Unternehmung wider die
Wilden den Kundſchafter und Wegweiſer beſſer als ſie.
Außerdem dienten ſie auch zu Dollmetſchen, wenn man
den Wilden etwas vorzutragen hatte, und ſuchten dieſe
immer zu ihrer Abſicht zu bereden.



# Vier und zwanzigstes Hauptstück.

## Die Abiponer entweichen aus dem Flecken Conception, kehren aber wieder zurück.

Die ersten Monate machte der neue Flecken den glücklichsten Fortgang. Allenthalben herrschte Ruhe und die vollkommenste Sicherheit. Allein auf diese Windstille folgte ein plötzlicher Sturm und ein gräßlicher Schiffbruch. Unter den Abiponern verbreitete sich ein ziemlich zuverläßiges Gerücht, daß die Spanier damit umgiengen, den Flecken zu versetzen und dem Gebiete ihrer Stadt zu nähern. Da ihnen eine solche Nachbarschaft der Spanier sowohl für ihre Freyheit als auch für ihr Leben zu gefährlich schien, so faßten sie, ohne daß die Väter das geringste hievon vermuthen konnten, den Entschluß den Flecken zu verlassen. Den Tag ihrer Auswanderung deutete Alaykin dem P. Sanchez an, er wäre nun mit allen seinen Leuten zur Abreise bereit. Er wisse wohl die Ursache ihres Abzuges: aber er sagte sie ihm nicht. Uibrigens foderte er von dem Pater, er möchte ihm die Schaafe, eine Heerde von ungefehr zwey tausend Stücken, mitnehmen lassen. Uiber die unerwartete Bothschaft nicht nur betroffen, sondern auch äußerst erschrocken, gab ihm Sanchez, da er das Volk, welches bereits reisefertig zu Pferde saß, nicht mehr aufhalten konnte, die verlangten Schaafe gern mit, und hielt es

noch

noch für ein Glück, daß sie das übrige Hornvieh zurück und ihn nebst seinem Gefährten beim Leben gelassen haben. In wenigen Augenblicken war von den Abiponern nichts mehr zu sehen. Indeß waren drey von den kühnsten heimlich zurückgeblieben, die beide Väter abgeredtermassen umbringen, die Kapelle plündern, und das Hausgeräth mit sich nehmen sollten. Allein noch den nämlichen Tag kam Ychoalay, wie ich schon anderswo erzählet habe, den bedrängten Vätern zu Hilfe, und leistete ihnen bei Uiberbringung ihrer Haus- und Kirchengeräthschaften nach S. Hieronymus redlich Beistand. Der P. Laurentius Casado begab sich mit dem spanischen Viehhirten nach Santa Fè, von welcher Stadt sie nach Cordova und S. Jakob Eilbothen mit der Nachricht von Entweichung des Alaykin abfertigten. In beiden Orten fieng alles erbärmlich zu zagen an, weil kein Mensch zweifelte, daß diese ihnen einst so gefährlichen Wilden ihre Räubereyen sogleich wieder vornehmen würden: Aus diesem Grunde baueten die Cordoveser, den Alaykin im Zaum zu halten, die Schanze in Tio, einem zwischen Cordova und Santa Fè gelegenen Felde, aus Ziegelsteinen so, wie man sie noch heut zu Tage sieht.

Der P. Joseph Sanchez wartete zu S. Hieronymus mit vieler Ungedult auf die Ankunft des Statthalters Barreda mit einem Geschwader spanischer Reiter von S. Jakob; denn er zweifelte nicht, daß er auf den erhaltenen Bericht von der Flucht des Alaykin, sich sogleich aufmachen würde, um die Flüchtlinge entweder wieder zur Rückkehr in die Kolonie zu vermögen, oder im Weigerungsfalle mit aller seiner Macht zu verfolgen. Man hatte bereits viele Tage gegen S. Jakob hin einen Rauch bemerket. Da nun der Pater daraus auf den Anmarsch der Spanier schloß, so ritt er eilends, blos von einem christlichen Indianer begleitet, nach dem verlassenen Fle-

cken Conception. Auf dem Wege wurde er von den herumschweifenden aber im Walde versteckten Abiponern beobachtet, als welche des Vorhabens waren ihn in der öden Kolonie zu ermorden. Weil er des Nachts in seinem vorigen Zimmer der vielen Flöhe wegen nicht schlaffen konnte, legte er sich in dem mit Pallisaden umzäunten Hof seines Hauses auf die Erde nieder. Niemand war bei ihm als sein Bedienter, der Indianer. Beide schliefen fest. Indessen schlichen sich drey Wilde in den Hof. Schon schwang einer seine Lanze, dem Pater den tödtlichen Stoß zu versetzen, als dieser noch von ungefehr aufwachte, nach seiner Flinte griff, und den Angreifer sammt seinen zweenen Gehilfen in die Flucht trieb. So besiegte einer blos durch Vorzeigung seiner Flinte drey, ungeachtet sich sonst auch ein Herkules, wie das lateinische Sprichwort sagt, nicht wider zween wagen soll. Sanchez schonte hiebei des Lebens seiner Meuchelmörder, und ersparte zugleich sein Pulver. Um aber sein Leben in Sicherheit zu setzen, kehrte er wieder wohlbehalten nach S. Hieronymus zurück, ohne von den Reitern von S. Jakob auch nur eine Seele gesehen zu haben.

Nach vielen Wochen langte endlich Barreda mit einigen Kompagnien Spaniern an. Nachdem er sich in Angesicht des verlassenen Fleckens gelagert hatte, schickte er den Landriel, dessen ich schon so oft mit Ruhm gedacht habe, mit etlichen Reitern nach dem überaus entfernten Wohnplatz des Alaykin ab, um den Abiponern durch ihn, weil sie ihn schon lange kannten und schätzten, Vergebung wegen ihrer Entweichung anbieten zu lassen, doch unter der Bedingung, daß sie unverzüglich in den verlassenen Flecken zurückkehrten. Landriel suchte sie hiebei zu überzeugen, daß die Schreckbilder, die sie zur Flucht verleitet hatten, eitel Einbildung und die Gerüchte von der Versetzung der Kolonie alle grundlos und erdichtet

dichtet waren. Er erzählte ihnen auch, daß Barreda, ihr Freund, mit einer Menge Geschenke für die Folgeleistenden, aber auch mit einer grossen Kriegsmacht da sey. Hierauf beschwor er sie noch alle insgesammt, daß sie sich ja lieber seine Nachsicht zu Nutze machen, als ihn zum Zorn reizen sollten, wobei er stets weislich seine Drohungen durch Verheißungen milderte, und seinen Verheißungen durch Drohungen Nachdruck gab. Die Abiponer gaben der Beredsamkeit dieses Mannes, der es mit ihnen so gut meinte (er sprach durch einen Dollmetscher mit ihnen) nach, ließen ihre Furcht fahren, und kehrten wieder in Gesellschaft mit ihm nach ihrer vorigen Kolonie zurück. Die Zurückgekommenen empfieng Barreda nicht blos freundlich, sondern er theilte auch freygebig unter sie die gewöhnlichen Geschenke aus; gerade, als ob er von ihrer neulichen Entweichung nichts gewußt, oder darauf schon ganz vergessen hätte. Alle Verständigen bewunderten die Klugheit dieses Mannes, der die Wilden, so strafbar sie auch waren, dennoch gelinde und sanft wie Kinder behandelte, die da, wenn sie fehlen, eher durch Spielwerke als durch Schläge und Drohungen gebessert werden. Zwar tadelten auch einige seine Gelindigkeit gegen die Flüchtlinge öffentlich und mit vielem altklugen Afterwitz. Allein diese Naseweisen hielten sich für leibhafte Martissöhne, ungeachtet sie zu Hause im Frieden ergrauet waren, in ihrem Leben mit niemand, Flöhe und Schnacken ausgenommen, gefochten, und folglich keinen Begriff von dem hatten, wozu aufgebrachte Abiponer im Kriege fähig sind.

Unstreitig verdient Barreda Lob, daß er sich eines unzeitigen Eifers enthalten hat; aber darinn mag er zu tadeln seyn, daß er den vornehmsten Abiponern zu sehr geschmeichelt und Dinge versprochen hat, die nicht in seiner Gewalt standen. Im Vertrauen auf diese Nachsicht



der Spanier, unterfiengen sie sich mancherlei, woran sie vorher nie gedacht hatten, weil sie sich nun von den Spaniern gefürchtet glaubten. Folgendes mag uns hievon zum Beweise dienen. Barreda hatte bei seiner Abreise in dem Flecken einige Stücke Wollenzeug zurückgelassen, um mit selben die spanischen Viehhirten, die man gemiethet hatte, statt des Geldes, das daselbst mangelt, weil es nicht gang und gäbe ist, zu bezahlen. Die aus der spanischen Gefangenschaft zurückgekommenen Weiber wußten den Abiponern weiß zu machen, daß Barreda gedachten Zeug für sie zur Kleidung bestimmet habe. Sie beschlossen daher, wie man sagte, den Pater umzubringen, wenn er ihnen solchen nicht selbst austheilte. Da sie nun die Nacht mit ungewöhnlichem Lärm bei einem Saufgelage zubrachten, besorgte schon Sanchez, daß die Betrunkenen ihr mörderisches Vorhaben an ihm ausüben würden. Um also sein Leben sicher zu stellen, warf er den andern Tag alle seine Stücke Zeug den gierigen und furchtbaren Wilden vor. Wenige Tage darnach langte ich auf das Geheiß meines Provinzials von S. Xavier in dieser Kolonie an. Auf der Reise hatten mich fünfzehn Mokobier zu Pferd begleitet. Ich erstaunte über die Menge gleichfärbig gekleideter Abiponer, die mir bei meiner Ankunft haufenweise sowohl zu Pferd als zu Fuße entgegenrannten. Sie trauen nämlich jedem Ankömmling feindselige Absichten zu, und wähnen, daß hierunter eine Hinterlist verborgen seyn müße. Von einem Schwarm berittener Abiponer umringet und gleichsam erdrücket, erreichte ich endlich den Hof unseres Hauses. Der P. Sanchez kam mir entgegen und umarmte mich herzlich. Sein und seiner Kleider Aussehen erweckten in mir anfangs Schrecken, nachmals aber Mitleid. Sein Hut war von Stroh, sein Rock wüste, abgenützt und beinahe unfärbig; sein Bart kohlschwarz, dick und lange. Aus den Augen leuchtete die Bitterkeit seines

nes betrübten Herzens hervor. Die Gefangenschaft unter den Seeräubern zu Algier wäre mir noch weit erträglicher, als das Leben, das ich unter diesen Wilden, von denen Sie Sich itzt umgeben sehen, verlebe. Mit diesen Seufzern bewillkommte er mich. Man kann sich vorstellen, wie mir dabei zu Muthe war.

Ich gieng in sein Zimmer, die Abiponer blieben aber immer an meiner Seite. Sie fielen alle miteinander mit ihren gierigen Händen über meine Küste her, als ich selbe, dem Pater den Brief des Bischofs zu übergeben, öffnete, nicht blos um alles anzugreifen und anzutasten, sondern auch in der Absicht, was ihnen anständig wäre, herauszunehmen, wenn sie die Furcht vor den Umstehenden nicht im Zaum gehalten hätte. Nach einer kurzen Unterredung ertönte der ganze Platz von dem Schalle der Kriegshörner, dem Wiehern der Pferde und dem Geschrey der Weiber. Ich fragte um die Ursache. Man antwortete mir, daß die wilden Mokobier in der Nähe wären. Zu gleicher Zeit donnerte es in der Luft furchtbar; und das Dunkel der Nacht machte noch alles schaudervoller. Sehen Sie, sagte Sanchez, unter solchen Unruhen müßen wir täglich leben: Sie werden sich also auch wider ihren Willen daran gewöhnen müßen. Eine große Hütte von Holzpflöcken, die die spanischen Soldaten mit Leimen überknettet hatten, war unsere Wohnung; Stroh oder richtiger Heu unser Dach; ein hölzerner Fensterladen unser Fenster, ein ungeschlachtes und ungesägtes Brett unsere Thüre, ein obenhin abgehobeltes Holz unser Tisch; ein an vier Holzgabeln hängende Ochsenhaut unser Bett, und der überall von Ameißen durchwühlte Grasboden unser Pflaster. Ich glaubte in einen Kerker und nicht in ein Zimmer zu tretten. Durch die grossen Spalten und Oeffnungen

an den Seitenwänden und dem Dache konnten nicht nur Wind, Staub, Regen und die Sonne durchdringen; sondern auch Schnacken, Schlangen und Kröten hatten dadurch freyen Zutritt zu mir. Die von den Würmern zernagten Palmbäume, auf welchen das Dach ruhete, enthielten auch reichhaltigen Stoff zu unserer Qual. Die Würmer nämlich peinigten unsere Ohren Tag und Nacht mit ihrem Gezische, unsere Augen aber mit einem gelben Staub, den es unablässig herabregnete. Die ungeheueren Stücke Leim, oft von dreyßig Pfunden, die zuweilen auf einmal von der Wand losgiengen, wären allein hinlänglich gewesen, mich zu zermalmen, wenn sie mich im Fallen erreicht hätten. Und nun die Kost. Unser Mittag- und Abendmahl bestand täglich in gesottenem und gebratenem Rindfleisch. Kam noch türkisches Korn (Mayz) oder eine Melone dazu, ja dann glaubten wir herrlich geprasset zu haben: denn dazumal konnten wir uns noch nicht, weder auf den Acker- noch Gartenbau verlegen, welchen wir aber hernach fleißig trieben. An das Brod wurde nicht einmal gedacht. Unseren Trank holten wir aus dem nächsten Bache. An Wein gebrach es uns zuweilen selbst zum Meßopfer. Diesen Mangel an fast allen Bedürfnissen darf man nicht etwa unserer Unthätigkeit zuschreiben. Man bedenke nur, daß S. Jakob, woher wir mit allem versehen werden mußten, hundert siebzig Meilen, und Santa Fè sechzig Meilen von unserem Flecken weg lag, und daß die Reise wegen der vielen Pfützen immer beschwerlich und wegen der herumstreifenden Wilden immer gefährlich, folglich stets mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. So sah es damals in dem Flecken aus, den ich als mein Noviziat bei den Abiponern und als eine zweyjährige Probeschule in der Gedult zu betrachten hatte. Freylich scheint so ein Leben einem Europäer qualvoll und beinahe unerträglich; allein man gewöhnt sich allmählich daran, und erduldet

duldet es auch gern um Gottes Willen, dessen Dienste wir all unser Seyn und Wirken gewidmet haben, als wir uns zur Uiberfahrt in Amerika freywillig entschlossen. Nicht die Mühseligkeiten unserer Nahrung, sondern die Wankelmüthigkeit und Herzenshärte der Wilden waren es, die uns von Zeit zu Zeit traurig machten.

# Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

## Schicksale und Beunruhigungen der Kolonie.

Den Wilden Menschlichkeit und Religion beizubringen, lag uns vor allen Dingen am Herzen. Dahin waren alle unsere Sorgen und Bemühungen gerichtet. Allein immer klagten wir, daß der Erfolg denselben nicht entsprach. Immer auf den Angriff der Feinde oder ihre eigene Vertheidigung bedacht, pflegten die Abiponer, wenige ausgenommen, weder bei dem Religionsunterrichte zu erscheinen, noch unsere Ermahnungen zu befolgen. Täglich erhoben sich neue Unruhen. Die alten Streitigkeiten mit den wilden Mokobiern, die bereits vergessen zu seyn schienen, brachen wiederum von neuem aus. Sie kamen oft, unsere Pferde wegzutreiben, und die ihnen Widerstand thun wollten, zu ermorden. Wenige Tage vor meiner Ankunft gelang es einem unsrigen Abiponer, zween von diesen Räubern mit der Lanze zu erstechen, welches aber die Abiponer selbst mehr dem Glücke als

der

der Tapferkeit ihres Landsmannes zuschrieben. Nicht lange darnach rückten die Mokobier, den an ihren Landesleuten verübten Mord zu rächen, in größerer Anzahl heran, und trieben uns bei der Nacht von den entfernteren Weiden eine ungeheure Menge Pferde weg, ohne daß sie von jemand bemerkt wurden. Nachdem sie sich der Beute bemächtiget hatten, eilten sie, ohne etwas vom Feinde mehr zu besorgen, durch einen Wald nach Hause. Hier wurden sie von unseren Abiponern, die daselbst Johannesbrod sammelten, und deswegen die Nacht im Walde zubrachten, beobachtet, jählings überfallen, und so übel mitgenommen, daß ihrer einige auf dem Platze blieben, andere verwundet wurden, die übrigen aber ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Unsere Uiberwinder zogen unter Mittagszeit wie im Triumphe in den Flecken ein. Ihre Siegeszeichen bestanden in der Menge Pferde, die sie entweder zurückerobert oder dem Feinde abgenommen hatten. Hierunter befand sich auch ein kleiner, gesattelter und mit Straußenfedern herrlich geschmückter Falbe, den der Anführer der Mokobier (er blieb im Treffen) geritten hatte. Ich sah dieses Pferd selbst vorbeiführen. Außer den Bögen und Pfeilen der Mokobier wiesen sie auch unter der Beute eine überaus lange Lanze, die gleichfalls dem getödteten Anführer der Mokobier zugehörig war. Von unseren Leuten wurde nur ein einziger durch einen feindlichen Pfeil im Arme leicht verwundet. Tabañari hieß er, ein junger feuriger Krieger und das vornehmste Werkzeichen des Sieges. Aus diesem Vorfall erhellet, wie viel wenige wider eine weit größere Anzahl Feinde vermögen, wenn diese unvermuthet überfallen, oder von einem plötzlichen Schrecken ergriffen werden.

Durch diese Unfälle ließen sich die Mokobier keineswegs abschrecken; sondern sie kamen bald in kleinen

Rotten

Rotten und bald in grossen Haufen wieder. Am S. Josephstag schlich sich eine zahlreiche Schaare Mokobier durch den nahen Wald heran. Allein ein Abiponer entdeckte ihre Anstalten, worauf dann die übrigen, selbe zu vereiteln, sogleich zu den Waffen griffen und mit gesammter Macht auf die Mokobier losgiengen. Von dem Getümmel der fliehenden Feinde und der ihnen nachsetzenden Abiponer erbebte das Feld gegen zwo Stunden lang weit und breit, so wie auch die Luft von dem Schall der Kriegspfeifen ertönte. Die wehrlose Weiberschaare verbarg sich indessen mit ihren Kindern unter tausend Seufzern in dem mit Pallisaden verwahrten Hof unseres Hauses, an dessen Eingang ich Schildwache stand. Das schwarze Dunkel der Nacht und das Kirren des stürmenden Sudwindes erfüllten mich mit einem gewissen Schauder. Da ich in dieser Finsterniß nicht das Geringste unterscheiden konnte, so wollte ich bereits meine Flinte losdrücken, als ich jemand langsam zum Thor herzureiten hörte. Doch erkannte ich aus der Stimme den ersten Caciquen des Fleckens Alaykin, als er mir auf meine Frage, wer hier wäre? Miekakami antwortete. Er hatte sich von den übrigen getrennet, und war in dem Felde herumgeritten, um zu sehen, ob seine Leute im Rücken keinen Hinterhalt zu befürchten hätten. Endlich schwiegen auch die Kriegspfeifen. Aus dieser Stille schloß ich, daß die Mokobier schon weit zurückgeschlagen seyn müßten. Ich zog mich daher heimlich in meine Zelle zurück, schlafen zu gehen. Allein ich hatte noch nicht mein Zimmer erreicht, als sich auf dem Platze ein neuer Lärm von Reitenden und Kriegstrompeten, ein entsetzliches Zettergeschrey und ein erbärmliches Weibergewinsel, als wenn sie alle am Messer gesteckt wären, in unserem Hofe erhob. Ich nahm wieder meine Flinte und lief hinzu. Die Feinde nämlich, welche auf ihrer Fluch spornstreichs den nördlichen Gegenden zueilen

wollten,

wollten, verirrten sich im Finstern und geriethen südwärts, so daß sie von einer Schaare nachsetzender Abiponer mitten durch den Platz gejagt wurden. Ob alle diese Helden, die flüchtigen sowohl als die verfolgenden, bei ihrem jämmerlichen Geschrey auch nur einen Tropfen Blut vergossen, weiß ich wahrlich nicht. Das allein weiß ich, daß ich, um die alten Indianerinnen von ihrer Furcht zu befreyen, die ganze Nacht schlaflos zugebracht habe, indem ich stets unter dem Thore Schildwache stand; denn mein Amtsgefährter, der mich hätte ablösen sollen, ward gerade dazumal von den heftigsten Zahnschmerzen gequälet. Indessen beschwerte ich mich über nichts weniger als über dessen Abwesenheit; denn wenn er an meiner Seite stand, fürchtete ich mich vor ihm mehr als vor dem Feinde. Seine Flinte war so schadhaft, daß sie nur mit einem Feuerbrande gelöset werden konnte. Zudem trug er all sein Pulver, das er zu Haus hatte, an einem grossen Ochsenhorn an seiner Seite mit sich. Ein Fünkchen also, das von dem glühenden Brande von ungefähr in das Ochsenhorn gefallen wäre, hätte uns beide in die Luft gesprengt. Ich habe ihm oft gerathen, er möchte, wie ich, sein Pulver Patronenweis in einer Patrontasche mit sich nehmen; allein er folgte meinem Rath nicht. Dieß wollte ich von dem unseligen Feuergewehr darum anmerken, damit man über die Geschichtschreiber lachen möge, die von den Zeughäusern und Rüstungen der Missionarien in Paraquay so viel und so unverschämt in die Welt hineinlogen. Um ein weitläuftiges Werk eines sehr berühmten Schriftstellers, das ich aus Europa gebracht hatte, tauschte ich mir eine Flinte ein, ein Geräth, dessen man in den Kolonien der Wilden nicht entbehren kann. Ich gebrauchte sie blos die Einwohner zu schützen, und die Feinde zu schrecken, nicht zu tödten; denn ich betheuere meinen Lesern hoch und theuer, keinem Menschen ein Haar jemals gekrüm-

krümmet zu haben, wiewohl ich eine sehr sichtbare Narbe aus Amerika mit mir gebracht habe. Auch der Tag ist merkwürdig, wodurch unsere Abiponer einen neuen Uiberfall der Mokobier durch eine List glücklich von uns abwandten. Man entdeckte sie nämlich auf dem Felde sehr zeitig, eben da sie eine Unternehmung auf den Flecken vorhatten. Von unseren Abiponern waren alle, bis auf sieben von Flecken abwesend und nach ihrer Gewohnheit in den Wäldern auf der Jagd. Der Cacique Alaykin entdeckte mir, zu Pferde auf seine Lanze gelehnt, seine Besorgnisse. Was werden wir anfangen, sagte er zu mir, als er sich umsah, und den Flecken völlig ausgeleeret fand. Wir haben keine Leute. Weil es uns heute an Leuten gebricht, antwortete der kleine aber scharfsichtige und sinnreiche Hamihegemkin, so müssen wir die List zu Hilfe nehmen. Hierauf zog er unverzüglich spanische Kleider an, um einen Spanier vorzustellen: und ritt in Begleitung der übrigen sechs spornstreichs den Mokobiern entgegen. Da nun sein Anblick diese auf die Vermuthung brachte, daß spanische Reiter von S. Jakob in einem Hinterhalte auf sie lauern möchten, so zogen sie die Flucht dem Gefechte vor. Durch diese Kriegslist wurden wir von einer der augenscheinlichsten Gefahren befreyet. Ich würde nie fertig werden, wenn ich alle Streifereyen der Mokobier von dieser Art anführen wollte. Die Wilden gleichen den Mücken; je öfter man sie wegjagt, desto öfter kommen sie wieder. Sie erschöpfen sich selbst und andere.

Die Mokobier bemerkten, daß alle dergleichen unbedeutende Anfälle nicht blos unnütz, sondern auch ihnen selbst nachtheilig waren. Sie beschlossen daher zuletzt, den Flecken mit gesammter Macht anzugreifen, dessen Einwohner durch diese ihre Uibermacht zu übermannen, und so zu sagen auf einen Streich zur Erde zu strecken.

Sie



Sie machten daher mit allen Tobas, Lenguas, Mataquayos, Malbalaes, Yapitalakas und Vilelas, berittenen Wilden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, einen Bund, und brachten dadurch von so vielen Völkerschaften eine überaus grosse Heeresmenge zusammen. Voll des Vertrauens auf ihre ungeheure Anzahl und die kriegerischen Talente ihrer Anführer, glaubten alle zuversichtlich nicht sowohl ins Treffen als zum Siege zu eilen, und das zahlreiche Vieh der Kolonie in kurzem in ihren Händen zu haben. Nachdem diese wider uns verschworenen Schaaren ihr Bündniß das zweyte und drittemal erneuert hatten, begaben sie sich einigemal auf den Weg; allein bald wurden sie wegen Mangel an süßem Wasser, bald wegen Uiberschwemmungen, die da alle Felder unter Wasser gesetzt hatten, und bald wegen der strengen Sonnenhitze, die ihre Pferde nicht aushalten konnten, genöthigtet, unverrichteter Dinge wieder zurückzukehren. Wiewohl also die Feinde unseren Flecken nicht erreichen konnten, so verbreitete sich dennoch das Gerücht von ihrer Menge und ihrem Anzuge bis zu uns, und setzte mehr noch als ihre Gegenwart alles in Angst und Schrecken. In der Meinung, daß man diesem gewaltigen Schwarme zu widerstehen schlechterdings nicht im Stande wäre, machte sich einer nach dem andern mit seiner Familie aus dem Flecken um in ihren bekannten Schlupfwinkeln Sicherheit zu suchen. Um aber nicht den Ruhm der Unerschrockenheit, als an dem ihnen überaus viel gelegen ist, zu verlieren, und für zaghaft gehalten zu werden, gaben sie vor, daß sie auf die Jagd giengen. Von diesem Vorwand machten die Abiponer, wenn sie sich fürchten, schon oft Gebrauch, wie ich in allen Flecken beobachtet habe. So wie sich die Zahl der Flüchtlinge vermehrte, so vermehrten sich auch bei den wenigen Zurückgebliebenen der Schrecken, die Ursachen sich zu fürchten, und die Gefahr. Täglich lagen sie uns mit

den fürchterlichsten Gerüchten von der baldigen Ankunft der Feinde in den Ohren, also zwar, daß uns die Wahrscheinlichkeit der Gefahr in die Nothwendigkeit versetzte, Tag und Nacht Wache zu halten, wenn wir uns anders vor einem jählingen Uiberfall sichern wollten. Keiner schlief ohne Besorgnisse ein, so wie sich auch keiner ohne Waffen von dem Flecken auch nur ein wenig entfernen durfte. Die Furcht stellet die Uibel als nahe dar, so wie sie denn überhaupt alles verdächtig macht; besonders unter den Wilden von Amerika, die da oft auf einmal heranreiten, wenn man sie am wenigsten erwartet. Daher ist auch immer die Gefahr am größten, wenn alles ruhig und sicher scheint. Durch so viele Erfahrungen belehret, pflichte ich immer dem Cicero bei, wenn er sagt: **Ich will lieber furchtsam scheinen, als unbehutsam seyn.** *) Zu dem Krieg mit auswärtigen Feinden kamen noch einheimische Streitigkeiten, die sich unter den Abiponern selbst angesponnen hatten. Es ist unglaublich, wie sehr der alte Zwist der Rükahes mit den Nakaiketergehes der Aufnahme der neuen Kolonien im Wege stand.

Zu gleicher Zeit ward auch der Flecken S. Hieronymus unabläßig beunruhiget, indem Debayakaykin, wie ich oben gesagt habe, demselben stets zusetzte oder drohete. Gegen unseren Alaykin hegte Ychoalay, weil seiner Meinung nach jener dem Debayakaikin anhieng, und um alle seine Anschläge wider die Rükahes wußte, einen unversöhnlichen und tödtlichen Haß; und suchte daher den Leuten des Alaykin auf alle mögliche Weise zu schaffen zu geben, wiewohl er dabei immer seinen be-

sonderen

*) Malo timidus videri, quam esse parum cautus.

sonderen Eifer für das Interesse der Spanier zum Vorwand brauchte. Ich will die Anläße und Ursachen dieser Zwistigkeiten vom Anfange erzählen. Als sich unsere Abiponer zu Conception niedergelassen hatten, thaten sie wohl fünfzehn Monate, obschon sonst Morden und Rauben ihr Handwerk war, den Spaniern nicht das geringste zu Leid, und hielten den Frieden unverbrüchlich. Ein einziges Pferd stürzte diesen Flecken so wie einst Troja ins Verderben. Von den spanischen Soldaten, welche uns die zweytausend Kühe brachten, die der Statthalter in Tukuman in den spanischen Meyereyen von Santa Fè zusammengekauft hatte, stahl einer heimlich ein Pferd von auserlesener Schönheit. Den Abiponer, dem es zugehöret hatte, schmerzte der Verlust ungemein. Um denselben nicht blos zu ersetzen, sondern auch Rache dafür auszuüben, trieb er bei der Nacht aus einer Meyerey bei Santa Fè vierzehn der trefflichsten Pferde weg. So bald Ychoalay, der stets in unserem Flecken zween Kundschafter unterhielt, davon Nachricht eingezogen hatte, erschien er mit dem Spanier, dem die weggetriebenen Pferde zugehöret hatten, und trieb selbe, so sehr sich auch die Abiponer darwider setzten, zurück in die Meyerey. Diese Wegnahme war, weil selbe unter Drohungen und Beschimpfungen bewerkstelliget wurde, unseren bereits an den Frieden gewöhnten Abiponern das Losungszeichen ihre Pferdräubereyen wieder vorzunehmen.

Zum Beweise, daß sie den Ychoalay sammt allen seinen Spaniern, die ihn unterstützten, im geringsten nicht fürchteten, streiften die jungen Abiponer haufenweise in den Meyereyen von Santa Fè, ohne daß sich die Alten oder die im Ansehen standen, auch nur ein Wort dagegen zu sagen getraueten, ohne unser Vorwissen und unseren Willen herum, ungeachtet wir ihnen öfter einbanden, daß sie den Frieden mit allen unverbrüchlich halten, und sich

der

der Räubereyen gewissenhaft enthalten sollten. Allein was für einen Eindruck sollten die Worte der Priester auf Wilde machen, wider welche die vereinigte Macht der ganzen Provinz zwey Jahrhunderte hindurch nichts vermochte? Aufgebracht über die Nachricht von den Pferden, die unsere Räuber von Zeit zu Zeit wegtrieben, sprengte einst Ychoalay ganz allein und völlig unbewaffnet daher, es wäre denn, daß wir seine kochende Galle und seine drohende Mine Waffen nennen wollten. Er hielt von seinem Pferde, wie von einer Kanzel herab, an das zusammengelaufene Volk eine lange Predigt, daß man die gestohlenen Pferde den Spaniern alsogleich zurückstellen sollte. Allein die Umstehenden zischten ihn aus, und Alaykin, der heimlich zuhörte, nannte ihn selbst laut einen verschmitzten Betrüger. Sein Sohn Pachieke, Anführer der Räuberbande, foderte ihn zu einen Zweykampf auf, indem er nach ihm mit einem Pfeile zielte; dagegen Ychoalay dem Pachieke mit vieler Verachtung seine blosse Brust wies. Beleidiget über dieses Betragen gegen ihn, begab er sich in unser Haus und sagte zu mir, deine Untergebene hören nicht auf mich; ich werde ihnen also mit den Waffen abzwingen, was ich mit Worten von ihnen nicht erhalten kann. In dreyen Tagen werde ich, wenn sie die Pferde nicht zurückstellen, als Feind hier seyn. Ich eile nun nach Hause, um so viele Leute zusammenzubringen, als ich kann. Diese Nacht blieb er bei uns; des anderen Tags aber gieng er im vollem Grimme zurück in seine Kolonie. Alle unsere Ermahnungen und Bemühungen ihn zu besänftigen und von seinem Vorhaben abzubringen, waren vergebens. Auch unsere Abiponer wollten, unseres dringenden Bittens ungeachtet, lieber mit einer unbegreiflichen Verstockheit das Aeußerste abwarten, als die weggetriebenen Pferde den Spaniern zurückgeben, und machten sich alle Tage zum

 Gefecht



Gefecht bereit. Weil mein Amtsgefährter, der P. Sanchez, aus diesem Kampfe, er möchte nun ausfallen, wie er wollte, die schlimmsten Folgen besorgte, reisete er, ungeachtet die Wilden auf allen Wegen herumschwärmten, nach S. Hieronymus, in der Absicht dem Ychoalay friedlichere Gesinnungen einzuflößen. Allein er hätte einem Tauben geprediget, wenn nicht Chitalin, der damals schon christliche Cacique der Mokobier, welche dazumal zu S. Hieronymus wegen der Gefahr, womit dieser Flecken von dem Debayakaikin bedrohet war, in Besatzung lagen, den Ychoalay auf beßere Gedanken gebracht hätte. Weil man aber den gegenseitigen Groll nicht fahren ließ, sondern nur auf eine Zeitlang unterdrückte, so war diese kurze Windstille der Vorboth der fürchterlichsten Stürme, deren einer auf den andern folgte.



Sechs

# Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

## Meine Reise nach S. Yago in Angelegenheiten des Fleckens.

Die Sachen waren bereits so weit gediehen, daß man dem völligen Untergang der beiden Kolonien, theils ihres wechselweisen Zwistes und theils der Anfälle der auswärtigen Feinde wegen täglich entgegen sah. Einer von uns, sagte mein Amtsgefährte der P. Sanchez zu mir, muß nach S. Jakob reisen, sich mit dem Statthalter von Tukuman oder wenigstens mit dem Unterstatthalter wegen der bevorstehenden Gefahr zu besprechen, und von ihm Rath und Hilfe zu verlangen, wenn uns anders noch zu rathen und zu helfen ist. Sie wissen, daß der Weg hundert und siebzig Meilen beträgt, eben so beschwerlich als gefahrvoll ist, und durch ungeheuere Wüsteneyen geht, worinn man keine menschliche Spur antrifft, es wäre denn, von herumstreifenden Wilden, die auf Raub ausgehen. Mir ahndet es, daß Sie, wenn Sie diese Reise unternehmen, entweder in einem Morast stecken bleiben, oder den Beschwerlichkeiten der Reise unterliegen werden. Dieses stellte er mir mit eben so vieler Wahrheit als Freundschaft vor. Allein er schreckte mich damit so wenig, daß ich weit lieber als Abgeordneter nach der Stadt gehen, als in dem unsichern Flecken Schildwache stehen, und Befehlshabers- und Besatzungsdienste zugleich verrichten wollte. Wäre die Kolonie in Abwe-

senheit meines Gefährten zu Grunde gegangen, so sah ich vor, daß mir die Spanier alle Schuld beigemessen hätten: denn das haben schon die Statthalter in Paraquay im Brauche, daß sie, wenn neue indianische Kolonien einen guten Fortgang gewinnen, sich allen daraus entspringenden Ruhm allein zueignen, und dafür von dem Könige mit Belohnungen überhäuft werden; wenn selbe aber in Verfall gerathen, alle Schuld auf die vorgegebene Unthätigkeit, Furchtsamkeit oder Strenge der Väter schieben. Diese Betrachtungen bewogen mich lieber auf der Reise mein Leben in Gefahr, als meinen und der deutschen Nation Namen der Tadelsucht der Vernünftler bloßzusetzen.

Diese in aller Rücksicht beschwerliche Reise tratt ich mit drey christlichen Indianern, von der Nation der Mataràs, an, die den Wilden an Wildheit nichts bevorließen. Sie redeten die Sprache Quichua, von der ich kein Wort verstand, und sie verstanden dafür kein Wort spanisch. Zu diesen dreyen Gefährten kam ein vierter, dessen Vater ein Spanier, die Mutter aber eine Schwarze war. Weil er von einem peruanischen Silberwagen heimlich zweytausend spanische Thaler entwendet hatte, wurde er zu S. Jakob in Fesseln gelegt, hernach aber, weil er aus dem Kerker entflohen war, zur Strafe für sein Verbrechen zu uns geschickt, die Aufsicht über die Viehhirten unserer Kolonie zu übernehmen. Dieß ist daselbst nichts ungewöhnliches. Hat doch auch eben diese Stadt vier andere Mörder zur Viehwartung bei uns verurtheilet. Der des Diebstahls überwiesene und aus dem Kerker entwichene Mulat bediente mich auf dem Wege. In der That ein vortrefflicher Vertheidiger und Bedienter! Dennoch war er mir nicht nur nützlich, sondern auch unentbehrlich. Der Weg, den wir machen mußten, geht größtentheils über Moräste und Seen, die

mit

mit Binsen von verschiedener Art und überaus hohem Rohricht bewachsen, damals aber auch von dem langwierigen Regen also aufgeschwollen waren, daß die Pferde kaum fortkommen konnten, und wegen der vielen unter dem Wasser verborgenen Gruben und Ameißenhaufen stets in Gefahr zu straucheln schwebten. Das ganze übrige Feld schwamm gleichfalls im Wasser, und stellte ein förmliches Meer vor. Kaum fanden wir ein Stück Wasen, worauf die Pferde weiden und wir uns des Nachts hinlegen konnten. Die ersten drey Tage setzte uns ein Platzregen unter Donner und Blitzen Tag und Nacht unabläßig zu. Wir, unsere Kleider, Brevier und übrigen Geräthschaften trieften vor Näße. In dem Rindfleisch, unserer einzigen Wegzehrung, wimmelte es bereits von Motten, weil es täglich naß geworden war. Als sich der Himmel aufgeheitert hatte, und ein kalter Sudwind wehete, hängten wir unser Fleisch, um es zu trocknen, an einem Stricke auf, da es dann einen so abscheulichen Gestank ausdünstete, daß selben von uns keiner auch nicht von weitem ertragen konnte. Und dennoch mußten wir dieses faule Fleisch, um nicht Hungers zu sterben, weil wir in der grossen Einöde keine andere Lebensmittel an der Hand, noch zu erwarten hatten, verzehren. Meine Gefährten, die Indianer, durchstachen im Rio Salado einen überaus grossen Fisch; sie verzehrten aber selben ganz allein, ohne mir in meinem heißesten Hunger auch nur ein Stückchen davon anzubieten. Hieraus mag man auf ihre Rohheit und Härte schließen. Weil der Regen mehrere Tage angehalten hatte, so tratten auch sonst unbeträchtliche Flüße aus ihren Ufern, und erschwerten uns dadurch nicht blos das Ubersetzen, sondern machten dasselbe auch gefährlich. Zudem war auch die Ochsenhaut, auf der wir wie auf einem Kahne über die Flüße setzten, durch den dreytägigen Regen also schlapp und weich geworden, daß wir uns

uns ihrer gar nicht mehr hätten bedienen können, wenn wir sie nicht mit Baumästen auf allen Seiten auseinander gespannet hätten. Daß wir den Augen der dort herumschweifenden Wilden entgangen waren, hielten wir nicht nur für ein Glück, sondern auch für ein Wunder; denn ungeachtet wir sowohl von ihnen als auch den Pferden, die sie den Späniern weggetrieben hatten, allenthalben noch frische Spuren entdeckten, so wurden wir dennoch von ihnen selbst nie entdecket.

Die grosse Menge Pferde, die wir auf eine so langwierige Reise mitgenommen hatten, waren von dem häufigen Schwimmen und vom Hunger so entkräftet, daß sie kaum mehr ihre Sättel zu tragen im Stande waren. Auch ihre Hufen wurden im Wasser so weich, daß sie nur mit vieler Mühe mehr vorschreiten konnten. Die letzten Tage bestieg ich in Zeit von vier Stunden fünf Pferde. So sehr hatte das langwierige Waden im Wasser ihre Kräften erschöpfet. Auch läugne ich nicht, daß ich durch das lange Reiten im Regen unglaublich viel gelitten habe. Man empfindet keine kleine Beschwerde, wenn man die nassen Kleider Tag und Nacht auf dem Leib haben muß. Meine Gefährten warfen immer alle Kleidungsstücke von sich, und warteten ganz nackt, bis selbe in der Luft oder beim Feuer wieder trocken würden. Dieses konnte ich, nicht thun, ohne den Gesetzen der Schaamhaftigkeit zu nahe zu tretten. Außerdem schwächte mich auch das lange Fasten nicht wenig; denn von dem faulen Fleische nahm ich in Ermanglung alles anderen nur einige Bissen zu mir. Den dreyzehnten Tag unserer Reise stürzte ich vom Hunger angetrieben, als wir eine einsame Hütte entdeckt hatten, in selbe hinein; fand aber nichts darinn als eine Melone und drey türkische Kornähren, welche ich sogleich aufzehrte, und die mir ein ganz neues Leben zu geben schienen. Nach einer

von sechzehn Tagen erblickten wir endlich am grünen Donnerstag um neun Uhr Vormittag die Stadt Sant Yago; allein wir waren noch von derselben durch den sogenannten süßen Fluß geschieden. Dieser hatte sich zur Zeit seiner jährlichen Uiberschwemmung, der gewaltigsten, die man seit zwanzig Jahren gesehen hatte, auf eine so ungeheuere Weite, ausgebreitet, daß sich auch die geschicktesten Schwimmer darüber zu setzen scheueten; denn er soll aus allen vereinigten Bächen von ganz Tukuman bestehen. In seinem reißenden Laufe führte er ungeheuere Baumblöcke, und vom Ufer weggeschwemmte Wohnhütten mit sich fort. Hätte unser rindledernes Fahrzeug daran gestossen, so würde es ohne Zweifel durchlöchert oder umgestürzt worden seyn. Daß ich über dieses fürchterliche Gewässer glücklich wiewohl nicht ohne Angst und Gefahr gekommen bin, habe ich dem vorsichtigen Barreda zu danken, als welcher mir auf den Brief, worinn ich ihm meine Ankunft auf dem jenseitigen Ufer zu wissen machte, sogleich seine zween beßten Schwimmer aus der Stadt schickte, um mich durch selbe über den Fluß bringen zu lassen.

---

# Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

## Mein Aufenthalt in Sant Yago. Unser Cacique Alaykin reiset zum Statthalter von Salta.

Nachdem wir, Barreda und ich, uns wie gewöhnlich wechselweise umarmet hatten, gab ich ihm (einem Manne, den ich ungemein hoch schätzte) von dem Zustande der Kolonie umständlich Nachricht. Täglich berathschlagten wir uns, über die Mittel den Verfall derselben zu verhüten. Wenige Tage hernach fertigte er einen Eilbothen mit unseren Briefen zu dem Statthalter von Tukuman, Joannes Viktorinus Martinez del Tineo, ab, der weit von Sant Yago in der Stadt Salta seinen Sitz hatte. Von hier sandte der Statthal- einen andern nach der Stadt Xuxuy, dem gewöhnlichen Aufenthalt der königlichen Schatzmeister. Bis diese Staffeten hin und wieder kamen, mußte ich zu Sant Yago bleiben; wiewohl ich darum nicht müßig gieng, denn ich hörte, der Angelegenheiten der Kolonie, die ich zu besorgen hatte, ungeachtet, fast täglich Spanier und Schwarze Beicht, indem damals gerade die Ostern einfielen. Weil ich fremde war, und nächstens abreisen sollte, giengen mir eine Menge Menschen von allen Ständen zu. Diesen Brauch erfuhr ich auch anderwärts. Der Statthalter

halter Martinez ersuchte uns einigemale in seinen Briefen, daß wir ihm den Alaykin und andere Caciquen der Abiponer nach Salta zu einem Besuche senden möchten; er hoffte nämlich ihre Herzen durch seinen freundschaftlichen Umgang, durch ihre prächtige Bewirthung und durch Geschenke, die er unter sie reichlich zu vertheilen im Sinn hatte, zu gewinnen. Allein Wilde sind von Natur zu scheu und argwöhnisch, als daß sie nicht bei allen Freundschaftsbezeugungen der Spanier Trug und Hinterhalt besorgten. Aller Einladungen ungeachtet, wollte Alaykin die Reise nicht unternehmen. Endlich kam er auf einmal, eben als ich mich zu Sant Yago aufhielt, aus welchen Bewegründen, weiß ich nicht, mit zweenen Abiponern von der Klasse der Gutgesinnten daselbst an, und setzte nach dreyen Tagen, die er zu Sant Yago ausruhete, seine Reise nach Salta, dem Sitz des Statthalters, fort. Barreda gab ihm mit vieler Vorsicht zween Spanier mit, einen als Wegweiser, den andern als Dollmetscher, beide aber zu ihrer Vertheidigung wider plötzliche Anfälle. Diese Reise gefiel dem Barreda nicht sonderlich, mir aber gar nicht; denn wenn einer von den dreyen Abiponern, sey es hernach durch die in diesen Gebirggegenden gewöhnliche Kälte, an die sie nicht gewohnt waren, oder durch ein Fieber, die daselbst wegen des ungesunden Wassers nichts seltnes sind, oder durch einen andern Unfall um sein Leben gekommen wäre, so würde die ganze abiponische Nation ohne Zweifel seinen Tod den boshaften Kunstgriffen der Spanier zugeschrieben, und hieraus unverzüglich Anlaß zu einem neuen Kriege genommen haben. Den ersten Tag, da die Abiponer zu Sant Yago anlangten, fehlte sehr wenig, daß ihnen nicht die Spanier Mißtrauen in ihre friedfertige Gesinnungen eingeflößet hätten; denn diesen Tag wurde, wie alle Jahre, das Hochwürdigste mit dem feyerlichsten Gepränge auf allen Plätzen herum-

getragen; wobei dann einige betteten, andere sangen, und noch andere, die Tänze des Davids vor der Bundeslade nachzuahmen, sittsam herumtanzten. Den öffentlichen Jubel zu bezeugen, wurden hie und da in den Gässen ziemlich grosse Beller (eine Art Feuermörser) gelöset. Die Abiponer, denen alle diese Ceremonien noch völlig fremde waren, hätten darauf geschworen, die Spanier führten, da sie von ihnen mit Schießpulver begrüßet wurden, etwas Feindseliges im Schilde; wenn ich ihnen nicht durch die Erklärung dieser Feyerlichkeit ihren Irrthum benommen hätte. Zur nämlichen Zeit, da die Prozeßion auf dem Platz herumgeht, springen auch einige Schalksnarren in lächerlicher Kleidung (die Paraquayer nennen sie Cachidiablos, schöne Teufel) herum, geben den gemeinen Leuten, besonders wenn sie schwätzen, oder sich nicht eingezogen verhalten, mit einer klappernden Peitsche Schläge. Hätten die Abiponer, die da ihre Reise unbewaffnet angetretten hatten, auch nur einen einzigen Schlag erhalten, so würden sie des Klagens über die Unbild, die ihnen von den Spaniern zugefüget worden wäre, kein Ende gefunden haben. Was würde dieß nicht für ein Vorwand, die Freundschaft mit den Spaniern abzubrechen, und den Krieg wieder von neuem anzuheben, für die Abiponer gewesen seyn? Man kann von den Wilden, überhaupt sagen, daß sie, so gut sie es auch mit den Spaniern meinen mögen, selten ohne Abbruch ihrer freundschaftlichen Gesinnungen in den spanischen Flecken wandeln; denn ihre Freundschaft ist wie Glas zerbrechlich. Empfangen sie auch von den Spaniern keine Unbilden, so bilden sie sich dennoch solche ein, und werden oft durch den Schatten an der Wand beleidiget.

Diese

Diese Betrachtungen bewogen mich, dem Barreda seine Bitte, daß ich die Abiponer auf ihrer Reise begleiten möchte, rund abzuschlagen. Denn hätte ihnen der Statthalter das üble Betragen, das sie in dem Flecken geäußert hatten, und das jenem der P. Sanchez rein überschrieb, verwiesen, so würden sie mich ungezweifelt für ihren Ankläger angesehen, ihre vorige Liebe mir entzogen, und mich dem tödlichsten Haße der ganzen Nation preißgegeben haben. Dieß setzte ich allemal den Gründen des Barreda entgegen. Alaykin wurde von dem Statthalter, einem überaus gefälligen Manne, prächtig bewirthet, und wie ein vornehmer Spanier gekleidet, nicht ohne beträchtlichen Aufwand, aber ganz ohne allen Nutzen. Denn als er nach seiner Wiederankunft zu Hause seinen Landesleuten die kostbaren scharlachenen Kleider wies, und alle ihm von dem Statthalter erwiesene Ehren mit vielem Prunke erzählte, brachen sie insgesammt in die Worte aus: Sieh, wie uns die Spanier fürchten! So legen sie alle Höflichkeits- und Freundschaftsbezeugungen thörichter Weise für Anzeichen der Furcht der Spanier vor ihnen aus. Auch sahen die gemeinen Spanier den Alaykin in seinem prächtigen spanischen Kleide, womit ihn der Statthalter beschenkt hatte, mit scheelen Augen an. Sehet! sagten sie, der Räuber, der mehr als hundertmal den Galgen verdienet hätte, hat für seine vielen bei uns verübten Mordthaten, für seine Räubereyen und Mordbrennereyen diesen Lohn erhalten. Indessen reizte dennoch den Alaykin die Pracht seines Kleides nicht so sehr, daß er mit seiner Landestracht, an die er von Jugend auf gewöhnt war, stets zufrieden, selbes nicht in einer Küste im Staube ruhig liegen gelassen hätte. Nur ein einzigesmal zeigte er sich zu Hause in seinem spanischen Anzug (aber ohne Hemd, Strümpf und

Schuhe)

Schuhe) neuangekommenen Spaniern; machte aber d mit weniger Staat, als sich lächerlich.

Merkwürdig ist, daß in der nämlichen Zeit, d Alaykin von den Spaniern so freundschaftlich, und übe seine Verdienste mit so vieler Auszeichnung behandel wurde, andere Abiponer in die kordovesischen Meye reyen einfielen, in der Absicht ihre Pferde wegzutrei ben. Allein herzueilende Soldaten jagten sie in di Flucht. Einer von der Horde des Alaykin wurd gefangen, und zu Cordova in den Kerker geworfen allein auf die Vorbitte des Barreda und meinen Brief worinn ich auf seine Loslassung drang, bald darau wieder in Freyheit gesetzet, damit nicht die Wilden seine Gefangenschaft mit Vergießung einer Menge spanischen Blutes rächten. Ich habe diesen Mann in unserer Kolonie selbst gesehen, aber sein Name ist mir entfallen. Zu dieser Zeit griff auch ein Haufe Abiponer die Spanier von S. Jakob, die in den sogenannten Eisenwäldern Honig und Wachs sammelten, feindlich an. Nebst verschiedenen Gefangenen und Erschlagenen wurde auch der seiner Herzhaftigkeit wegen so berühmte Soldat Lisondo jämmerlich ermordet, wie ich schon anderswo gesagt habe. Wiewohl diese Unthat von den Leuten des Debayakaikin unter Anführung des Oaherkaikin verübt worden war, so legten selbe dennoch Scheelsichtige, um unsere Kolonie und deren Erbauer, den Barreda, in üble Nachrede zu bringen, den Leuten des abwesenden Alaykin zur Last. Um die schändliche Lüge mit einem Schein der Wahrheit zu überkleistern, streueten sie eben so unverschämt aus, daß die Spanier, welche noch durch die Flucht dem Blutbade entronnen waren, den Quataypin, einen

Bewoh-

Bewohner der Kolonie Conception, in der feindlichen Schlachtordnung gesehen hätten; wiewohl dieser Abiponer zur Zeit des Uiberfalls nicht einen Tag vom Flecken weg war, wie der P Sanchez und alle übrigen bezeugten. Allein in der Folge deckte sich das Märchen auf und ward vergessen; denn selbst die Gefangenen versicherten, als sie wieder freygelassen wurden, daß sie von den Leuten des Debayakaikin weggeführet, andere aber getödtet worden waren, also zwar, daß niemand mehr an der Unwahrheit des obigen Vorgebens zweifeln konnte. Mich aber, der ich mich gerade dazumal in Sant Yago aufhielt, betrübte dieses falsche von unserer Kolonie verbreitete Gerücht nicht wenig.



# Acht und zwanzigstes Hauptstück.

## Meine wiederholte und beschwerliche Rückreise aus der Stadt nach meiner Kolonie.

Nachdem ich meine Aufträge so gut als möglich zu Stande gebracht hatte, wollte ich wieder in meine Kolonie zurückkehren. Barreda gab vierzig Soldaten Befehl mich auf dieser meiner Rückreise zu begleiten. Diese sollten hernach in unserer Kolonie, weil uns die W iden so sehr zusetzten, als Besatzung zurückbleiben, und den Ackerbau theils zum Unterricht und theils zum Unterhalt der Abiponer treiben, bis sie wieder nach einem Monat von anderen zu gleicher Absicht abgelöset würden. Die Rede gieng, daß die Soldaten in dem Felde Alarcon ungefehr dreyßig Meilen von der Stadt S. Jakob auf mich warteten. Allein ich fand ihrer nur neun. Da mir aber der Hauptmann Galeano versicherte, daß ihrer auch nicht mehrere kommen würden, so trat ich mit diesen wenigen die Reise an mußte aber bald wieder zurückkehren. Erschrocken über ihre kleine Anzahl, träumten die Soldaten auch am hellen Mittage von nichts als Wilden, die ihnen schaarenweise begegnen, und ein fürchterliches Blutbad unter ihnen anrichten würden. Bei jedem Schritte, bei dem sie sich dem Aufenthalte der Indianer näherten, vermehrte sich ihre Angst. Wenn sie von weitem eines Rauchs gewahr wurden, so zweifelten sie nicht mehr, daß daselbst Feinde im Hinterhalte ver-

verborgen seyn müßten. Kurz die Sachen waren so weit gediehen, daß sie durchaus nicht mehr weiter gehen wollten. Schon waren sie eine Strecke zurückgeritten, als sie noch der Kapitän, der ihnen nachfolgte, mit aller Mühe die Reise mit mir fortzusetzen kümmerlich beredete. Diesen nämlichen Tag wählten wir uns zu unserem Nachtlager einen Ort, durch dessen Lage wir wider plötzliche Uiberfälle der Feinde bedecket waren. Von Vorne schützte uns das steile Ufer des Rio Salado, im Rücken aber ein dicker Wald. Allein gegen die Dämmerung ertönte auf einmal der Wald, als wir kaum noch die Pferde auf die Weide entlassen hatten und um das Feuer herumsaßen, von einem Kriegsgeschrey der Wilden. Dieß war den immer verzagten Soldaten die Loosung nicht zum Treffen, sondern zur Flucht: denn nun sattelte jeder, so schnell er konnte, sein hurtigstes Pferd. Schon waren sie im Begriffe davon zu sprengen, als ich ihnen folgendes vorstellte: Sie möchten sehen, was sie thäten; wenn sie wegritten, würden sie einzeln von den Indianern ohne Mühe niedergemacht werden, indeß sie sich vor diesen nicht sonderlich zu fürchten hätten, wenn sie hier beisammen blieben. Sie hätten Flinten bei sich. Nun unternähmen die Wilden bei der Nacht nichts, sobald sie Pulver röchen. Durch diese Worte brachte ich wohl zuwege, daß sie bei mir an dem nämlichen Orte ruhig aushielten; sie würden sich aber wie Fliegen mit ihren Pferden, die sie gesattelt stets an der Hand hielten, auf die geringste Bewegung der Wilden aus dem Staub gemacht haben. So sehr zagten sie alle. Ein ziemlich untersetzter Soldat, an Gesichtsbildung der ansehnlichste unter allen, weinte bitterlich, und wiederholte unter vielem Gewinsel immer die Worte: so müßen wir denn diese Nacht sterben. An ein Nachtmahl zu denken fiel keinem von uns ein, ungeachtet wir vor Hunger einen Wolf

hätten verzehren mögen. Die Wahrheit aufrichtig zu geste-
hen, so machte mir das Zittern meiner Gefährten mehr Angst
als der Kriegslärm der Wilden. Um also nicht, im
Fall die Soldaten sich davon machten und mich verlie-
ßen, allein und zu Fuße in der ungeheueren Wüstenei
zurückzubleiben, ließ ich das schnellste unter meinen Pfer-
den fangen und satteln, um auf diesem meinem Gehilfen
in der Noth den davonsprengenden Soldaten, so viel
möglich, gleichfalls nachtraben zu können. Vom Reiten
am Tage müde, konnte ich dem dringenden Bedürfniß
zu schlafen nicht widerstehen, und schlummerte daher fast
die ganze Nacht zu den Füßen meines Pferdes, Zügel
und Flinte in der Hand, ungemein sanft auf dem blossen
Wasen. Die äußerste Müdigkeit und die feste Zuver-
sicht, daß die Wilden wider uns nichts unternehmen
würden, machten, daß ich zu einer Zeit und an einem
Ort schlief, da man am wenigsten schlaffen sollte.

Bei der ersten Morgendämmerung sah man im
Sande an dem Ufer der Flüße deutlich die eingedrück-
ten Fußtapfen der Indianer. Nun achteten die Solda-
ten nicht mehr auf die Ermahnungen und Befehle ihres
Kapitäns, sondern ritten mit verhängtem Zügel ihrem
Wohnort zu. Ich mußte ihnen wider meinen Willen
folgen, wenn ich anders nicht in der gefährlichen, wohl
hundert Meilen langen Einöde umkommen wollte; und
wieder einen Weg von vier und neunzig Meilen (denn
so viel betrug meine Reise von der Stadt) zurück ma-
chen. Den Weg abzukürzen, ritten wir durch die un-
wegsamen Wälder von Turùgon, und durch morastige
Felder, wo die Pferde oft nirgends sicher auftretten,
oft nicht einmal einen festen Boden finden konnten, wie
Flüchtlinge nach Salabina, dem Wohnorte der Soldaten.
Der Pfarrer des Ortes, Klemens Xeres de calderon,
ein altväterischer Mann, der seiner Rechtschaffenheit
nicht

nicht weniger als seines Vermögens wegen in Ansehen stand, umarmte mich herzlich, und tröstete mich über die unzeitige Wiederkehre der flüchtigen Soldaten, als worüber ich mich bei ihm beklagte. Durch eine besondere Fügung der Vorsicht, sagte er, sey ich auch wider meinen Willen in seinen Flecken gekommen, damit ich nämlich der Mutter Gottes eine Lobrede hielte. Denn das Fest U. L. F. vom Berge Carmelo war nahe, welches man daselbst jährlich neun Täge hindurch mit außerordentlicher Pracht feyerte. Zu der Zeit kommen aus dem ganzen Lande Leute von allen Ständen in Menge dahin. Da aber der Ort so viele tausend Ankömmlinge nicht fassen kann, so bleiben die meisten auf dem Felde unter freyem Himmel unter den Gebüschen über Nacht. Die Vornehmen aber werden vom Pfarrer beherberget. Ich glaubte das Volk Israel unter seinen Gezelten in der Wüste vor mir zu sehen. Die Kirche wurde, ungeachtet sie nichts weniger als herrlich gebauet ist, mit einem so prächtigen Ornat und mit so vielem Silber ausgeschmücket, daß ihr hierinn wenige europäische Kirchen gleichkommen. Der größte Theil des Kirchenschatzes fiel dem Pfarrer, der aus einem heiligen Eifer all sein Vermögen auf die Verzierung seines Gotteshauses verwandte, durch eine Erbschaft von einem Dommherrn in Peru zu. Möchte doch dieser Pfarrer in Amerika, möchte er doch auch in unserem Europa an unseren europäischen Pfarrern und Bischöfen Nachahmer finden! In dieser Kirche predigte ich also an dem bestimmten Tage eine Stunde lang vor dieser ungeheuren Menge Zuhörer, unter denen sich selbst der Unterstatthalter und andere Vornehme aus der Stadt befanden. Von diesen wurde ich nach der Predigt von der Kanzel unter allerlei Feuerwerken und dem Knall der Beller mit vielem Gepränge in das Haus des Pfarrers geführt, wo man nach hergebrachter Gewohnheit den dort herumversam-

 melten

melten spanischen Reiterschaaren Brandwein und in Röhre zusammgerollte Tabackblätter, die sie hernach anzünden und schmauchen, reichlich austheilet. Ich lehnte beide Geschenke, die man dem Prediger Ehrenhalber vor allen andern anbot, bescheiden von mir ab, welches dem Barreda, weil es sich einem Priester so sehr geziemt, überaus wohlgefiel. In den zwölf Tagen, die ich an diesem Orte wider meinen Willen aufgehalten wurde, widmete ich alle Zeit, die mir von dem kurzen Schlaf, Tisch und Brevier übrig blieb, dem Beichtstuhle, wohin sich von Frühe Morgen bis auf den Abend alle Tage Büßende in Menge hindrängten, und den ich auf freyem Felde neben der Kirche aufgeschlagen hatte. Die regnerische Witterung machte dies Geschäft um so viel beschwerlicher; aber der Trost von oben herab versüßte es. Selbst der Pfarrer, ein überaus rechtschaffener Mann, der mehr Vermögen als Gelehrsamkeit besaß, legte mir aus einer Wirkung des Vertrauens, das er auf mich setzte, eine allgemeine Beicht von seinem ganzen bisherigen Lebenswandel ab.

Indessen hatte Barreda abermal vierzig Soldaten aufgebotten, die mich zum zweytenmale auf meiner Rückreise begleiten sollten, und bestimmte zum Sammelplatze ein etliche Meilen von Salabina gelegenes Feld. An dieser Stelle blieb ich mit wenigen Gefährten drey Tage unter beständigem Reife und Gefahren von Tiegern (denn das Heumonat ist daselbst ein Wintermonat) unter freyem Himmel; und wartete auf die Ankunft der übrigen, wiewohl vergebens: denn am Ende waren ihrer dennoch nicht mehr als ihrer fünf und zwanzig zusammengekrochen, deren einer bei der Nacht wieder entwich, und dem Kapitán Galeano einige Pferde mitfortnahm. Es ist ein grosses Unglück nicht nur für die Befehlshaber der Truppen, sondern auch für das ganze Land, daß von

allen zu was immer für einer Unternehmung Aufgebotte-
nen kaum die Hälfte Folge leistet. Der Gehorsam ist
bei ihnen etwas seltnes, weil der Ungehorsam immer un-
gestraft bleibt. Nachdem wir über den Fluß Turugon
mit Schwimmen, wie gewöhnlich, gesetzt hatten, rückten
wir in Chaco, den Aufenthalt der herumstreifenden
Wilden, ein. Uns vor ihren plötzlichen Uiberfällen in
Sicherheit zu setzen, schickten wir täglich sieben Kundschaf-
ter voraus, die auf den Abend dem Kapitän von allem,
was sie den Tag über gesehen, und beobachtet hatten,
Bericht erstatten mußten. Diese entdeckten nun einen
Haufen Mokobier und Tobas, welche mit einer Schaa-
re Pferde, die sie aus den Meyereyen von Santa Fè
weggetrieben hatten, mehr wie Fliehende als wie Rei-
sende ihren Schlupfwinkeln zueilten. Um ihrer Horde
von Weitem durch den Rauch ein Zeichen zu geben, daß
sie auf der Rückreise begriffen wären, zündeten sie überall,
wo sie vorbeizogen, Felder und Wälder an. Diese Nacht
brachten wir schlaflos zu; weil uns das Feuer, das von
Vorne, von Hinten und von beiden Seiten auf uns
zukam, allenthalben den schmerzhaftesten Tod drohete,
und wir schlechterdings keine Möglichkeit demselben zu
entgehen vor uns fanden. Wiewohl nun die Flamme
unser schonte, so fehlte doch sehr wenig, daß wir nicht
vom Rauch geblendet und erstickt worden sind: allein
der Wind, der sich unter der Morgendämmerung erhob,
wendete von uns Gefahr und Feuer ab. Dieser Brand der
Felder und Wälder ist in Paraquay etwas sehr gewöhnliches
und bereitet oft den Reisenden, ihren Wägen und Last-
thieren einen unvermeidlichen Untergang. Sowohl auf
dieser Reise als auch bei anderen Gelegenheiten mußten wir
oft mit halbgesattelten Pferden und verhängtem Zügel
mitten durch das Feuer, das wir weder löschen noch ver-
meiden konnten, durchsprengen, wenn wir anders nicht
von der immer um sich greifenden Flamme lebendig ver-

brannt werden wollten. Das Feuer, das die Reisenden Mittags und Abends aufzumachen pflegen, lassen sie oft aus Unbedachtsamkeit fortbrennen, welches hernach, wenn es der Wind auseinander trägt, das Feld in Brand setzet. So wie das Gras, das an Dürre dem Flachs gleichkömmt, an Höhe aber die Kornhalme noch übertrifft, und die Binsen, Rohre und der Schilf, die überall wie Getreidefelder dastehen, ungemein schnell Feuer fassen, so geben sie auch dem Brande etliche Wochen Nahrung. Die Wälder werden den größten Theil des Jahres hindurch von der Sonne wie geröstet; zudem sind sie auch voll pech= und harzträchtigen Bäumen. Sie entbrennen also schnell, und verlöschen nur nach langer Zeit. Es hat oft das Ansehen, als ob die ganze Welt ein Raub der Flamme werden sollte. Der davon aufsteigende Rauch macht nicht selten eine solche Finsterniß, daß dieser selbst die Sonne verbirgt, und den hellen Mittag in eine förmliche Nacht verwandelt. Dieser Rauch steigt auch manchmal wie ein Wirbelwind in die Höhe, setzt sich in Wolken zusammen, und bricht jählings in Blitze aus, wie ich selbst gesehen, und, wenn ich auf freyem Felde übernachtete, sorgfältig und aufmerksam beobachtet habe. Man kann es daher den sonst rohen Indianern nicht verargen, wenn sie, einen Regen zu erhalten, die Felder anzünden, weil sie nämlich aus Erfahrung wissen, daß aus dem dicken Rauche Wolken zu entstehen pflegen, woraus es denn am Ende herabregnet. Indessen gestehe ich dennoch, daß dergleichen Feuersbrünste auf dem Felde, wenn keine anderen Ursachen dazukommen, nicht allemal zuverläßig Regen bringen. Denn zur Zeit der zweyjährigen Trockenheit brannten oft rechts und links zu wiederholtenmalen ganze Monate hindurch Wälder und Felder, ohne daß uns dieses Feuer Wasser gegeben hätte. Daraus nahm der P. Brigniel Anlaß zu vermuthen, daß dieser vielfältige Brand auf den ungeheueren Feldern die Ursache

fache der langwierigen Trockenheit war, indem die Wärme und der Rauch die Ausdünstungen der Erde austrockneten und verzehrten, die sich sonst, wenn sie aufwärts steigen, in Wolken zusammensetzen und in Regen auflösen. Allein ich habe selbst beobachtet, wie der verdickte Rauch nicht weit vom Feuer in eine Wolke verwandelt wurde, aus der es hernach donnerte und blitzte. Was an der Sache seyn mag, lasse ich den Naturforschern zu prüfen über. Ich werde nun mit den Soldaten meine Reise weiter fortsetzen.

Einen Vorfall darf ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen, weil er uns anfanglich ängstigte, nachmals aber aus vollem Halse lachen machte. Auf einem Felde, das mit einem kleinen Gehölze umgeben war, befanden sich mehrere Abiponer samt ihren Familien, in der Absicht, die Felle der Fischotter, die sie in dem nahen See gefangen hatten, zu trocknen. Sobald sie uns (wir zogen daselbst unter der ersten Morgendämmerung vorbei) bemerket hatten, stimmten sie ihr gewöhnliches Kriegsgeschrey an, in der Vermuthung, daß ihnen die Spanier als Feinde auf dem Halse wären. Die Santyagueños hingegen ertatterten über dieses plötzliche Geheul und stellten sich vor, daß Wilde in einem Hinterhalte unser warteten, um über uns herzufallen. Der Schrecken war beiderseits unglaublich aber ganz grundlos. Mir wurmte ungefehr, was hinter der Sache stecken möchte. Ich erinnerte also den Kapitán, daß er die Schaare Pferde, die hinter uns herliefen, in die Mitte stellen ließe, damit uns selbe die Indianer nicht wegtreiben könnten. Mir aber, der ich mich sogleich von meinem entkräfteten Pferd auf ein hurtigeres setzte, sollte er zween Soldaten zugeben, mit denen ich voraus reiten, und, wenn ich einen Indianer erblickte, ihn beobachten und anreden würde. — Denn ich war der

 einzige



einzige, der abiponisch und mokobisch sprach. — Der Kapitän aber selbst möchte mir mit seinen Leuten langsam und ohne Geräusch von Weitem folgen, damit er mir im Fall der Noth Beistand leisten könnte. Der gutmüthige Galeano befolgte willig meinen Rath. Nachdem ich ein wenig vorwärts geritten war, entdeckte ich einen Abiponer zu Pferde mit seiner Lanze, welcher sich, uns auszuspähen, mit leisen Schritten herangeschlichen hatte. Nachdem wir uns einander näher gekommen waren, erkannte ich ihn für den Einwohner unsers Fleckens Cañali (er trug seinen Namen nicht umsonst) grüßte ihn, erzählte ihm die Ursache meiner Reise, und versicherte ihn von der Aufrichtigkeit und Freundschaft der geringen Anzahl Spanier, die mich begleiteten. Ich fragte ihn auch, ob sich mein Amtsgefährte, der P. Sanchez und unser Cacique Alaykin noch im Flecken, und wohl befänden, u. d. g. Hierauf ließ er seinen Verdacht fahren, ward wieder ruhig, und erzählte mir, daß er und seine Leute in den herumliegenden Wäldern Honig sammelten, und in den Seen Otter jagten. Er lud uns am Ende ein, seine Gefährten zu besuchen. Daß sich alles so verhielt, wie der Abiponer gesagt hatte, sahen die vier von dem Kapitän hingeschickten Soldaten mit Augen, als welche mit vielem Honig, womit sie die Abiponer beschenkt hatten, zu uns zurückkehrten. Allein süßer als aller Honig war das ganz verschwundene Besorgniß eines feindlichen Uiberfalls. Einigen Neulingen in der Militz hatte der erste Kriegsruff der Wilden eine solche Angst eingejaget, daß sie sich hinter den Gesträuchen verbargen. Allein sie wurden auch dafür von den alten Soldaten weidlich ausgezischet. Einige Herzhaftere hingegen wären sogleich, wenn ich ihrem Feuer nicht durch mein Zureden Einhalt gethan hätte, auf unsere bundesgenossenen Indianer als auf Feinde losgegangen. Und dann würde es um uns geschehen gewesen seyn; denn

aus

us dem nahen Flecken Conception wären alsdann die
lbiponer haufenweise herzugerannt, um die wenigen Spa-
ier zu erwürgen. Allein ungeachtet nichts feindliches
orgefallen war, so zogen sie uns dennoch, sobald sie
ernommen hatten, daß ich mich mit einer Rotte Spanier
em Flecken näherte, mit geschwärzten Gesichtern in
rosser Anzahl entgegen, umringten uns, und führten
ns so in ihrer Mitte in die Kolonie. Sie wußten,
aß man sie wegen des neulich an den S. Jakobern im
Walde verübten Mordes im Verdacht hatte; und darum
mpfiengen sie die Soldaten, aus Besorgniß, daß diese
us Rachbegier feindselige Absichten im Schilde führen
nöchten, nicht als Gäste, sondern als Feinde.

---

# Neun und zwanzigstes Hauptstück.

## Beständige Unruhen in dem Flecken Conception.

Nach einer Abwesenheit von fünf Monaten, die ich theils auf der Hin- und Herreise, und theils zu Sant Yago zugebracht hatte, bezeugte mir das Volk eine außerordentliche Freude über meine Ankunft. Diese Freude ward noch durch die große Menge Glaskugeln, Messer, Scheeren, und andere dergleichen Geschenke, die in ihren Augen einen so großen Werth haben, und die ich unter sie reichlich vertheilte, vergrößert. Uibrigens standen die Angelegenheiten des Fleckens noch immer auf dem nämlichen Fuße. Alles war in Verwirrung wie vorhin. Es war gar nicht abzusehen, wann oder wie die Ruhe wieder hergestellet werden würde oder könnte. Vor den Mokobiern und den mit ihnen verbundenen Wilden hatten sich die Einwohner stets zu fürchten, weil ihnen diese beständig zusetzten und nicht wenig Schaden zufügten. Die alten Abiponer enthielten sich zwar schon seit langer Zeit sehr gewissenhaft aller Räubereyen gegen die Spanier; sie fanden sich aber desto unausbleiblicher bei ihren gewöhnlichen Trinkgelagen täglich ein. Die jungen hingegen konnten nie dahin gebracht werden, daß sie zu Hause geblieben wären, weil sie, von Jugend auf an das Rauben und Herumschweifen gewöhnt, daran

Ver-

Vergnügen fanden. Die alten Abiponerinnen trugen nicht nur, auf ihren angestammten Aberglauben noch immer erpicht, selbst vor unserer Religion Abscheu, sondern sie suchten auch so viele, als sie konnten, von derselben abwendig zu machen. Niemand setzte einen Fuß in die Kirche, außer er hatte eine Belohnung dafür zu erwarten; und nur die wenigsten erschienen bei dem nachmittägigen Glaubensunterricht; denn die meisten gaben sich mit ganz andern Dingen ab. Eine Kriegsunternehmung folgte auf die andere.

Alaykin zog selbst, um den Spaniern einen Beweis von seiner Treue zu geben, und allen vielleicht noch übrigen Argwohn in ihren Gemüthern auszureuten, mit einer Schaare auserlesener Leute wider den Oaherkaikin zu Felde. Diesen vermochte er nun, ich weiß nicht, durch Verheißungen oder Drohungen, die gefangenen Knaben wieder herauszugeben, die ihm in dem Wald, wo neulich Lisondo sammt andern S. Jakobern erschlagen worden, in die Hände gefallen waren. Die Knaben wurden sodann aus unserem Flecken unter einer Bedeckung nach ihrem Vaterlande geführet. Nachdem zwischen dem Ychoalay und dem Alaykin ihr alter Zwist mehr auf den Schein als im Ernste beigelegt worden, und eine Art von freundschaftlichem Einverständnisse zu Stande gekommen war, leisteten unsere Abiponer denen von S. Hieronymus Beistand, und griffen in Verbindung mit diesen zweymal den alten Debayakaikin an, wiewohl mit mehr Schaden als Vortheil; denn das Bündniß der Abiponer von S. Hieronymus mit den unsrigen war nur auf eine Zeitlang ein Kriegs- und nicht ein Freundschaftsbündniß. Die unsrigen hiengen dem Debayakaikin zu eifrig an, als daß sie jemals im Ernste gewünscht

wünscht hätten, daß Ychoalay siege, und jener unter liege. Sie waren immer dem Debayakaikin eben so zugethan, als dem Ychoalay abgeneigt, weil dieser so den Spaniern durchaus keine Pferde rauben ließ, und die geraubten oft mit Gewalt ihren Eigenthümern zurück stellte. Uiber dergleichen gewaltsame Zurückgaben ganz erbittert, verdoppelten sie im Rauben ihre Mühe und Arglist, nicht so fast um durch neue Beute den Verlust der vorigen zu ersetzen, als um dem Ychoalay zu zeigen, daß sie auf ihn gar nicht achteten. Dieß war der Ursprung iher Zwistigkeiten und der Besorgnisse, mit denen wir uns Tag und Nacht quälten. Einst kam der Kapitán Zibúrro, Piedra buena und andere Eigenthümer der Meyereyen von Santa Fè mit einer Rotte Reiter nach S. Hieronymus in der Absicht, durch Hilfe des Ychoalay wieder zu ihren Pferden zu kommen, die ihnen unsere Indianer weggetrieben hatten. Ychoalay wußte die Wiesen, wo die erst neuerdings geraubten Pferde weideten. Er gieng also mit einer Schaare seiner Abiponer und den Spaniern bei der Nacht dahin, um sie wieder heimlich wegzutreiben: allein dasmal betrog er sich in seiner Rechnung; denn da unsere Abiponer von der Ankunft der Spanier zu S. Hieronymus und von dem Vorhaben des Ychoalay durch einen eben angekommenen Fremdling zeitlich unterrichtet wurden, so verbargen sie alle ihre Pferde jenseits des Flußes in eine abgelegene Gegend weit weg von dem Flecken, bis auf einige raudichte, alte, hinkende, und mit Geschwüren und Würmern wohlbesetzte Gaule, die sie dem Ychoalay zum Spott auf dem öffentlichen Platze herumgehen ließen. Nachdem dieser die Pferde, die er bei der Nacht suchte und zu finden hoffte, vergebens gesucht hatte, beschloß er die Räuber anzugreifen. Er näherte sich mit den Seinigen in dieser Absicht schon

un-

unter der Dämmerung dem Flecken, stellte sich aber, wie er unsere Abiponer mit verhängtem Zügel und alle auf einmal auf ihn lossprengen sah, hinter die Hütten, um nicht von ihnen über den Haufen geworfen zu werden; und versicherte mit vieler Arglist, daß die Spanier mit ihm keineswegs in der Absicht gekommen wären, die Einwohner feindselig anzugreifen, sondern blos um sich mit denselben zu besprechen. Hierauf kehrten die unsrigen ihre Lanzen, die sie bis itzt schlachtfertig gesenkt trugen, wieder in die Höhe; und hielten noch Waffenstillstand. Der spanische Kapitän, ein sehr betagter und unerschrockener Mann, besprach sich eine Zeitlang mit dem Caciquen Alaykin durch einen Dollmetscher in unserem Zimmer. Habt ihr euch also darum, hub er an, diesen Platz für euere Kolonie ausgesucht, daß ihr, so oft es euch einfiel, aus unseren Meyereyen ganze Schaaren Pferde wegtreiben konntet? Diese euere Klage und Beschuldigung, versetzte der Cacique, geht mich nichts an. So lang wir mit einander Krieg führten, vergalt ich euch Gleiches mit Gleichem, vertrieb Gewalt mit Gewalt. Seitdem der Friede geschlossen ist, schonte ich euer und eueres Eigenthums gewissenhaft. Wir wissen, sagte der Hauptmann, daß du unschuldig bist. Aber dein Sohn Pachieke ist das Haupt einer Räuberbande. Dieß ist aus euerer Schuld geschehen, antwortete Alaykin. Meine Leute beobachteten den Frieden heilig. Ein euriger Soldat brach ihn zuerst, da er jenem ein auserlesenes Pferd stahl. Nach seinem Beispiel verfielen sie erst darauf auch Pferde zu stehlen, die ihr, wie sie wissen, schlecht verwahret. Aber deine Schuldigkeit, fuhr der Kapitän weiter fort, wäre es gewesen, der Raubbegierde deiner Leute zu wehren. Dieß ist freylich leichter gesagt als gethan, versetzte der Cacique lächelnd. Diese jungen Leute, sagen mir immer, sie gehen auf eine Wild-

pfer-

pferdejagd aus, und bringen dafür ohne mein Vorwiss und wider meinen Willen aus eueren Meyereyen zahm zurück. Euch stand es zu auf euere Meyereyen Acht z haben und selbe vor den Dieben zu verwahren. Da ist über mein Vermögen, daß ich stets in den ungeheuren Feldern nachsehen, und auf jeden Schritt und Tri meiner herumwandernden Abiponer aufmerksam seyn sol Euere gemietheten Soldaten sollen fleißiger auf d Strasse herumreiten, und wenn sie eines von meine Leuten, der ihnen Pferde gestohlen hat, habhaft werden, ihn meinetwegen in das finstere Haus (so nenne sie das öffentliche Stadtgefängniß) schleppen, daselbst nac Belieben peitschen und alsdenn nach Hause entlassen Die Wachsamkeit und Strenge der Spanier wird unseren jungen Leuten Furcht einjagen, und sie werden sic hernach vermuthlich des Pferdestehlens enthalten. Gut sprach der Spanier, dein Rath soll befolgt werden, abe nun müßet ihr auch unsern Befehl befolgen. Stelle uns unverzüglich alle Pferde zurück, die ihr uns weggetrieben habet. Ich meines Theils, gab ihm Alaykin zur Antwort, habe kein solches. Den andern kannst du lang befehlen, bis sie dir die ihrigen zurückstellen. Si werden es thun, wenn sie wollen. Ich kanns ihnen wenigstens nicht gebieten, so gern ich auch wollte. Unsere Abiponer handeln von jeher nach ihrem und nicht nach der Caciquen Gutdünken. Sie stehen zwar unter mir, aber so, daß ich keinem meiner Leute schaden, noch meinem eigenen Nutzen zu nahe tretten kann. Wollte ich meinen Leuten etwas befehlen, oder gegen sie Gewalt brauchen, so wendeten sie mir zur Stunde den Rücken. Ich will bei ihnen beliebt, und nicht gefürchtet seyn. Wohlan! zwinget ihnen euere Pferde, wenn ihr wollet, mit den Waffen ab; denn mit Worten werdet ihr sie schwerlich von ihnen erhalten. Sie stehen bereits auf

dem

dem Platz ganz kampffertig. Diese Rede des Caciquen (ich war bei dem ganzen Gespräche zugegen) hörte der Kapitän ganz unerschrocken an, und würde sich sogleich zum Treffen entschlossen haben, wenn ihn nicht zween vornehme Spanier, deren keiner ein Soldat war, erschrocken über den Anblick der Abiponer, zum Schweigen, friedlichen Betragen und zu einer schleunigen Abreise aus dem Flecken beredet hätten, indem ihnen weniger um die Zurückerhaltung ihrer Pferde zu thun war, als daß sie unter diesem Schwall von Wilden mit dem Leben davon kämen. Sie weigerten sich bei uns das Mittagmahl einzunehmen, ungeachtet wir sie zu Tische gebetten hatten; sondern zogen alle auf einmal ohne sich zu verweilen, mit dem Ychoalay schändlich nach S. Hieronymus ab. Der letztere gestand mir aufrichtig, daß er die Spanier nie hieher gebracht hätte, wenn ihm die grosse Anzahl Leute, die dem Alaykin anhiengen, bekannt gewesen wäre. Weil die Spanier ihren Abzug so sehr beschleunigten, hatten die Verwegensten von unseren Abiponern die Kühnheit, ihnen einen Indianer nachzuschicken, der sie beobachten, und ihnen melden sollte, daß, wenn sie ihre Reise nicht so eilfertig als möglich fortsetzten, und auf dem Wege etwa zu verweilen sich gelüsten lassen möchten, ihnen sogleich alle aus dem Flecken auf dem Halse seyn würden. Indessen überfiel die flüchtigen Spanier ein heftiges Ungewitter, welches sich unter fürchterlichen Blitzen und Donnerschlägen in einen tüchtigen Regenguß auflösete. Unsere Abiponer feyerten indessen unter Gesängen und Bechern ihren unblutigen Sieg (denn es wurde dabei kein Tropfen Blut vergossen) und frohlokten, daß sie dem Ychoalay einen so drolichten Streich gespielet, und so viel zu thun gegeben hatten. Mich dauerten die Spanier, welche von Santa Fè bis zu uns eine nicht nur langwierige und vergebli-

gebliche, sondern auch eine schrecken- und schandvolle Rei
se gemacht hatten, welches sie aber niemand andern, al
ihrer eigenen Unklugheit zuschreiben durften: denn al
sie sich aus Furcht vor einem Haufen ergrimmter Abiponer
von dem sie sich auf dem Platz umgeben sahen, in unse
Haus flüchteten, sagte ich ihnen ganz unverholen: Freun
de! Ihr habt euere Sache nicht genug überlegt. Zu
einem Gefechte seyd ihr in zu kleiner, und zu eine
freundschäftlichen Unterhandlung in zu grosser Anzahl ge
kommen. Wen wollt ihr glauben machen, daß ihr um
einer Unterredung willen hier seyd, nachdem ihr euch
unter der Dämmerung bewaffnet und in Gesellschaft mit
dem Ychoalay in unseren Flecken hereingeschlichen ha-
bet? Kann man denn seine Absichten deutlicher verra-
then? Ihr seyd gekommen, wann und wie Feinde
zu kommen pflegen: ihr könnt also unsere Abiponer nicht
verdenken, daß sie euch in feindlicher Rüstung entgegen-
zogen, ihrer übrigen Freundschaft gegen euch unbeschadet.
Ich zweifle nicht, daß, wenn die Spanier allein bei
Tage gekommen und mit den Abiponern wegen der Zu-
rückgabe der Pferde in Unterhandlung getretten wären,
sie vermuthlich nicht nur von diesen ohne Waffengeräusch
alle Ehren empfangen, sondern auch ihren Zweck erreicht
hätten. Der Anblick des Ychoalay, der sie begleitete,
jagte alles in Harnisch, weil sichs unsere Abiponer un-
gemein zur Schande angerechnet hätten, von ihm über-
wältiget zu werden.

Dieses ungestümme Andringen der Spanier und ih-
res Ychoalay war uns überaus nachtheilig und setzte
unser Leben in äußerste Gefahr; denn unsere Indianer
bildeten sich fest ein, daß wir mit ihren Feinden alles
abgekartet und um ihre Absichten schon vorher gewußt
hätten: sie behandelten uns daher als ihre Feinde und
Ver-

Verräther. Keiner wollte mehr einen Fuß in unser Haus oder unsere Kirche setzen, noch ein Wort mit uns reden; also zwar daß wir unser Leben unter ihnen nicht mehr sicher glaubten. Indessen war ihr Verdacht in Ansehung unser ganz unvernünftig und grundlos. Von der Reise und den Anschlägen der Spanier hatten wir uns auch im Traume nichts beifallen lassen. Noch in der nämlichen Nacht, da sie wider uns anrückten, flickte ich mir meine zerrissenen Schuhe, die einzigen, die ich hatte, um meine Füße wider den Regen zu verwahren, den uns das Aussehen des Firmaments als nahe genug verkündete. Als ich auf einmal den plötzlichen Lärm der herumreitenden Indianer hörte, gieng ich vor meine Hütte hinaus, zu sehen, was vorgieng. Nun sah ich unsere Abiponer mit schlachtmäßig geschwärzten Gesichtern und Lanzen auf dem Platz in langen Reihen herumreiten, und erstaunte darüber, weil ich nicht im Geringsten wußte, wer oder wo die Feinde wären; noch die Weiber sich wie sonst in unseren mit Pallisaden umzäunten Hof geflüchtet hatten. Allein als ich mich genauer umsah, fand ich, daß Spanier und Abiponer von der Horde des Ychoalay untereinander auf den Flecken zuzogen. Ich weckte daher sogleich meinen Amtsgefährten, den P. Sanchez, der sich nichts solches träumen ließ, auf. Hieraus erhellet, wie ungereimt der Verdacht der Indianer gewesen ist, daß wir an den Anschlägen der Spanier Theil hatten, oder um selbe wußten.

Die Rede gieng öffentlich herum, daß Ychoalay über die fehlgeschlagene Unternehmung äußerst entrüstet, sich vorgenommen habe, unsere Kolonie mit Hilfe der Spanier gänzlich zu zerstören. Diese Gerüchte schlugen den Muth unserer Abiponer dergestalt nieder, daß sie der Gefahr zu entgehen, sammt ihren Familien den Flecken verließen, und haufenweise in ihre bekannten Schlupf-

winkel eilten. Man kann sich vorstellen, wie uns dabei zu Muth war. Listig sandten wir einen Eilbothen mit Briefen nach Sant Yago zum Unterstatthalter, daß er ihn genau von unserer Lage unterrichten möchte; und erwarteten indessen mit Schmerzen, bis er uns die so nöthige vielleicht aber zu späte Hilfe leisten würde. Denn da wir die Gelindigkeit des Barreda, womit er seine Soldaten behandelte, und dieser ihre Langsamkeit, mit der sie eine so grosse Reise antretten, kannten, so fürchteten wir mit Grund, daß abermal Sagunt zu Grunde gehen möchte, während daß man sich zu Rom über dessen Rettung berathschlagte.

Drey-

# Dreyßigstes Hauptstück.

## Ankunft des Barreda. Der Flecken wird an den Rio Salado versetzet.

Die Nachricht, daß der Flecken bereits am Rande seines gänzlichen Unterganges stehe, gieng dem Unterstatthalter unglaublich nahe: denn er wußte nur zu gut, wie viel einst die Abiponer als Feinde den Spaniern zu schaffen gemacht haben; und war also der Meinung, daß man ihre dem ganzen Lande so heilsame Freundschaft aus allen Kräften zu erhalten trachten müße. Er machte sich daher ohne Verzug mit vier hundert Reitern auf, in der Absicht die bereits sinkende Kolonie von der gefährlichen Nachbarschaft des Ychoalay und der Stadt Santa Fè zu entfernen, und dem Gebiete von Sant Yago zu nähern. Seine Reise war eine der beschwerlichsten; denn die ersten Tage fand er oft auf zwanzig Meilen nicht einen Tropfen Wasser, woran sich ein Vogel hätte laben können, weil alle Seen und Bäche bei der langwierigen Trockenheit versiegt waren. Die letzten hingegen fiel etliche Tage hintereinander ein so gewaltiger Regen, daß alles Feld im Wasser schwam, und die Soldaten nicht nur am Tage darinn reiten, sondern auch des Nachts, wenn sie der Schlaf überfiel, darinn liegen mußten. Hügel, von denen das Wasser abliefe, und die daher eher trocken würden, sieht man daselbst fast nirgends. Nicht wenige Spanier brachten die Nacht wie die Vögel auf den

Bäumen zu: ja sie machten sich sogar auf der härteren Erdscholle, die sie von dem grossen Ameisenhaufen abgenommen und zwischen die Baumäste hingestellet hatten, Feuer an, das Wasser, das sie zum paraquayischen Thee brauchten, dabei zu wärmen. Alle Flüße, die ihnen auf dem Wege aufstießen, waren hoch aufgeschwollen, so daß es den Soldaten nicht wenige Mühe kostete darüber zu schwimmen. Barreda traff eben am Pfingstsonntage ein wenig vor zwölf Uhr in unserem Flecken ein. Ungeachtet nun seine Kleidung noch vom Wasser triefte, so war er doch nicht sobald vom Pferde gestiegen, als er in die Kirche eilte, und mir bei Verrichtung des Meßopfers diente, ein Betragen, womit er die herumstehenden Spanier und Indianer erbauet, und das er auch sonst, wo wir immer seyn mochten, mit dem wärmsten Andachtseifer geäußert hat. Im übrigen lag ihm nichts so sehr am Herzen, als wie er dem Flecken in seiner mißlichen Lage, so schleunig als möglich wieder aufhelfen könnte. Die Kolonie vor dem Untergang zu verwahren, glaubte er selbe an den Fluß Salado, ungefehr achtzig Meilen von dem Platze, auf welchem sie itzt stand, versetzen zu müßen. Allein uns schien das Heilmittel bitterer und gefährlicher als die Krankheit selbst, weil niemand sein Vaterland gern verläßt, am wenigsten aber der Amerikaner.

Alaykin der vornehmste unter allen, verwarf diese Auswanderung ohne Weiters mit vieler Klugheit schon aus dem Grunde, weil ihm die Gegend, wohin die Kolonie versetzet werden sollte, schlechterdings nichts zu taugen schien. Willst du denn, sagte er zum Barreda, daß wir hernach herbes Wasser trinken sollen, welches selbst unsere Pferde nie saufen konnten? Denn ungeachtet der Fluß Salado in seiner Quelle süß ist, so wird er dennoch durch den Zufluß salzichter Bäche so sauer

und

und bitter, besonders, wenn es lange nicht regnet, daß selbst das Vieh sein Wasser nicht trinken kann. Eben so mißfiel auch der Rath des Barreda allen übrigen Abiponern, als welche ihr so fruchebares, so gewildreiches Vaterland, das ihnen zu ihrer Sicherheit so viele Schlupfwinkel anbietet, außerordentlich werth schätzen. Immer streubten sie sich aus allen Kräften vor der Nachbarschaft der Spanier, so wie vor der Knechtschaft, weil sie aus dem Beispiele anderer Nationen überzeugt waren, daß jene diese zur Folge habe. Der Zapancha, von dem ich oben gesagt habe, erstach sein Weib bei dem Abendmahle mit einem Messer, weil das unkluge Mütterchen sich verlauten ließ, als billigte sie den Vorschlag der Spanier wegen der Versetzung des Fleckens. So wenig wollten sie davon reden hören. So sehr auch Barreda durch Geschenke und Verheißungen ihre Gemüther zu gewinnen suchte, so konnte er dennoch von ihnen nie zuwege bringen, daß sie in sein Begehren gewilligt hätten. Den Caciquen Malakin beschenkte er mit einer zierlich ausgenähten Bettdecke von Wolle, womit er sich des Nachts zu bedecken pflegte. Dieses Geschenk war für den Caciquen Lockspeise und Zauberring; denn der Unterstatthalter erwarb sich dadurch eine unwiderstehliche Gewalt über sein Herz. Sobald der Wilde die prächtige Decke auf seinem Leib hatte, sobald änderte er auch seinen Sinn, und versprach mit seinen Leuten überall hinzuziehen, wohin es dem Barreda gutdünkte. So brachte er auch den Caciquen Ypirikin sammt dessen Horde auf seine Seite. So wahr ist es, daß Geschenke allenthalben mehr als Worte vermögen.

Die den Caciquen Alaykin, Oaikin, Machito und Zapancha anhiengen, besorgten, daß sie von den Spaniern wider ihren Willen gezwungen werden möchten mitzugehen, und daß Barreda, wenn sie sich noch länger



weigerten, in seinem Grimme sie feindlich überfallen lassen dürfte. In ihrer ängstlichen Ungewißheit, was noch aus der Sache werden würde, riefen sie, um sich wider alle Gewaltthätigkeit sicher zu stellen, den Ychamenraikin, ihren alten Freund und vornehmsten Caciquen zu S. Hieronymus, heimlich zu Hilfe. Dieser erschien auch mit einem ausgewählten Haufen der Seinigen, den Barreda, wie er vorgab, zu bewillkommen. Bei den verschiedenen Berathschlagungen, die dieser mit unserem Caciquen hielt, war auch Ychamenraikin gegenwärtig, und widerrieth ihnen mit aller seiner Beredsamkeit und mit allen möglichen Gründen die Auswanderung. Da ihn Barreda ganz sachte darüber zurecht wies, daß er sich in Dinge mengte, die ihn nichts angiengen, entbrannte er vor Zorn. Er ließ sich zwar vor den Spaniern seine innere Erbitterung nicht anmerken; aber er beschloß dennoch in einer heimlichen Verabredung mit dem Alaykin, daß er die Freundschaft mit den Spaniern abbrechen würde. Er hatte nämlich in Sinn, die zween Patres Brigniel und Navalon umbringen zu lassen, sodann aus dem Flecken zu entweichen, in seine bekannte Schlupfwinkel zurückzukehren, und den Krieg wider die Spanier zu erneuern. Um denselben ein Vorspiel davon zu geben, ließ er den Soldaten des Barreda bei der Nacht durch seine Leute eine ungeheure Menge Pferde rauben. Er hätte auch den bereits beschlossenen Mord an den Vätern unverzüglich vollzogen, den Flecken in Brand gestecket, und mit seinen Leuten die Flucht ergriffen, wenn ihn nicht Chitalin, Cacique der Mokobier, der schon lange getaufet war, von seinem abscheulichen Vorhaben abgehalten hätte. Er kam noch zu rechter Zeit aus dem Flecken Xavier, um sich wegen seiner Leute, die sich noch in der Gefangenschaft der Spanier befänden, zu besprechen. Bei dieser Gelegenheit gieng er auch, seinem Freunde einen Besuch zu machen, nach S. Hieronymus,

als

als welcher Flecken von dem unsrigen nicht mehr als zehn Meilen weglag. Seine Freundschaft und Beredsamkeit, worinn er sich sehr auszeichnete, war bei dem Ychamenraikin von so einem Gewichte, daß dieser seine verruchten Anschläge gänzlich fahren ließ. Ein Engel Gottes schien ihn gesandt zu haben, das Leben unserer Priester zu retten, und die obschwebende Gefahr zu entdecken. Den Ychamenraikin hatte er auf ganz andere Gedanken gebracht, so daß jener nachmals die den Soldaten des Barreda entwandten Pferde durch den Ychoalay nach S. Jakob zurückbringen ließ, und seine Freundschaft gegen die Spanier unverändert fortsetzte.

Die Ungewitter und Regengüße hatten bisher über ein Monat so hartnäckig angehalten, daß sich die ganze Ebene in einen See verwandelt zu haben schien. Weil die Pferde Tag und Nacht im Wasser waden mußten, wurden ihre Hufen so weich, daß ihrer eine Menge darauf giengen, und die übriggebliebenen sich kaum auf ihren Füßen erhalten konnten. Man mußte gegen dreyhundert auf dem Wege zurücklassen, weil sie die Reise nicht mitmachen konnten. Nicht wenigen Soldaten, die mit zehn Pferde angekommen waren, blieb nicht ein einziges zur Rückkehr übrig, so daß sie sich fremder, die ihnen ihre Mitgefährten anbotten, bedienen mußten. Unter diesen Stürmen des Himmels und des wider jeden Gedanken der Auswanderung sich empörenden Volkes vergieng ein Monat — für mich ungleich trauriger als jene neun Monate, die ich auf der Hin- und Herfahrt über den Ozean zwischen den Fluthen zubrachte. Auch Barreda ward des langen Harrens überdrüßig und beschloß, ohne das Ende des Regens abzuwarten, mit den Familien der Abiponer, die ihm folgen wollten, die Rückreise anzutretten. Den Tag vorher wurden vier Lastwägen mit dem Haus- und Kirchengeräth des Fle-



ckens wie auch mit den Fensterläden und Hausthüren vorausgeschicket. An jeden derselben mußten fast immer fünf paar Ochsen angespannet werden, denen man noch zwanzig Pferde zur Vorspann mitgab, weil der Weg durch lauter Gewässer und Moräste gieng. Da man aber aller gemachten Anstalten und angewandten Mühe ungeachtet, die Wägen nicht mehr fortbringen konnte, so mußte man, diese zu erleichtern, die Hausthüren und was sonst vom Holz war, unterwegs liegen lassen.

Als wir uns bereits zur Abreise fertig gemacht hatten, saßen die Abiponer noch immer ruhig in ihren Hütten. Barreda ritt diese nun mit mir eine nach der andern ab. Sie möchten wohl überlegen, was sie zu thun hätten, ließ er ihnen mit einer drohenden und gramvollen Stimme durch mich verdolmetschen. Er würde die als seine Freunde betrachten, die ihm folgten; die zurückblieben, möchten zusehen, wie sie den Händen des rachsüchtigen Ychoalay und der Spanier von Santa Fè entgiengen. In Zukunft würde er von allen eine strenge Rechenschaft fodern, die den Frieden noch einmal verletzen würden. Allein er predigte Tauben. Ein trauriges Stillschweigen und finstere Mienen erhielt Barreda statt aller Antwort. Indessen glaubte der Unterstatthalter nicht länger verweilen zu müßen, und verließ zwischen den zwoen Abtheilungen seiner Truppen, deren eine voraus ritt, und die andere ihm folgte, den Flecken. Mein Amtsgefährte, der P. Sanchez, mußte wegen einer Kolik, die ihn plötzlich ergriffen hatte, zurückbleiben; aber er kam den andern Tag nach. Den ersten Tag folgten uns die zween Caciquen. Malakin, dessen Einwilligung dem Barreda, wie gesagt, eine prächtige Decke gekostet hatte, und Ypirikin samt ungefehr dreyßig Familien. So sehr sich der Unterstatthalter über ihre Ankunft freuete, so sehr betrübte er sich über das

Zurück-

Zurückbleiben des Alaykin, als welcher von seinem Vaterlande so wenig weg, als von seinem Entschluße abzubringen war und sich samt seiner überaus zahlreichen Horde zum Abzuge aus seinem Flecken schlechterdings nicht verstehen wollte, obschon, wie wir bald hören werden, zu seinem eigenen Schaden.

Was wir auf dieser Reise auszustehen hatten, kann sich ein jeder vorstellen, der sich an das erinnert, was ich vorher von meiner Reise nach Sant Yago geschrieben habe. Den zweyten Tag hörte es zu regnen auf, und der Himmel begann wieder heiter zu werden. Allein der etlich und dreyßigtägige Regen hatte alle diese von Natur niedrig gelegene und ebene Felder ganz unter Wasser gesetzt. Wo man sich immer hinwandte, erblickte man ein förmliches Meer. Auf dem ganzen Weg fanden wir nirgends einen trockenen Fleck von einer Handbreite. Mitten im Wasser, das uns fast immer an die Waden und manchmal auch bis an die Kniee reichte, mußten wir ein und zwanzig Tage lang fortreiten. Um uns vor den schlimmen Folgen der beständigen Näße zu verwahren, und damit wir selbe auch besser ausdünsten konnten, hängten wir unsere Strümpfe und Schuhe an dem Sattelknopf auf, und saßen also immer bloßfüßig zu Pferde. Denn das in den Schuhen verhaltene Wasser hat in Amerika plötzliche Ohnmachten, Magenschwächen, kleine Geschwüre, Kopfschmerzen und andere Krankheiten zur Folge. Ich weiß dieses aus Erfahrung und habe es an andern vielmals beobachtet. Ein zerkautes Tabackblatt, welches wir uns alle Nächte mit Speichel vermengt an die Fußsohle strichen, diente uns zum Verwahrungsmittel wider die bösen Feuchtigkeiten, und erhielt uns also unsere Gesundheit. Zu eben diesem Zwecke sahen alle das öftere Tabackschmauchen nicht nur für eine nützliche sondern auch für eine nothwendige Vor-

 sicht

sicht an. Wir brachten die Nacht immer unter freye[m]
Himmel und in der Kälte zu, wenn uns nicht der Re[gen]
der fast immer fiel, im Schlafe von der Ferse bis a[uf]
den Scheitel bedeckt hatte. Im Heumonat, der in Pa[-]
raquay ein Wintermonat ist, wird die Luft schon se[hr]
rauh, und ob es gleich nicht schneyet, so bringt do[ch]
der Sudwind in dem Gebiete von S. Jakob eine un[-]
gewöhnliche Kälte; weil dieses den Schneegebirgen L[a]
Cordillera, die Paraquay von Chili absöndern, nähe[r]
liegt. Wenn wir bei der Nacht schlafen wollten, s[o]
war es erst eine Kunst und auch ein Glück einen Platz z[u]
finden, der weniger wässericht als schlammicht war.
Uiber einige Flüße, welche ihre Ufer überschritten, un[d]
sich ungemein weit ausgebreitet hatten, mußte ma[n]
schwimmend oder mit der Ochsenhaut setzen. Aber di[e]
ungeheueren Fuhrwägen, und einige tausend Schaafe
Pferde und Ochsen ohne Kahn und ohne Brücke darü[-]
ber zu bringen, kostete uns freylich ohne Vergleich meh[r]
Mühe und Zeit.

Worüber ich mich oft wunderte, war, daß nach
so vielmaligem Schwimmen in kaltem Wasser, und nach
so vielen ausgestandenen Beschwerden der Witterung und
der Reise kein Spanier erkranket ist. Indessen starb
uns doch ein Abiponer Namens Hemakiè. Dieser war
lange Zeit in dem Flecken S. Ferdinand, und wegen
seiner schlechten Sitten, insbesondere aber wegen des
letzthin bei den Spaniern verübten Pferderaubs in einem
üblen Ruff. Weil er sich vor dem Ychoalay fürchtete,
flüchtete er sich, sein Leben zu retten, zu uns in den alten
Flecken. Wenige Tage vor der Auswanderung erlaub-
te ihm Barreda auf sein dringendes Bitten, daß er mit
uns mitziehen dürfte. Er war dazumal schon so ent-
kräftet und ausgemergelt, daß er, weil er das Reiten
nicht mehr vertragen konnte, auf einem Wagen geführ-
ret

ret werden mußte. Damit er darinn desto bequemer lag, breitete ich ihm meine eigene Bettdecke unter. Allein er konnte das Schütteln des Wagens eben so wenig aushalten. Er kroch also wieder auf das Pferd, so gut er konnte, der vorher des Gallopirens gewohnt war. Wir haben ihm gewiß alle mögliche Wartung auf das bereitwilligste gethan. Da die Krankheit stündlich gefährlicher ward, lehrten wir ihn die vornehmsten Glaubenslehren, und tauften ihn, worauf er in dem Felde Don Gil eines sanften Todes verschied. Dios ecnam caógarik Grkauágiikam! Dios latè nKauagraniapegalge. **Gott, Erschaffer! Erbarme dich meiner! Mutter Gottes, bitte für mich!** waren seine letzten Seufzer, die er immer wiederholte. Da man ihm eben daselbst ein Grab ausgrub, brachen überall so viele Quellen hervor, daß wir seinen Leichnam mehr unter das Wasser als unter die Erde gebracht zu haben schienen. Die Indianerinnen betrauerten ihn lang nach ihrer Sitte mit Heulen und Kürbißklappern. Wir betrachteten diesen allem Anscheine nach seligen Tod eines durch sein ganzes Leben verruchten Mannes als eine ausgezeichnete Gnade des barmherzigsten Gottes.

Einige Soldaten, die bereits des langwierigen Reisens überdrüßig waren, nahmen heimlich die Flucht. Ein anderer, der gleichfalls schon gerne zu Hause gewesen wäre, ersann einen höllischen Entwurf seine Rückkehre zu beschleunigen. Er wußte nämlich, daß sie sich bei dem Bau der neuen Kolonie noch ziemlich länge verweilen würden. Um also das Vorhaben des Barreda zu Wasser zu machen, rieth er den Abiponern, indem er sich das Ansehen gab, als wenn er sie bedauerte, so bald als möglich wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Barreda hätte sie nur darum so weit von dem Aufenthalt ihrer Landesleute entfernet, daß er sie bei

der

bei der ersten Gelegenheit ungeahndet überfallen und um
bringen lassen könnte. Sie sollten sich daher von de
Nachbarschaft mit den Spaniern in Acht nehmen un
unverzüglich in ihre vaterländische Wälder wieder zurück
kehren. Dieser schändlichen Lüge des abscheulichen Bö
sewichts pflichteten die argwöhnischen Wilden um so ehe
bei, da ohnehin dergleichen Besorgnisse ihren furcht
samen Seelen tief eingepräget waren. Wie wir als
den andern Tag die Reise antratten, regte sich kei
Abiponer. Betroffen über ihr unvermuthetes Zurückblei-
ben, fragte sie Barreda um die Ursache, konnte aber kei-
ne von ihnen herausbringen. Endlich entdeckte eine
Abiponerinn, die lange Zeit bei den Spaniern gefangen
war, was der unverschämte Soldat den Abiponern vor-
geschwätzt hatte, aber ohne den Schurken zu verrathen,
so sehr man auch mit Bitten und Verheißungen in sie
setzte. Diesem Erzbösewicht schwur Barreda, wer er
auch immer seyn mochte, einen tausendfachen Tod; dem
Caciquen Malakin aber verwies er seine lächerliche Leicht-
gläubigkeit und schenkte ihm seine zwey silbernen Hemd-
knöpfchen, um ihn durch einen neuen Beweis seiner Freund-
schaft zur Fortsetzung der Reise zu bewegen. Weiter
hatte er itzt nichts mehr zu verschenken übrig. Wirklich
war itzt diese silberne Gabe, wie die Decke vorher, der
Magnet, der die wiederspenstigen Indianer nach uns
zog. Allein auch hier erfuhren wir, daß der gewaltsa-
me Zustand nie lang anhalt. Je mehr sich die Abipo-
ner den Gränzen der Spanier näherten, desto heftiger
ward ihre Furcht und Reue, daß sie aus ihrem Va-
terlande weggezogen waren. Als wir einst des Nachts
nebst dem Barreda um ein Feuer herumsaßen, erschien
auf einmal Malakin mit etlichen seiner Abiponer und
bezeugte dem Unterstatthalter im Namen aller, daß diese
Gegend beiden Horden ganz mißfiel, und für sie nichts
tauge. Die Nachbarschaft der Spanier schien ihnen ge-
fährlich

fährlich und folglich furchtbar. Er klagte ferner, daß es diesem Striche an Bäumen, Früchten, Wurzeln und Kräutern mangle, deren ihre Weiber schlechterdings nicht entbehren konnten. Um alle diese Einwürfe zu heben, und die wankenden Gemüther bei ihrem ersten Vorsatze zu erhalten, erschöpfte Barreda seine ganze Beredsamkeit. Aus dem nahen Flecken der Spanier verhieß er ihnen mit mehr Großmuth als Wahrscheinlichkeit hunderterlei Wohlthaten, Vortheile, Bequemlichkeit und Sicherheit. Diese prunkvollen und großsprecherischen Verheißungen machten uns beiden die Galle rege; denn wenn hernach die Indianer das Gegentheil davon erfahren, so müßen wir immer von ihnen hören, daß die Spanier Lügner sind, und mehr versprechen als halten. In der That war die Lage der neuen Kolonie sowohl für uns als auch die Abiponer eine reichhaltige Quelle des manchfaltigsten Ungemachs.

---



# Ein und dreyßigstes Hauptstück.

## Bedrängnisse und beständige Versezungen der neuen Kolonie am Rio Salado.

Nach einer Reise von zwey und zwanzig Tagen erreichten wir endlich den Ort unserer Bestimmung. Die Spanier nannten diese Gegend Rincon de Luna, Rincon de Yacarè oder La fragua, welche Benennungen auf deutsch den Schlupfwinkel des Spaniers Luna, die Höhle des Krokodils und eine Schmiede bedeuten. Der Ursprung derselben ist verschieden, dessen Erzählung aber zu weitläuftig, als daß ich sie hieher sezen könnte. Außerdem verlieren meine Leser durch die Weglassung derselben wenig oder nichts. Gegen Aufgang stößt dieser Ort an das Ufer des Rio Salado, gegen Abend an eine überaus grosse Ebene; gegen Mittag und Mitternacht aber ist selber von einem Wald umgeben. Zwischen diesem liegt ein Feld, das kaum vierhundert Schritt breit und von dem hohen Ufer des Flußes an abhängig ist. Man bestimmte dasselbe für den neuen Flecken, weil man kein besseres vor sich sah. Das Flußwasser führte auch im Winter des langwierigen Regens ungeachtet etwas Herbes und Salzichtes mit sich, so daß wir alle den künftigen Mangel an Trinkwasser, wenn der Fluß fallen und die Sonne wieder heißer scheinen würde, voraussahen. Barreda, der mit

der

er nächsten beßten Lage der Kolonie zufrieden war, hörte die Vorstellung aller dieser traurigen aber unausbleiblichen Folgen mit Mißvergnügen an, und sagte zuletzt im Zorne: Wem dieses Wasser nicht behagt, der mag meinetwegen aus der Parana trinken. (Dieser Fluß hat sein Rinnsal wenigstens hundert Meilen von dem Rio Salado weg) Wir mußten also dem guten Mann, der sich aber auch schon nach der Rückreise sehnte, nachgeben. Auf sein Geheiß wurden mir und meinem Amtsgefährten von Baumpflöcken in der Eile ein Paar Hütten errichtet, und diese mit Heu bedecket. Eine dritte von der nämlichen Art mußte uns indessen die Dienste der Kirche thun. Die Abiponer waren genöthiget unter eben den Binsengezelten zu wohnen, deren sie sich bisher auf der Reise bedienten. Das war alles. Hierauf zog Barreda mit seinen Soldaten ab; und hieß nun bei dem Statthalter von Tukuman, dem Unterkönig von Peru, bei dem König von Spanien, kurz bei allen der Erbauer eines neuen Fleckens.

Wir hingegen waren in der ungeheueren Einöde uns selbst, den Wilden, dem Elende und täglichen Lebensgefahren überlassen. Alle einsichtsvolle Spanier, die uns sahen, nannten uns Schlachtopfer des Gehorsams und Wunder der Gedult. In der That wäre für unsere Abiponer und für uns gut gesorgt gewesen, wenn uns eben so viele Hände geholfen hätten, als uns Augen bewunderten. Sieben Monate waren wir elendiglich beherberget. In unseren Hütten, die mehr Wachtelkäfigen glichen, hatten die Sonne, der Wind, der Regen, die Schlangen, Kröten, Ratten und wofür man sich am meisten zu fürchten hat, die Tieger freyen Zugang. Zwey grosse Löcher machten unsere Fenster und unsere Thüre aus. Wir hängten vor beide Ochsenhäute, um sie zu verschließen. Fenster oder Thüren zu zimmern hatten

wir

wir weder das nöthige Holz noch die dazu gehörigen Werkzeuchen. Tieger gab es in dem nahen Walde in grosser Menge und von einer noch größeren Kühnheit. Wenn ein Frost oder Regen einfiel, schlichen sie sich nicht selten in die Gezelte der Indianer, um sich daselbst nach ihrer Gewohnheit wider Wind und Wetter zu verwahren. Zuweilen versuchten sie auch in unsere Hütten zu dringen, wie wir des Morgens aus ihren sichtbaren Spuren vor der Thüre zur Genüge schließen konnten; allein ein großer Fanghund, der uns Wache halten mußte, schreckte sie immer wieder zurück. Von den Pferden, welche sich die Indianer, um sie sogleich an der Hand zu haben, an die Stangen ihrer Binsengezelte anzubinden pflegten, wurden mehrere des Nachts entweder zerrissen, oder verwundet. Je mehrere Tieger die Abiponer mit ihren Lanzen niederstachen, desto mehrere ließen sich sehen, gleichsam als wenn sie den Tod ihrer Mitthiere rächen wollten. Uiberaus grosse Ratten rannten vor Hunger aus dem Felde schaarenweise in unser Zimmer, und da sie nichts zu essen fanden, zernagten sie alles, unser hölzernes, leinenes oder wollenes Hausgeräth. Der Flecken lag an dem Ufer des Rio Salado, dem Sitz unzähliger Kröten, welchen die unsrigen weder an Größe des Körpers noch an der Stärke des Giftes beikommen. Schlägt oder tritt man auf sie, so spritzen sie einen Harn von sich, der wenigstens für die Augen Gift ist. Unter der Dämmerung springen sie haufenweise aus ihren Löchern hervor, bedecken überall die Erde, und machen selbe dadurch überaus schlüpfrig. Das war das Ungemach des Ortes: was soll ich erst von dem unsrigen sagen?

Unsere tägliche Kost bestand blos aus Rindfleisch und zwar aus einem sehr elenden. Bisweilen assen wir auch von den Flügeln der Straußen, welche die Indianer gefangen hatten. Ward uns manchmal ein Antheil Zwie-

back

pack aus der Stadt geschickt, so vertheilten wir selbes innerhalb wenig Tagen unter die allzeit hungrigen, allzeit mit Ungestümm bettelnden Indianer. Außer der Messe tranken wir nur äußerst selten und beinahe niemals Wein. Unsere Kleider waren verdorben und abgenützt. Allein der Mangel an allen diesen Bedürfnissen schien uns noch ganz erträglich, und betrübte uns nicht sehr. Aber das schmerzte uns, daß wir aller derjenigen Unterstützungen entbehren mußten, die uns zur Erquickung und Unterstützung der Indianer so nöthig schienen. Außer dem Rindfleisch, welches noch dazu, weil die Ochsen von den Beschwerden der Reise unglaublich ausgemergelt waren, einen außerordentlich widrigen Geschmack hatte, waren wir nicht vermögend den Indianern das Geringste zu geben. Sie pflegten daher täglich Straußen zu jagen, wovon es in der ganzen Gegend wimmelt, und meistens aus unterirrdischen Höhlen Honig zu sammeln. Damit vertrieben sie sich die Zeit, und stillten sich den Hunger. Wildschweine, Hirschen, Ameißenbären, Palm- und andere Baumfrüchte, eßbare Wurzeln ꝛc. welches alles man in Chaco im Ueberfluß hat, und unter die Leckerbißchen rechnet, gab es in unserer Gegend nirgends. Unsere zahlreiche Heerde Schaafe, aus deren Wolle man für die Indianer Kleider webte, verschwand einst bei der Nacht völlig. Nachdem unsere Abiponer alle, auch die entferntesten Wälder und Felder theils ausgegangen und theils ausgeritten waren, hatten sie nicht die geringste Spur davon entdecket. Den achten Tag nach ihrer Entweichung kam ein einziger Widder in den Flecken zurück. Wohin sich die andern so viele hundert Schaafe verlaufen haben, ist uns bis auf diesen Tag ein Geheimniß; und auch schwer zu errathen, weil sie nirgends eine Spur nach sich gelassen hatten; es wäre denn, daß wir sie in den Lüften fortfliegen lassen wollten.

Zu unserer außersten Dürftigkeit kamen noch beständige Unruhen. Da die Landstrasse aus Tukuman nach Santa Fè bei dem Flecken vorbeigieng, so stahlen uns die Vorüberreisenden oft unsere auf den Weiden zerstreuten Pferde und Ochsen. Eben dieses thaten auch die herumstreifenden Rotten der Wilden ungeahndet. Man entdeckte einigemale die Räuber; allein die Wachsamkeit der Viehwärter nützte uns wenig; weil sie mit Ohnmacht verbunden war. Von der Horde des in seinem Vaterlande zurückgebliebenen Alaykin kam ein Kundschafter nach dem andern an. Sie hatten den Auftrag, die Lage des Fleckens und sonst noch alles Wichtige auszuspähen, die Leute unsers Caciquen Malakin zur Rückkehre zu bereden; und, wenn sie diesen freundschaftlichen Auffoderungen nicht alsogleich Folge leisteten, feindliche Angriffe und das Aeußerste anzudrohen. Allein Malakin beharrte auf seinem Entschluß, und verachtete die Drohungen und Verheißungen seiner Landesleute, wiewohl manche von seinen Leuten theils ihres Elendes müde, theils aus Furcht vor den ihnen angedrohten Uibeln oder aus heißer Sehnsucht nach ihrem Vaterlande zu dem Alaykin zurückwanderten, aber auch zuweilen wiederkamen. Das tägliche Abgehen und Zurückkehren glich gewissermassen der Ebbe und Fluth des Meeres. Bald vermochte sie die Furcht und bald die Hoffnung ihren Wohnort zu verändern, wie sie denn überhaupt gern herumschweifen.

Alaykin konnte durchaus nicht vergessen, daß man die Kolonie wider seinen Willen versetzet hatte. Um also weit und breit unter den Spaniern Schrecken zu verbreiten, machte er sich mit einem großen Haufen seiner Abiponer auf, und besetzte damit alle Wege und Stege zwischen Cordova und Santa Fè, so daß niemand mehr ohne Lebensgefahr vorüberziehen konnte. Von den spa-

nischen

nischen Kaufleuten wurden einige erschlagen, andere ausgeraubt, und viele aufgehalten und übel behandelt. Den Rumpf des Barrassa eines Spaniers von S. Jakob und seiner übrigen Gefährten, warfen die Abiponer, ihren Mord zu verhehlen, auf den sogenannten Kürbißweg (Los porongos) ohne Köpfe in einen See, wo selbe ein anderer Reisender kurz nachher entdeckte. Einer von dem Räubergesindel des Alaykin unterstand sich in unserem Flecken ihre Strassenräubereyen auszuposaunen, sich mit ihren Thaten wider die wehrlosen Spanier und der diesen abgenommenen reichen Beute zu brüsten, und den Leuten unseres Malakin ihre Unthätigkeit und die daraus entspringende Dürftigkeit zu verweisen. Zu diesen Vorwürfen und seiner Prahlerey fügte er noch Drohungen. Der Kern der Abiponer, sagte er, würde in kurzem die ganze Kolonie vernichten, wenn unsere Leute sich nicht sogleich dem Joch der Spanier entziehen und in ihr Vaterland zurückwandern würden. Nach dieser Rede ritt er spornstreichs zu den Seinigen in ihre Schlupfwinkel. Hätten sie ihre Drohungen in das Werk gesetzt, so wie sie uns damit ängstigen wollten, so wären wir freylich nicht mit unserem Leben entkommen. Wir wohnten auf freyem Felde. Unser Haus war nicht wie sonst mit Pallisaden verwahret, und folglich den feindlichen Waffen und Feuerpfeilen von allen Seiten bloßgesetzet. Streitbare Abiponer hatten wir nur sehr wenige übrig. Selbst die Lage des Orts hätte die feindliche Unternehmung begünstiget, indem uns die rings um den Flecken gelegenen Wälder ihren Anmarsch verdecket haben würden. Wir ersetzten daher durch unsere Wachsamkeit, was sonst zu unserer Sicherheit gebrach.

Ich sandte sogleich einen Eilbothen mit der Nachricht von den Mordthaten, Räubereyen Anschlägen und Drohungen des Alaykin an den Barreda ab, damit er ihrer Frechheit, wenn es möglich wäre, steuerte, und für die Sicherheit der reisenden Spanier sorgte. Er schickte uns auch von Zeit zu Zeit eine Rotte Reiter, theils daß sie uns wider die Feinde vertheidigten, und theils, daß sie uns Häuser baueten. Um aber keinen Theil ihrer Pflicht weder als Soldaten noch als Arbeitsleute zu versäumen, mußten sie in der einen Hand Flinte oder Lanze und in der anderen ihre Axt halten. Indessen ist dennoch nicht zu läugnen, daß die Wilden sich nie mit mehr Frechheit der Kolonie genähert, mehr Pferde und Ochsen vom Felde weggetrieben, und uns nie mehr gedrohet und zu schaffen gegeben haben, als da die wenigen Soldaten in unserem Flecken zur Besatzung lagen. Wir brachten oft ganze Nächte unter den Waffen zu. Viele lächerliche Vorfälle, die einen panischen Schrecken zur Quelle hatten, übergehe ich mit Stillschweigen. Die Wilden schrieben sich allemal einen Sieg zu, so oft sie bemerkten, daß sie den Spaniern Furcht eingejaget und zu thun gemacht hatten. Endlich langte Barreda selbst mit zwoen Kompagnien Reitern an, da er uns dann aus ungebrannten Ziegeln und Balken zwey ordentliche Zimmer aufbauen ließ. Das dritte, das daran stieß, und etwas länger war, hieß er die Kapelle. Bei dem Bau sahen wir nicht müßig zu, sondern halfen aus Leibeskräften mit. Wir arbeiteten mit Händen und Füßen in Holz und Leimen oft ganze Täge bis zum Schweiße; denn meine Leser müßen wissen, daß mein Amtsgefährte, der P. Sanchez, der Baumeister des ganzen Werkes war.

Es that uns sehr leid, daß wir unser so mühsam aufgeführtes Haus nur wenige Monate bewohnen konnten; indem ich kurz nachher von meinen Oberen nach S. Hieronymus versetzet wurde, und der P. Sanchez und seine Indianer ebenfalls bald hernach anderswohin wandern mußten. Denn als alle nahe Flüße und Seen bei der langwierigen Trockenheit völlig versieget waren, oder doch nur salzichtes Wasser mit sich führten, und die Felder dem Vieh keine Weide mehr gaben, so war man am Ende genöthiget, den Flecken, ehe noch Hunger und Durst Einwohner und Vieh völlig aufrieben, an das Ufer des süßen Flusses viele Meilen von seinem bisherigen Standplatze zu versetzen. Hier überfiel nun die Abiponer neuerdings bei der Nacht im Schlafe eine plötzliche Ueberschwemmung, die größte, die sie jemals gesehen hatten. Das Wasser stieg hiebei auf eine so fürchterliche Höhe, daß sie alle dem Ertrinken nahe waren. So mußten sie die Lage ihres Fleckens des Wassers wegen, bald um eines zu finden, bald um demselben zu entgehen, von Zeit zu Zeit verändern. Was Indianer und Priester bei diesen wiederholten Auswanderungen ausgestanden, und wie sehr ihre Viehheerden dabei gelitten haben, mag ich gar nicht erzählen. Nach vierzehn Versetzungen der Kolonie, von denen allen mir Sanchez Nachricht gab, fanden sie endlich an dem westlichen Ufer des süßen Flusses, wo die Spanier wohnen, einen glücklicheren Platz. Von S. Jakob liegt dieser südostwärts ungefehr fünfzig, und von dem sogenannten Kürbißfelde (Los porongos), wo sich der süße Fluß verliert, nachmals aber in Seen ausbreitet, bei sechzehn Meilen weg. Nirgends sieht man fettere Weiden. In wenig Jahren vermehrte sich das Hornvieh dergestalt, daß man bei dreyßigtausend Kühe zählte, wiewohl die Abiponer jährlich eine Menge aufzehrten, besonders seitdem sich Debayakaikin nach seiner Flucht aus dem Flecken S. Ferdinand mit seiner

zahlreichen Horde in die Kolonie begeben hatte. Dieser neue Ankömling war im Grunde das Verderben des Fleckens, als welchen er wegen seines verjährten Zwistes mit dem Ychoalay in beständige Unruhen verwickelte, wie ich oben gemeldet habe. Dieser wilde Gast, ein unruhiger Kopf, der Wolf der Meyereyen und eine wahre Pest aller derjenigen Kolonien, in denen er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, nahm endlich auch von Conception Abschied, und zog sich mit seinen Leuten in ihre Schlupfwinkel in Chaco, wo er zuletzt von dem Ychoalay, wie ich schon anderswo erzählt habe, im Treffen erlegt worden ist.

Nachdem die Kolonie von ihren Friedensstörern befreyet war, fieng sie wieder an sich zu erholen, und ruhiger zu werden. Ungeachtet aber der Erfolg der zwanzig Jahre hindurch auf den Flecken verwandten Mühe des muthigen P. Sanchez und verschiedener seiner Amtsgehilfen nicht entsprach, so wurden doch viele Erwachsene besonders auf dem Todbette und eine Menge Kinder getaufet und die übrigen gesittet gemacht. Die Spanier hielten immer den Frieden und das gute Vernehmen mit dieser ihnen so viele Jahre hindurch so fürchterlichen Nation für eine der größten Wohlthaten. Daß sie selbe hauptsächlich unserer Gedult und unseren Bemühungen zuzuschreiben hatten, wurden sie erst damals völlig überzeugt, als sie uns verloren. Denn als wir uns unter den Thränen aller Paraquayer von ihnen auf immer beurlauben mußten, kehrten fast alle Abiponer zu ihrer vorigen Lebensart und Wildheit zurück: und die Mühe, sie wieder in Ordnung zu bringen, dürfte schier vergeblich seyn.

# Zwey und dreyßigstes Hauptstück.

## Von der Kolonie S. Ferdinand und Franciskus Regis, welche von den Abiponern aus dem Volksstamme der Yaaukanigas bewohnet wurde.

Die Wilden hatten die Stadt Corrientes durch ihre Räubereyen völlig ins Verderben gebracht. Sie wünschte sich daher nach dem Beispiele der anderen Städte schon lange eine abiponische Kolonie, die von Yaaukanigas bewohnet würde, und die ihnen wider die Anfälle der Mokobier und Tobas eine Schutzwehre abgäbe. Der Unterstatthalter, Nikolaus Patron, erbauete also mit Einwilligung des Ychoalay, der sich anfangs dagegen setzte, den Flecken. Die Indianer hatten sich selbst die eben nicht sehr vortheilhafte Lage desselben ausgewählet: und die Spanier stimmten auch am Ende mit ihnen ein, weil sie keine bequemere dazu auffinden konnten. An dem westlichen Ufer der Parana, mit der sich weiter oben der Paraquay vereiniget, liegt ungefehr zwo Meilen vom Gestade ein kleines Feld. Von Vorne stößt es ostwärts an Corrientes, als welche Stadt an dem nämlichen Ufer erbauet ist; rückwärts aber an den schwarzen Fluß (Rio negro) der auch größere Schiffe trägt, aber bitteres und salzichtes Wasser, das auch das Vieh nicht trinken mag, mit sich führet. Zu beiden Seiten ist es

auch mit Wäldern und grossen Seen umgeben, die aber alle, einen einzigen ausgenommen, an süßem Wasser Mangel leiden, aber dafür von Bluiegeln, Krokodilen und überaus grossen Schlangen von verschiedener Art wimmeln. Von Fischen findet man nirgend eine Gräte, es sey denn, daß sie von den Krokodilen verscheuchet oder aufgefressen werden. Dieser ganze Strich ist allenthalben mit Wäldern und Morästen durchschnitten, und eben. Horn- und Wollvieh findet daselbst die beßte und gesündeste Weide, besonders wo sich der Palmenwald (auf abiponisch Nebokebat, auf quaranisch Carandayti) an dem Ufer der Parana auf viele Meilen erstrecket. Die Erdscholle trägt, wenn sie gehörig bebauet wird, Früchte von allen Gattungen im Uiberfluß. Auch an den Bäumen, worauf man stets ungeheure Affen, Papageyen und andere Vögelschaaren flüstern hört, wachsen die manchfaltigsten Früchte. Desgleichen sieht man auch allenthalben Wildschweine, Hirschen, Rehe, Kaninchen von verschiedenen Gattungen, Wasserschweine (auf abiponisch atopehenra, und auf quaranisch Capiyguará) Aenten, häufigen Honig, Johannesbrod und was hier das Hauptsächlichste ist, verschiedene hohe Bäume von dem härtesten und festesten Holz, das zum Schiff- Wägen- und Häuserbau vortrefflich diente. Tieger trifft man hier gleichfalls in Menge an; wollte Gott, daß man keine anträffe! Der Himmelsstrich dieser Gegend ist überaus hitzig, erzeugt Ungewitter, Sturm und Blitzstrahlen, und häufige Regengüße, die oft den Boden tüchtig durchweichen. Die Luft ist wegen des faulen Gewässers der herumliegenden Pfützen nicht nur mit schädlichen Dünsten angestecket, sondern auch voll zahlloser Schnackenschwärme, die den Bewohnern das Leben unangenehm und die Nächte unerträglich machen.

Doch

Doch war dieser Ort lange Zeit der Aufenthalt der Yaaukanigas. Da sie sich daselbst dem Unterricht der Priester anvertrauet hatten, so wollten sie auch dort wohnen. Ihr vornehmster Cacique war Narè, ein Mann von vornehmer Herkunft und seiner Kriegesthaten wegen berühmt, ob er sich gleich weder durch seine Leibes= noch durch seine Geistesgröße auszeichnete, und durchgängig für einen Trunkenbold und Weibermann gehalten wurde. Immer ein größerer Liebhaber vom Müßiggange als von Geschäften, verrieth er allenthalben eine völlige Erschlaffung seines Geistes. Doch schien er diesen Naturfehler mit einer Art innerer Trefflichkeit bedecket oder ersetzet zu haben: weil er den Frieden, den er den Spaniern auf ihr Begehren zugestanden hatte, allzeit mit unversehrter Treue beobachtete, welches aber seine raubbegierigen Leute mehr seiner Furcht als seiner Seelengröße zuschrieben. Gewiß, und wenn man auf den Charakter der Abiponer Rücksicht nimmt, sehr sonderbar ist es, daß Naré selbst unschuldige Reisen zu seinen Nachbarn, sie zu besuchen, und die Pferd= und Hirschenjagd beständig vermieden hat. Er steckte immer zu Hause, bestieg selten ein Pferd, war aber dennoch der geschickteste Pfeilschütz, ungeachtet er sonst in keinem Stücke eine Geschicklichkeit bewies. Seine Brüder waren alle jünger als er. Am meisten hatte sich darunter ausgezeichnet Pachieke, ein äußerst unternehmender und scharfsinniger Mann, der den Spaniern in Kriegszeiten nicht wenig Köpfe abgeschnitten hatte. Von Geist war er größer als vom Körper. Doch verdunkelte er seinen Seelenadel durch seine Schwelgsucht und durch das vielmalige Verstossen seiner Weiber, nämlich ehe er sich noch zu dem christlichen Glauben bekannt hatte. Nikolaus Patron hatte ihn besonders lieb, auch zog er ihn in allen Kriegsangelegenheiten zu Rathe. Wir setzten gleichfalls, so oft wir mit dem Feinde zu thun hatten,

 auf

auf seinen Scharfsinn nicht weniger als auf seine Herzhaftigkeit das zuversichtlichste Vertrauen. Außer dem Naré hatten auch die Caciquen Oahari und Kachirikin, junge und auf ihre Geschicklichkeit im Rauben ungemein trotzende Leute von edler Herkunft, ihre wiewohl minder zahlreiche Horden.

Verschiedene Patres aus unserer Gesellschaft hatten nacheinander die Aufsicht über den Flecken. Jeder kam voll blühender Stärke und Muth; sie mußten aber alle wieder abgeruffen werden, ihre verfallene Gesundheit und erschöpften Kräfte wieder herzustellen. Es ist unglaublich, wie viele Verdrüßlichkeiten, Kümmernisse und Gefahren die ersten Erbauer der Kolonie, die P. P. Thomas und Joseph Garzia, unter den rohen Wilden ausgestanden haben. Der frechste unter allen Kachirikin sprengte einmal mit verhänatem Zügel auf den P. Joseph Garzia hin, weil er ihm nicht nach seiner Willkühr Kühe zu schlachten gestattete, und wollte ihm in Beiseyn der Spanier eine Schlinge umwerfen. Nach einigen Monaten kamen in seine Stelle die P. P. Joseph Rosa und Petrus Ebia. Dieser kehrte mit Fuß- und jener mit Kopfschmerzen zurück. Endlich kam der P. Joseph Klein von Glatz aus Böhmen, der seiner vielen Krankheitsanfälle ungeachtet, die er von Zeit zu Zeit zu überstehen hatte, dennoch die Last bis zu Ende trug. Was er durch ungefehr zwanzig Jahre thun nnd erdulten mußte, kann man sich leichter vorstellen als sagen. Außerdem will ich keine Lobreden, sondern eine Geschichte schreiben. Oft erstaunte ich, daß eine so große Seele in einem so kleinen Körper, den auch sein Zunamen anzeigt, wohnet. Stets über alle Gefahren und über alles Ungemach erhaben, verachtete er jene unerschrocken und stand dieses geduldig aus. Durch die vortheilhafte Verwendung der jährlichen Beiträge, welche ihm die reicheren Kolonien

der

er Quaranier schickten, brachte er unter der Aufsicht
es P. Hieronymus Rejon auf dem anderen Ufer der Parana
ine einträgliche Meyerey zu Stande, die ihm hernach
lles zur Kleidung und Nahrung der Abiponer Nöthige
bwarf. Wiewohl der größte Vortheil aus dem Frieden
nd dem freundschäftlichen Benehmen mit den Abipo-
ern auf die spanischen Städte zurückfiel, so trugen den-
och diese, wie ich mich schon an einem anderen Orte
eklagt habe, zum Unterhalt der Kolonien ihrer vorma-
igen Feinde wenig oder nichts bei; indem sie stets ih-
e Dürftigkeit vorschützten. Die ganze Last der Sorge
ie Indianer zu unterhalten ward also auf unsere Schul-
ern herübergewälzt. Wäre es blos auf die Spanier
von Corrientes angekommen, so hätte die Kolonie schon
bei ihrer Entstehung durch Hunger und den Mangel
an allen Dingen unvermeidlich zu Grund gehen müssen.
Alles, was wir von Kirchengeräthschaften in unsere Ka-
pelle, von Tüchern, die Indianer zu kleiden, in unserem
Schranke und vom Vieh in unserer Meyerey hatten,
war ein Geschenk der freygebigen Quaranier. Die Auf-
richtigkeit des schon oft gerühmten Unterstatthalters Ni-
kolaus Patron verdient immer gerühmet zu werden: denn
als dieser, eben da er auf die Erbauung einer
Kolonie für die Yaaukanigas antrug, von einem unsrigen
Priester gefragt wurde, wer dann den Unterhalt zu der-
selben hergeben würde, antwortete er ganz unverholen:
Diese Sorge lassen wir den Jesuiten über. Andere Un-
terstatthalter versprachen uns oft bei Anlegung der Ko-
lonien goldene Berge; allein meistens sprang ein lächer-
liches Mäuschen hervor, indem ihre Freygebigkeit ihren
prunkvollen Verheißungen keineswegs zusagte.

Der P. Klein besorgte viele Monate die Angele-
genheiten des Fleckens ganz allein; nachmals hatte er
zu verschiedenen Zeiten die P. P. Gregorius Mesquida,
Joan-

Joannes Quesada, und den Dominikus Perfeti einen Römer zu Gehilfen; welchen letzteren ich endlich wegen seiner zerrütteten Gesundheit auf das Geheiß meiner Oberen ablösete. Von S. Hieronymus, wo ich zwey Jahre zubrachte, mußte ich auf einem elenden Fahrzeug etliche Tage die Parana hinauffahren, den übrigen Weg aber, das ist, von dem kleinen Flecken S. Lucia bis nach Corrientes zu Pferd machen. Die langwierigen Regengüße, die kurz vorher den Boden durchweichet hatten, die dazumal noch stürmische Witterung und was eine Folge davon ist, die morastigen Wege, das Uibersetzen der angeschwollenen Flüße und die Nähe der wilden Charruas hatten mir die Reise nicht nur zu einer der beschwerlichsten, sondern auch der gefahrvollesten gemacht. Von Corrientes führte mich selbst der Unterstatthalter mit vielen Ehrenbezeugungen nach S. Ferdinand. Auf den ersten Anblick fielen mir eine Menge Dinge ins Gesicht, die jedermann mißfallen müßen. Der Ort ist mit Teichen, Seen und nahe daran stossenden Wäldern allenthalben umgeben; die Hitze aber Tag und Nacht unausstehlich. Mein überaus enges Zimmer hatte zwo Thüren aber kein Fenster und war mit schlecht zusammengefügten Palmrinden bedeckt, welche, wenn sich ein Wind erhob, alle in Bewegung kamen, so daß wir bei einem Regen im Zimmer so naß wurden, als wenn wir im freyen Felde gewesen wären. Zum Mittagmahle wurde das Wasser aus einem nahen Teiche gebracht, in dem Hunde, Pferde und alles andere Vieh nicht nur täglich tranken, sondern auch sich badeten, der allen durch das Regenwasser aus dem Flecken fortgeschwemmten Unrath aufnahm, und von Egeln, anderen Insekten zu geschweigen, strotzte. Nachdem ich alles dieses in Augenschein genommen hatte, wunderte ich mich nicht mehr, daß hier so viele meiner Vorgänger ihre Gesundheit eingebü-

gebü-

büßet und selbst die eingebohrnen Indianer beständig
it dreytägigen Fiebern zu kämpfen hatten.

Ob ich gleich die verflossenen Jahre unter tausend
Mühseligkeiten immer einer ungestörten Gesundheit genoß,
war ich doch hier nahe daran, meines Lebens Ende
n finden. Meine Krankheit entstand folgendermassen.
Unter der Dämmerung wimmelte es in der Luft stets
on unzählbaren Schnackenschwärmen, die förmliche Wol-
en bildeten, und haufenweise in meinem Zimmer herum-
umseten. Denn da dieses zugleich unser Speisesal war,
o hatten die Schnacken in dasselbe so gut, als die un-
ere Speisen zum Nachtmahl hineinbrachten, freyen Zu-
ritt; zudem lockte sie das Kerzenlicht hinein. Ihr Ge-
umse und ihre Stacheln ließen mich nicht schlafen. Ich
gebrauchte hunderterlei Mittel darwider, aber ohne Erfolg.
Der Rauch vom Ochsenmist vertrieb wohl die Schnacken,
aber auch mich dessen Gestank. Daß ich ganze Nächte
schlaflos zubrachte, und in dem Hof, frische Luft zu
schöpfen, herumspatzierte, wurde bei mir allmählich zur
Gewohnheit, welche einen gänzlichen Mangel an Eßlust
zur Folge hatte. Dieses tägliche Nachtwachen und Fa-
sten mergelte mich also aus, daß an mir nichts mehr
als Haut und Bein zu sehen war. Viele schränkten mei-
ne Lebenszeit nur noch auf drey Monate ein. Allein
mein Provinzial ließ diese traurige Weissagungen nicht
wahr werden, und versetzte mich in die alten Flecken der
Quaranier. Ich beurlaubte mich nicht ohne Thränen
von meinen Abiponern, mit denen ich fünf Jahre umge-
gangen war, und deren Sprache ich ziemlich inne hatte.
Doch linderte meinen Schmerz, von ihnen scheiden zu
müssen, die Hoffnung nach Wiederherstellung meiner Ge-
sundheit zu ihnen wieder zurückzukehren, welche mir mein
Provinzial bestätigte. Bei den Quaraniern, deren Spra-
che ich bald gelernt hatte, weil sie um viel leichter als
die

abiponische ist, war ich nicht länger als vier Monate, als sich bei mir in dem an dem Uruquay gelegenen Flecken S. Maria die Größere der bisherige Eckel von allen Speisen verlor, die Eßlust und der Schlaf sich wieder einstellte, und ich wieder vollkommen genas, welches doch die Aerzte, so lang ich mich in dem Flecken an der Parana aufhielt, mit aller ihrer Wissenschaft und Mühe nicht bewirken konnten. Hieraus mag man abnehmen, wie viel die Beschaffenheit des Himmelsstriches und die Luftveränderung zur Wiederherstellung der Kranken beiträgt. Nachdem ich meine Gesundheit wieder vollkommen erlangt hatte, blieb ich bei den Quaraniern noch neun Jahre, bis ich nämlich von meinen Obern den Auftrag erhalten hatte, den Abiponern in Timbò eine Kolonie zu erbauen. Nun brachte ich bei diesen wieder zwey Jahre zu, und kehrte hernach abermals zu jenen zurück. Kurz, von den achtzehn Jahren, die ich das Amt eines Missionärs versah, habe ich sieben den Abiponern und eilf den Quaraniern gewidmet. Missonarien hängen wie Soldaten von dem Befehle ihrer Obern ab, und ziehen hin und wieder. Eben so machten es einst die Aposteln.

---

# Drey und dreyßigstes Hauptstück.

## Fortgang des Fleckens S. Ferdinand. Debayakaikin macht ihn rückgängig.

Je weniger die Yaaukanigas unter den Abiponern zu bedeuten haben, desto größer ist ihr Stolz und ihre Unbiegsamkeit. Dennoch verzweifelten wir niemals sie auf besseren Wege zu bringen, indem wir wußten, daß auch Steine erweichet, Metalle geschmolzen, und wilde Thiere gezähmet werden könnten. Und in der That machten sie uns einige Hoffnung dazu, solang sie noch allein die einzigen Bewohner der Kolonie waren. Die Alten giengen nicht mehr wie gewöhnlich auf Raub aus. Die meisten verlegten sich auch auf den Ackerbau. Durch ihren täglichen Umgang mit uns legten sie allmählich ihre Wildheit ab; und wir bemerkten nach einer Pflege von etlichen Monaten nicht ohne innige Herzenswollust, daß eine Art von Menschlichkeit unter ihnen aufkeimte. Der Abscheu vor der Taufe, die sie sich vorher als etwas Tödtliches vorgestellet hatten, verschwand allmählich; und, da wir Kinder und Knaben die Menge tauften, wurden auch die Eltern dazu geneigter. Bei unserem täglichen Religionsunterricht fanden sich Mädchen und Weiber schaarenweise ein, also zwar, daß sie auch in Amerika dem Frauenvolke den ehrenvollen Beinamen des andächtigen Geschlechts erhielten, oder erwarben. Doch glaubten die alten Schwarzkünstlerinnen, die ich schon oben als

Vorstehe-

Vorsteherinnen der abergläubischen Gebräuche bekannt gemacht habe, groß Unrecht zu thun, wenn sie einen Fuß in unsere Kapelle gesetzt hätten: sie suchten sogar die anderen, so viel sie konnten, von dem Eintritt in selbe hindannzuhalten. Mehr Mühe kostete es uns, die immer auf ihren Pferden herumflatternden Knaben in die Kirche zu bringen. Gleich zu Anfang der Kolonie ließ sich ein ziemlich betagter Yaaukaniga samt seiner ganzen Familie taufen, und erhielt bei dieser heiligmachenden Abwaschung mit Recht den Namen des guten Joannes; denn er blieb immer sich selbst gleich und unterließ nichts von dem, was man von dem Rechtschaffensten erwarten kann. Gleiche Frömmigkeit äußerten auch seine Gattinn, Tochter und Gefangene afrikanischer Herkunft, die ihrem Herrn freywillig diente.

Die grosse Hoffnung, die wir uns von der glücklichen Aufnahme der Religion und der Kolonie gemacht hatten, zerstörte uns die Ankunft des unseligen Debayakaikin in ihrem Keime. Er flüchtete sich aus Furcht vor dem Ychoalay seinem Feinde mit seiner ganzen Horde in diesem Flecken; weil er sich darinn sicher glaubte, indem selbe unter dem Schutze der Spanier stand. Allein nach wenigen Tagen erschien Ychoalay mit etlichen hundert Abiponern, in der Absicht den Debayakaikin anzugreifen. Die Vergießung des Menschenbluts zu verhindern, schrieb der P. Joseph Rosa an den Unterstatthalter von Corrientes, der auch sogleich kam, und den Frieden zwischen den Häuptern beider Partheyen unter den anderswo von mir erwähnten Bedingnissen vermittelte. Da man diese beiderseits eingieng, so kam auch jener zu Stande: allein als Debayakaykin mit seinem Anhange wieder nach Conception auswanderte, so gieng der Krieg von neuem an, wie ich oben schon geschrieben habe. Nun will ich nur noch

kurz

ürz die Nachtheile schildern, welche die Vereinigung des Debayakaikin mit den Yaaukanigas dem Flecken S. Ferdinand zuzog.

Außerdem daß diese gefräßigen und unruhigen Ankömmlinge mit ihrem gewöhnlichen Fleischantheil nicht zufrieden, heimlich noch zum grossen Schaden der Meyerey Ochsen und Kälber schlachteten, verwickelten sie auch die Kolonie in den Krieg mit den benachbarten Mokobiern und Tobas. Den unglücklichen Alaykin, welcher den Flecken verlassen hatte, und mit seinen Leuten auf freyem Felde schwelgte, überfiel eine Schaare Mokobier unter der Morgendämmerung. Nach einem scharfen Gefecht wurde er sammt sieben von seiner Horde von diesen Wilden erschlagen, gehörig gebratten, und aufgezehret. Auch die Leichname der anderen sieben Getödteten, und eines zwölfjährigen Jünglings verherrlichten ihren gräulichen Schmaus. Doch ließen sie eine Alte, der sie gleichfalls mit unzähligen Wunden den Rest gegeben hatten, unberührt, weil sie ihr Fleisch für zähe und folglich für unschmackhaft hielten. Verschiedene verwundete Abiponer retteten noch ihr Leben durch die Geschwindigkeit ihrer Pferde, die übrigen Weiber aber sammt den Kindern das ihrige durch die Flucht, indem sie sich in dem nahen Walde verbargen. Pachieke, der Sohn des Alaykin, machte daher, um nach der alten Sitte den Tod seines Vaters zu rächen, mit den Yaaukanigas und den Nakaigetergehes, den Leuten des Debayakaikin, wider die Mokobier einen Bund. Ungeachtet nun in dieser Unternehmung beinahe gar kein feindliches Blut vergossen wurde, so verschworen sich dennoch die Mokobier, aus Erbitterung über dieses feindliche Benehmen zum Untergang der ganzen Kolonie. Die Anfälle wurden Tag und Nacht wiederholet, und viele Jahre mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. Auf

der grossen Menge ähnlicher Vorfälle werde ich einige herausheben.

Unter der Morgendämmerung ließ sich einst plötzlich auf dem Platze ein grosser Haufen Mokobier sehen. Einige umringten den Debayakaikin, welcher sich sammt fast allen seinen Leuten unter Gesang und dem Schalle der Kürbißklappern bei einem Saufgelage einfand, aber gleich darauf zu den Waffen griff. Andere trieben uns indessen unsere auf dem Felde weidende Pferde ungeahndet weg. Indessen mußten doch einige den ungeheueren Raub mit ihrem Blute bezahlen; denn Pachleke, der Bruder des Caciquen Narè, sprang auf das nächste Pferd, und fiel den Nachtrab der Feinde an, wobei er einige mit seiner Lanze niederstach, die wir noch bei seiner Wiederkehr mit feindlichem Blute überronnen sahen. Sonst pflegten auch die Yaaukanigas, wenn sie frische Pferde bei der Hand hatten, den fliehenden Mokobiern nachzusetzen, und ihnen nicht blos die Pferde, die diese jenen weggetrieben hatten, sondern auch ihre eigenen abzujagen, und sie zu Fuße nach Haus zu schicken, wodurch denn die Mokobier öfters statt des Raubes Wunden und die traurige Nachricht von dem gewaltsamen Tode ihrer Brüder zurückbrachten. Da oft die Felder durch die lang anhaltenden Regengüße und die ausgetrettenen Flüße dergestalt unter Wasser gesetzt wurden, daß die Mokobier kein Fleckchen fanden, wo sie sich des Nachts sicher hätten hinlegen können, so flochten sie sich aus Reisicht zwischen die Bäume eine Art von Betten, auf welchen sie oft, wenn sie so des Nachts darauf unbesorgt schliefen, von den nachsetzenden Yaaukanigas eingeholet, zum Theil erwürget und zum Theil mit Wunden und ohne Pferde nach Haus geschickt wurden. Hätte sie nur das Glück in Wiedereroberung ihres geraubten Eigenthums am 11. Christmonat eben so begünstiget!

ünstiget! Diesen für meine Pferde so unglücklichen Tag
rerde ich zu keiner Zeit vergessen.

Tags vorher kam der Viehhirt, ein Quaranier, in
ller Frühe mit der Nachricht, daß er vom Feinde Spu-
en gesehen, und auf dem Felde eine Menge Pferde
ermißet habe. Die Yaaukanigas schmerzte ihr Verlust
ar sehr, aber vergeblich. Indessen ritt ich mit meinem
Amtsgehilfen dem P. Klein und zweenen Jünglingen ei-
e Zeitlang in dem Felde herum. Die im Sande ein-
edrückten Fußtapfen, und das durch der Pferde Menge
iedergetrettene Gras überzeugten uns, daß die Moko-
ier über den sogenannten **schwarzen** Fluß gesetzet hat-
en. Kein Mensch zweifelte, daß die Feinde dazumal
nit ihrer Beute schon weit weg seyn müßten, und darum
achte auch niemand daran, sie zu verfolgen. Oft stieß
ch in die Kriegstrompeten; und sagte laut allerlei lustige
Sprüchelchen auf mokobisch. Weil diese in der Nähe in
üßerster Stille sich aufhielten, so sahen und hörten sie
ins, griffen uns aber nicht an, weil sie den andern
Tag einen Augriff auf den Flecken vorhatten. Auf dem
Rückwege ritten wir mit einander in die Wette: denn
wir hatten miteinander freundschaftlich einen Streit, in-
dem ein jeder sein Pferd für das schnelleste angesehen
wissen wollte. Da wir so mit verhängtem Zügel daher
sprengten, glaubten die Abiponerinnen, die uns aus dem
Flecken von weiten zugesehen hatten, daß wir von den
Mokobiern verfolget würden. Sie fiengen daher, wie
gewöhnlich, erbärmlich zu heulen an, und wollten sich
kaum noch zufrieden geben, nachdem wir mit ihnen gere-
det hatten. Weil sich also kein Mensch von der Nähe
des Feindes etwas beifallen ließ, so schliefen alle wie die
Ratten. Indessen liessen sich die nämlichen Mokobier,
die uns Tages vorher die Pferde geraubt hatten, mit
ebendenselben nicht sehr weit vom Flecken sehen, um

 die

die noch übrigen Pferde wegzutreiben. Die meisten Yaaukanigas waren auf der Jagd, die übrigen tranken zusammen; wir aber hielten nach Gewohnheit der Spanier den Nachmittagsschlaf. Auf einmal erfüllten die zusammen gelaufenen Weiber Platz und Hof, wohin sie sich flüchteten, mit ihrem Geheul und Geschrey. Wir erwachten dadurch und liefen sogleich mit unseren Flinten, die uns allein in den Augen eines jeden noch so zahlreichen Feindes furchtbar gemacht hätten, hinaus den Feind abzutreiben. Der P. Klein gieng in Begleitung zweener Lanzenträger etwas voraus. Da ich ihm folgen wollte, ergriff mich ein betrunkener Yaaukaniga bei der Schulter und sagte zu mir mit trotziger Stimme: Wohin eilest du? Bleib lieber hier zur Vertheidigung des Fleckens. Es ist besser, die Feinde rauben unsere Pferde, als unsere Weiber und Kinder. Laß mich, versetzte ich ihm. Für beides soll gesorgt werden.

Ich war bereits den Feinden näher als dem Flecken, als ich jene wie einen Haufen Heuschrecken im Felde herumwühlen sah. Ich konnte mich daher nicht bereden, daß eine so grosse Anzahl berittener Wilden mit zwoen Flinten erschrecket und verjagt werden könnte. Ich band mir auf alle Fälle die Schuhe, deren ich mich in der Eile wie Pantoffeln bedienet hatte, an die Füße, damit ich nicht, im Fall ich das Fersengeld geben müßte, im Laufen gehindert wäre. Ich verdoppelte meine Schritte gegen den Feind zu, welchem sich bereits der P. Klein genähert hatte. Allein die Wilden erschracken dermassen über den blossen Glanz der Musqueten, daß sie, ohne einen Schuß abzuwarten, haufenweise die Flucht ergriffen, unsere Pferde umringten, und so eine zahlreiche Schaare derselben mit sich fortrieben. Ungeachtet nun der Feind entwichen war, so glaubten wir dennoch nicht von aller Gefahr frey zu seyn: denn eine Staubwolke, die sich von weitem

fem erhob, erweckte in uns den Verdacht, daß sich der Feind vielleicht innerhalb dem Walde uns nähern möchte. Die Yaaukanigas standen eine Zeitlang in der Gegend des Fleckens, woher man den Angriff erwartete, neben uns bewaffnet in Schlachtordnung, bis wir endlich einen Indianer mit dem Uiberrest unserer Pferde, die den Händen der Feinde entronnen waren, ankommen sahen. Schnell bestiegen alle unsere Abiponer dieselben, und eilten noch unter der Abenddämmerung an den etliche Meilen von unserem Flecken entfernten Ort Likinranala (er hat von dem Kreuze diesen Namen) Sie wußten nämlich, daß die Mokobier dort vorbeiziehen mußten, also zwar, daß sie sich gewisse Hoffnung machten, ihre Pferde wieder zu erhalten, und den Mokobiern eine Schlappe anzuhängen. Allein sie kamen des anderen Tages mit leeren Händen zurück; denn die Feinde, die durch ihre Kundschafter von den Anschlägen unserer Abiponer unterrichtet waren, machten ihnen selbe zu Wasser, indem sie ihre Flucht durch andere Wege, die der Pützen und des Rohrichts wegen, womit sie besetzet sind, bisher für ungangbar geachtet wurden, beschleunigten und dadurch die sogenannte Kreuzgegend vermieden. Hier hatten sie vorher ihre Sättel und allen Troß, der ihnen Verzögerung verursachen könnte, zurückgelassen: die unsrigen aber verbrannten alles, weil sie keinen Gebrauch davon machen konnten. Der Verlust meiner Pferde gieng mir zwar nahe, allein ich freute mich auch, daß dieser Uiberfall ohne Blutvergießen abgelaufen war. Allein ob alle Mokobier ganz unbeschädigt nach Haus gekommen sind, zweifle ich sehr: weil unsere Viehhirten (gleichfalls Yaaukanigas) auf die Feinde, als diese unserer mit Pallisaden umgebenen Meyerey nahe kamen, eine Menge Pfeile losdrückten. Mit welchem Erfolge, weiß ich noch nicht.

# Vier und dreyßigstes Hauptstück.

## Neue Unruhen, welche sowohl auswärtige Feinde als auch die Einwohner unter einander selbst anzettelten.

Ein noch weit furchtbareres Ungewitter drohete unserer Kolonie; aber die Yaaukanigas zertheilten selbes noch glücklich durch ihre Herzhaftigkeit. Nämlich mehr als dreyhundert Mokobier und Tobas hatten sich uns heimlich, aber in größter Eile genahet. Auf ihrer Reise entgieng ihnen einer, kam seinen Landesleuten zuvor und warnete die Abiponer des Oaherkaikin unsere Nachbarn und seine Freunde (wegen welcher Ursache weiß ich nicht) vor der Gefahr, die unserem Flecken drohete. Von da verbreitete sich das Gerücht noch zeitlich genug bis zu uns. Da wir der grossen Anzahl unserer Feinde nicht gewachsen zu seyn schienen, setzte der P. Klein unerschrocken, wie gewöhnlich, mitten in einem Sturme von Süden in einem Kahn über die Parana, von dem Unterstatthalter zu Corrientes Hilfstruppen zu begehren. Unsere Yaaukanigas, denen ich indessen Muth und zuversichtliche Erwartung des Sieges einzuflößen suchte, und zur herzhafter Vertheidigung der Kolonie aufmunterte, tranken itzt, wie sie allemal vor einem feindlichen Angriff zu thun pflegen, Tag und Nacht miteinander in die Wette. Stets wachsam und sorgfältig schickte ich allenthalben Kundschafter und Ausspäher aus, und unterließ

terließ nichts, was zur Sicherheit des Fleckens und der Meyerey etwas beizutragen schien. An dem sogenannten Sonntag Quinquagesima entdeckte unser Nahagalkin um zwey Uhr nach Mittag auf dem nahen Felde einen Feind, woraus wir denn auf den nachfolgenden Haufen leicht den Schluß machen konnten. Hierauf schwangen sich unsere Yaaukanigas, ungeachtet sie vor Rausch auf keinem Fuß mehr stehen konnten, auf ihre Pferde, die ihnen ihre Weiber gefangen hatten, und ritten wie der Blitz unordentlich zerstreuet auf die Mokobier und Tobas zu, welche sich am Eingange in den Wald verborgen hielten. Dieß war ein lustiges Schauspiel; aber weil ich des Ausganges ungewiß und um die Sicherheit des Fleckens besorgt war, blieb ich immer unter den Waffen, damit ich nach Erfoderniß der Umstände überall Beistand leisten konnte: denn eine Flinte taugt wider die Wilden mehr als zehn Lanzen. Indessen fiel alles durch die Gnade Gottes nach unserem Wunsche aus: indem die Feinde über das unvermuthete Anreiten und Umringen der Unsrigen in Schrecken geriethen, das Treffen aufgaben, und sich eilends aus dem Staube machten. In der Hitze der Verfolgung trennten sich die Mokobier von einander. Ein Theil floh südwärts, tödtete zwo Abiponerinnen, die auf dem Felde Johannesbrod sammelten, und schleppten ein Kind von den Brüsten ihrer Mutter weg in die Gefangenschaft. Der andere Theil eilte nordwärts und wurde von den unsrigen bis in die späte Nacht verfolget. Verschiedene Yaaukanigas kamen erst, weil sie vom Nachsetzen nicht nachlassen wollten, gegen Sonnenaufgang zurück. Deßwegen wurden sie von den Weibern für todt gehalten und bereits betrauert. Von unsern Leuten wurde ein einziger im Anfange des Scharmützels schwer verwundet. Wie viele vom Feinde geblieben oder verwundet worden sind, kann man nicht so zuverläßig wissen.

 Allein

Allein meine Leser werden vielleicht noch auf die spanischen Hilfstruppen warten, um welche gestern der P. Klein nach Corrientes gereiset ist. Damit hat es folgende Bewandniß. Daß man sich auf die Hilfleistung der Spanier auch in der äußersten Noth nicht im Geringsten zu verlassen habe, mag man daraus abnehmen. Gegen den Abend, da unsere Indianer bereits den flüchtigen Feind verfolgten, langten zween spanische Soldaten an, aber solche, deren keiner den Namen eines spanischen Soldaten verdiente, keiner einem Spanier auch nur von Weitem gleichsah. Wenn sich, wie das lateinische Sprichwort sagt, auch ein Herkules nicht wider zween wagen soll, was werden zween bart- und muthlose Männchen wider vierhundert Wilde ausrichten? Mir dienten sie zu nichts, meinen Indianern aber zum Gelächter. Sie konnten weder durch Bitten noch durch Verheißungen dahin gebracht werden, daß sie das Vieh näher zum Flecken getrieben hätten, damit selbes die Mokobier nicht bei der Nacht von freyem Feld hinweggetrieben. Zitternd vor Angst gaben sie vor, sie hätten nur Befehl innerhalb den Pallisaden unseres Hauses zu dienen. Indianische Knaben äußerten hiebei mehr Herzhaftigkeit als die beiden Soldaten: denn sie trieben alles Hornvieh von der Meyerey nahe zum Flecken und hüteten es bei der Nacht sorgfältig, damit es sich nicht zerstreuete. Auch wir brachten alle die Nacht wachend zu; weil, wie wir aus Erfahrung wußten, die fliehenden Feinde oft wieder Muth fassen, umkehren, und den Angriff erneuern. Wirklich entdeckten unsere Kundschafter gleich unter der ersten Morgendämmerung Spuren von Mokobiern, die bei der Nacht auf unserer Meyerey herumstreiften.

Der an den zweyen Weibern verübte Mord, und die Schwierigkeiten, die die Spanier machten, unseren

Yaan-

Yaaukaniga beizustehen, brachte sie dergestalt auf, daß sie dem Unterstatthalter von Corrientes durch einen eigends an ihn abgefertigten Eilbotten bedeuten ließen, er möchte unverzüglich in ihre Kolonie kommen, indem sie jeden Verzug und jede abschlägige Antwort als einen Friedensbruch ansehen würden. Er erschien auch sogleich am Aschermittwoch mit dem P. Klein, von zehn Soldaten begleitet. Unsere Indianer und die Leute des Oaherkaikin, die sie als ihre Nachbarn und Freunde zu ihrem Beistand herbeigerufen hatten, empfiengen den Unterstatthalter mit schlachtmäßig geschwärzten Gesichtern und bewaffnet; auch besetzten sie, als er um mit ihnen zu reden in unser Haus tratt, beide Thüren und alle Zugänge des Platzes. Alle ihre Anstalten zeigten klar, daß sie mit gefährlichen Anschlägen wider uns schwanger giengen. Da Patron den Pachiekè, den Bruder des Caciquen Narè, gegen den er sonst eine besondere Gewogenheit geäußert hatte, erblickte, sagte er zu ihm, wie er denn immer unerschrocken und launicht war: Geh! Wische dir den Ruß von deinem Gesicht ab, ehe du mit mir redest. Allein dieser antwortete mit drohender Stimme: Gerade darum, weil ich mit dir reden will, stehe ich mit geschwärztem Gesichte vor dir. Hierauf trug er dem Unterstatthalter im Namen des ganzen Volkes ihre Beschwerden derbe vor. Wir haben euch den Frieden, um den ihr gebettelt habet, als Uiberwinder und ungern zugestanden. Lange haben wir uns wider die Kolonie gestreubet, die ihr uns aufdranget, weil wir wußten, daß uns unsere benachbarten Feinde überlegen wären. Um uns dieses Besorgniß zu benehmen, was hast du uns nicht alles versprochen? Meine Soldaten, sagtest du, werden die eurigen seyn und eure Feinde die meinigen. Der Friede, den wir mit euch eingiengen, hat uns den Haß der Mokobier und Tobas zugezogen, die solang unsere Freunde und Bundesgenossen

waren, solang wir mit euch in Feindschaft lebten. Izt unternehmen sie seit einigen Jahren wider uns das Aeusserste; entreissen unsere Kinder dem Schooße ihrer Mütter, erwürgen unsere Gattinnen, treiben uns ohne Unterlaß unsere Pferde schaarenweise weg. Tag und Nacht setzen sie uns, ohne uns zu Athem kommen zu lassen, feindlich zu; und vereitelten wir nicht ihre Anschläge durch unsere Wachsamkeit; wögen wir nicht ihre übergrosse Anzahl durch unsere Herzhaftigkeit auf, so würde von uns schon lange kein Mann, und auf unseren Weiden kein Pferd mehr übrig seyn, auf das wir uns setzen könnten. Dir ist das alles nicht unbekannt. Du hörst die Nachrichten von unseren Niederlagen und Dranasalen ruhig an, siehst ruhig dabei zu, ohne daß es dir jemals beigefallen wäre, eine Hand zu unserem Schutze auszustrecken. Wie sehr hast du uns nicht den neulichen Streifzug verarget, den wir, die uns angethanenen Beleidigungen zu rächen, wider die Mokobier unternommen haben! Du trägst nur Sorge, daß wir die Mokobier nicht aufbringen, damit sie nicht ihren Zorn an euch auslassen und das Gebiet von Corrientes verwüsten. Wie lange willst du noch die Sicherheic der Deinigen auf unsere Kosten und auf unsere Gefahr erkaufen! Wir haben uns einmal, du magst nun einwenden, was du willst, fest entschlossen, wider die Mokobier auszuziehn und die Waffen in der Hand von ihnen für alle von ihnen empfangene Beleidigungen Rache zu fodern. Das allein begehren wir nun von dir als einen Beweis deiner Freundschaft und zum Lohne der unsrigen, daß du zu unseren Schaaren zehn mit Feuergewehren wohlversehene spanische Reiter stossen lassest.

Pachieke wollte noch weiter fort reden, als ihn der Unterstatthalter unterbrach und seine trotzigen Worte durch einen unzeitigen Scherz ins Lächerliche kehren wollte.

Wenn ihr, sagte er, eine lange Lanze in der Hand, mit allerlei Farben furchtbar bemahlet und schneller als Straußen auf eueren flüchtigen Pferden fortgallopiret, und die Luft von euerem fürchterlichen Kriegslärm ertönen macht, dann dünkt ihr euch ja Helden zu seyn, die ihres Gleichen nicht haben. Da er diese Worte zugleich mit lächerlichen Gebärden begleitete, um die abiponische Art Krieg zu führen herabzusetzen, so geriethen alle Umstehende in den äußersten Unwillen. Während daß also die andern die Zähne übereinanderbissen, rief einer der trotzigsten unter ihnen Namens Kachinga ihm also zu: Spotte nicht über unser Kriegsgeschrey und unsere Trompeten! Wir wissen aus Erfahrung, daß die Spanier bei dem Schalle derselben so viele Jahre hindurch am ganzen Leibe gezittert und gezagt haben. Das schreckbare Murren des ganzen Volkes, ihre drohenden Mienen und funkelnden Augen verkündigten dem Unterstatthalter nichts Gutes. Aengstlich bekümmert, wie die ganze Sache noch ablaufen möchte, winkte ich ihm, daß er, die Gemüther zu besänftigen und sich wieder geneigt zu machen, den Ton umstimmen möchte, welches er auch sehr schlau that, indem er auf einmal seine Satyre in eine Lobrede der Abiponer verwandelte. Er rühmte ihre Kriegserfahrenheit und besondere Geschicklichkeit im Reiten und Fechten mit vollen Backen. Diesem Lob fügte er auch Verheißungen bei, die er aber nie erfüllet hat. Itzt, sagte er, hätte er eine andere Kriegsunternehmung (er war nämlich wider die Quaranier aufgeboten) vor; deßwegen könnte er gegenwärtig ihren Wünschen nicht nachleben; sobald er aber von dem Kriege wieder zu Haus anlangte, würde er mit etlich hundert spanischen Reitern wider die Mokobier zu Felde ziehn. Hierauf schützte er, ich weiß nicht mehr, welches dringende Geschäft vor, und eilte nach der Stadt, ohne durch seine Hieherreise das Geringste zu Stande gebracht

bracht zu haben, außer, daß die Indianer noch mehr über ihn erbittert wurden. Uibrigens blieb alles im vorigen Stande. Niemand griff der bedrängten und gleich einem erschöpften Kranken hinsinkenden Kolonie unter die Arme. Unter beständigen Bedrohungen oder Uiberfällen der Wilden vergiengen Jahre, arm an Trost, aber reich an Drangsalen.

Aber verderblicher noch als alle Feinde war sowohl für die innere Zucht als auch für die ökonomischen Einrichtungen der Kolonie jene unselige Horde Abiponer, welche Debayakaikin mit sich gebracht hat. Angelockt durch ihre Beispiele oder durch das Vertrauen auf ihre Menge, unterstanden sich auch unsere Abiponer in dem Gebiete von Cordova, Santa Fè oder Assumcion herumzustreifen, und den Spaniern, wenn sie gleich niemand umbrachten, dennoch die Pferde wegzutreiben. Die Unverschämten fügten sogar den nähergelegenen Flecken der Quaranier Schaden zu, ungeachtet sie von dieser ihrer Freygebigkeit lebten und gekleidet wurden. Dergleichen Räubereyen konnten wir wohl mißbilligen, beklagen, ihnen verbieten; aber verhindern konnten wir sie nicht. Dennoch thaten sie den Correntinern nie etwas zu Leid. Obwohl nun Debayakaikin, dieser immer unruhige und nirgends sichere Cacique, nach Conception entwichen war, so blieben dennoch nicht wenige von seinen Leuten zu S. Ferdinand zurück. Andere gesellten sich zu dem Oaherkaikin, der sich lange Zeit in dem nahen Felde fast im Angesichte des Fleckens aufhielt. Wie sehr diese Nachbarschaft der Räuber die Sitten der Yaaukanigas vergiftet hat, und welch einen Schaden sie unserer kleinen Meyerey gethan haben, läßt sich weder genug mit Worten beschreiben noch mit Thränen beweinen. Ein gewisser Laagalà, der Raubgierigste unter allen diesen Wilden, hat unter unserem Hornvieh allein mehr herumgewütet,

tet, als alle Tieger. Täglich trieb er von unserer Weide so viele Ochsen weg, als die zahlreiche Horde des Oaherkaikin zu ihrem Unterhalt brauchte. Es blieb uns auch gar kein Mittel übrig, seiner Frechheit Einhalt zu thun, weil ihm unsere Yaaukanigas, die stets dem Oaherkaikin zugethan waren, bei diesem täglichen Viehraub theils Vorschub leisteten, und theils durch die Finger sahen. Selbst der Unterstatthalter, der um alles dieses wußte, getrauete sich nicht diesen Erzräuber Laagalà, als er sich in unserem Hause mit aller möglichen Unverschämtheit zu jenem hinsetzte, mit einem Worte zu bestraffen; er suchte ihm vielmehr mit verbindlichen Ausdrücken zu schmeicheln. Wenn also die spanischen Befehlshaber an der Spitze ihrer Soldaten vor den widerspenstigen Indianern aus Furcht verstummen, da sie ihnen ihre Uibelthaten verweisen sollen, wer sollte sich wundern, wenn die Väter, die aller dieser Hilfsmittel beraubt, und dem Eigensinn, den Fäusten und Waffen der Wilden stets bloßgesetzet waren, ihnen über ihre Fehltritte Vorwürfe zu machen sich gefürchtet hätten? Allein als Verächter des Todes überwanden wir die Furcht, und verwiesen ihnen alles Gesetzwidrige, so oft wir uns versprechen konnten, mit unseren Verweisen Nutzen zu stiften. Hier ist ein Beispiel unter den unzähligen, die ich von unseren Vätern hierüber anführen könnte. Der P. Joseph Klein ermahnte einst mit seiner gewöhnlichen Unverzagtheit aber doch immer freundschaftlich einen vornehmen Yaaukaniga und jungen Bösewicht in Zukunft von den verderblichen Streifereyen wider die Spanier abzustehen. Allein der grimmige Jüngling schmetterte ihm seinen Kolben mit solcher Gewalt an den Kopf, daß er, seiner selbst nicht mehr mächtig und halbtodt, in seinem Blut, das strommweise von ihm quoll, zur Erde sank. Die ungeheuere und in Aller Augen äußerst gefährliche Wunde war also der Lohn für seine Zurechtweisung

fung. Unter allen spanischen Soldaten, die sich daselbst befanden, war keiner (so wenig als unter den Abiponern) der an dem priesterschänderischen Indianer Hand angeleget hätte. Kurz er blieb völlig ungestraft. Ein anderer Yaaukaniga versetzte eben diesem Pater eine Maulschelle mit diesen Worten: Eine Lüge ists, was du uns da von einem Gott, der alles gemacht haben soll, vorsagst. So unverschämt war noch kein Abiponer, daß er sich so was zu sagen erfrechet hätte.

Durch diese Dieberey der Räuber wurde unsere Meyerey also ausgeleeret, daß wir kaum mehr Ochsen genug hatten, unsere Indianer auf zween Monate zu ernähren. Wir hatten auch keine Hoffnung anderes Hornvieh zu bekommen. Ich zeigte daher dem Unterstatthalter persönlich an, daß wir nächstens wegen Mangel an Vieh gezwungen seyn dürften, die Kolonie zu verlassen. Hierauf batt er mich um alles in der Welt an die Verlassung der Kolonie ja nicht zu gedenken. Denn, sagte er, wenn ihr weggehet, und folglich auch die Yaaukanigas wegziehen lasset, so werden alle Uibelgesinnten diesen eueren Schritt dahin auslegen, daß ihr denselben gethan habet, um uns Spaniern neue Feinde über den Hals zu schicken und uns dem Ungemach des Krieges Preis zu geben. Kein Mensch, war meine Antwort, könnte so thöricht seyn, daß er eine solche Schmähung der Uibelgesinnten glaubte. Jedermann wüßte, daß wir nicht im Stande wären Wilde in dem Flecken einzusperren, und sie von Streifereyen, an die sie von Jugend auf gewöhnet sind, abzuhalten, wenn es ihnen zu Haus an Lebensmitteln fehlete. Müßte man doch auch den wilden Thieren, die man in Käfige verschlöße, Speise geben, weil sie ihnen selbe nicht nach ihrer Gewohnheit suchen könnten. In Europa nähren die Schüler ihren Lehrmeister. In Amerika werden die Indianer die Missio-

narien

narien nur so lange für ihre Lehrer erkennen, als diese jenen zu essen geben. Sie werden uns und der Kolonie sogleich den Rücken zukehren, sobald sie sehen, daß sie verhungern müßten. Wenn sie außerhalb der Kolonie herumschweifen, so wissen sie sich dennoch ohne Aussaat und Erndte, theils durch Jagen, und theils durch Rauben Eßwaaren zu verschaffen. Was immer die freygebige Natur hervorbringt, was sie immer von Hornvieh in den Meyereyen der Spanier erblicken, ist ihrer Meinung nach ihr, so gut als das Gewild auf dem Felde: sie bemächtigen sich daher desselben ohne weiters. Es ist eine alte und fast täglich wieder aufgewärmte Klage der Indianer, daß sie als Freunde der Spanier öfters in der Kolonie Hunger leiden, als da sie sich noch als ihre Feinde in ihren Schlupfwinkeln aufhielten. Durch diese Worte überzeugt, oder was wahrscheinlicher ist, in Schrecken gesetzt, versprach er mir eine Menge zur Erhaltung der Kolonie; allein er versprach es nur. Er würde aber gewiß Wort gehalten haben, wenn das Vermögen dieses gutherzigen Mannes seinen Gesinnungen entsprochen hätte. Von diesem unsern äußersten Viehmangel, der nächstens den Untergang der Kolonie zur Folge gehabt hätte, gab ich unserem Provinzial Joseph de la Barrera in einem Briefe Nachricht. Dieser schickte mir unverzüglich tausend Ochsen zum einstweiligen Unterhalt der Indianer. In der Folge aber wurden wir durch seine Freygebigkeit und die Beiträge der quaranischen Flecken in den Stadt gesetzt, jenseits der Parana eine Meyerey zu errichten, welche, weil die Räuber nicht dazu kommen konnten, in wenigen Jahren an allen Arten von Vieh unglaublich zunahm.

Gewiß ist, daß diese Kolonie der Yaaukanigas (sie liegt unter dem 27. Gr. 30 M. der Breite, und dem 318. Gr. 15 M. der Länge) ihre Erhaltung keineswegs der Unterstützung oder den Beiträgen der Spanier, sondern hauptsächlich der Gedult, Wachsamkeit und Thätigkeit unserer Väter zu danken hat; daß sie der Stadt Corrientes wenig, diese ihr hingegen eine Menge Vortheile schuldig ist. Wirklich erholte sich besagte Stadt erst seit der Erbauung unseres Fleckens, und genoß im Schooße des Friedens der Ruhe: indem sie von dieser Zeit an von den Anfällen aller wilden Nationen, die in Chaco ihren Sitz haben, verschonet blieb. Nachdem die Correntiner durch den langwierigen Krieg bereits ins Verderben gerathen waren, wie ich schon an einem andern Orte gesagt habe, so konnten sie sich itzt auf dem jenseitigen Ufer der Parana, auf welchem unsere Kolonie angelegt war, und worinn es die treflichsten Holzstämme in Uiberfluß giebt, mit dem Schiff- und Fuhrwägenbau abgeben, Meyereyen errichten, und sich mit allerlei Handlungszweigen bereichern. Auf unsere Gefahr lebten sie in Sicherheit, und ihre itzigen Bequemlichkeiten und Erwerbungswege waren sie dem dürftigen Flecken, der ihnen zu Vormauer diente, schuldig. Im Jahr 1767, in welchem wir nach Europa zurückgeschickt wurden, zählten wir zweyhundert christliche Yaaukanigas, nachdem viele andere bereits bösartige Fieber, die Pocken und die Kinderfleckenseuche aufgerieben hatten. Aeußerst entrüstet über unsere Verbannung, verbrannten die Uibriggebliebenen in ihrem Grimme über die Spanier der Väter Haus und Kirche zur Asche, verließen hernach die Kolonie, die sie bereits siebzehn Jahre bewohnet hatten, und kehrten wieder in ihre alten Schlupfwinkel und zu ihrem vorigen Räuberhandwerk zurück. Der Franziskaner, der an unsere

Stelle

Stelle dahin geschickt wurde, konnte nur mit genauer Noth durch die Flucht nach der Stadt sein Leben retten. Die wenigen Wochen, die sich dieser gute Pater bei den Yaaukanigas aufgehalten hatte, schwebte derselbe alle Augenblicke seines Dortseyns in Gefahr. So betrübt war das Ende der Kolonie, deren Unterhaltung uns siebzehn Jahre hindurch so vielen Schweiß gekostet, so viele Mühseligkeiten verursachet hat. Am verderblichsten fiel dieser Einsturz für die Correntiner, und überhaupt für die Spanier aus, als wider welche die entwichenen Indianer alsogleich die Waffen ergriffen.



# Fünf und dreyßigstes Hauptstück.

## Ursprung und Lage der abiponischen Kolonie zum h. Rosenkranz und S. Karolus.

Daß die Verwesung des Einen die Erzeugung des Andern ist, und aus der Faulniß Inseckten entstehen, behaupten einige Naturforscher; und andere läugnen es. Aber gewiß ist der Ursprung der besagten Kolonie von der Art; denn sie entstand von den abiponischen Uiberläufern, die dem Flecken und der Religion abtrinnig geworden waren. Uiberdrüßig der christlichen Ordnung und der Musse des Friedens, hatten sie nach Art ihrer Väter nicht nur dem Gebiete der Spanier sondern auch dem der Quaranier mit Mord und Raub eine Zeitlang zugesetzet. Allein als sie sahen, daß sie von allen Seiten ins Gedränge kämen, und nirgends wider den Ychoalay, diesen eifrigen Vertheidiger der Spanier, sicher wären, suchten sie sich durch List aus ihrer zweydeutigen Lage herauszuziehen, da sie dieß nicht durch ihre Macht zu bewirken im Stande waren. Sie schickten daher nach Assumcion, der Hauptstadt in Paraquay, drey Abgeordnete aus ihrem Mittel, die im Namen der übrigen um eine Kolonie und Religionslehrer bitten mußten. Der neue Statthalter Joseph Martinez Fontez von Valentia in Spanien, alter Hauptmann unter den königlichen Dragonern, bewilligte den verschmitzten Abgeordne-

ordneten ihre Bitte mit tausend Freuden; weil er sich den grossen Ruhm vorstellte, den er sich bei dem König durch die Erbauung einer Kolonie für die Wilden erwerben würde. Auch Fulgentius de Yegros, ein Paraquayer, dortiger Kriegsbefehlshaber, und einer von den Tapfersten dieses Landes, billigte ungemein den Entschluß des Statthalters, drang auf die Ausführung desselben und schmeichelte den Abgeordneten der Abiponer beinahe übermäßig. Andere scharfsichtigere Spanier riethen dem Statthalter aus allen Kräften diesen Nichtswürdigen ja keinen Flecken zu erbauen. Sie wären Betrüger (sie waren es auch wirklich keinen ausgenommen) und der Abschaum der ganzen abiponischen Nation; sie hätten diese Reise nicht aus Eifer für die christliche Religion, sondern aus Furcht vor der Strafe hiehergemacht, und suchten bei den Spaniern nicht so viel eine Kolonie als eine Freystätte zu erhalten, und der Strafe für ihre Übelthaten zu entgehen. Wären sie rechschaffene Leute, so hätten sie sich nie so weit vergehen können, daß sie dem Flecken, wo sie sich so viele Jahre aufhielten, auch nach der Taufe den Rücken gewendet und sich auf das Räuberhandwerk verlegt hätten. Allein auch alles das hinweggerechnet, so mangelte es doch diesem dürftigen Lande, dem dürftigsten aus allen, an solchen Hilfsmitteln, welche zur Anlegung oder Unterhaltung einer neuen Kolonie schlechterdings unentbehrlich sind. Dieser Meinung waren auch alle unsere Patres.

Allein der ruhmbegierige Statthalter blieb bei allen diesen Vorstellungen auf seinem Entschluße unbeweglich. Auf seinen Befehl wurde das Volk auf dem Platze der Stadt versammelt (Cabildo abierto nennen es die Spanier) damit ein jeder nach seinem Vermögen freywillig nach seinem Belieben zur Gründung der Kolonie beisteuern möchte. Man nennt dieses gemeiniglich eine

freywillige Gabe (Donum gratuitum) Die Einwohner ver
sprachen Ochsen und Schaafe, andere Pferde oder pa-
raquayischen Thee, Unvermöglichere Aexte, Messer ode
was sonst zum Hausrath gehöret, reichlich herzugeben
also zwar, daß, wenn der Abstand zwischen Verheißen un
Geben nicht eben so groß wäre, als er zwischen Wort
und Thaten ist, die Kolonie an allen Bedürfnissen Ue
berfluß gehabt hätte. Allein, wie das spanische Sprich
wort sagt, *so war der Lärm beim Versprechen
entsezlich groß, der Nüße aber waren nur we
nige.* Mucho era el ruido, pero pocas las nueces
Viele hielten ihr Wort gar nicht. Andere aber gabe
alte Kühe, raudichte, schadhafte und halbverreckte Pferd
oder alte, schäbichte, mit der Auszehrung oder der Rau
de behaftete Schaafe her. Kurz sie drangen der Koloni
blos unbrauchbares Zeug auf. Die meisten, denen de
Statthalter die Einsammlung oder Aufbewahrung de
versprochenen Viehes und der anderen Geräthschaften au
getragen hatten, ließen es bei ihrem Geschäft an Treu
und Fleiß gebrechen. Sie behielten nämlich vieles heim
lich zu ihrem Lohn zurück; vieles Bessere aber vertausch
ten sie mit etwas Schlechterem. Es ist also kein Wun
der, daß diese Kolonie von allen paraquayischen di
ärmste und die bedrängteste gewesen ist Dieses we
ich als ein Augenzeuge aus eigener Erfahrung, inde
mich selbst in gedachter Kolonie das Loos traff, zw
Jahre hindurch nicht nur mit der äußersten Dürftigke
sondern auch mit der rohen Frechheit der unbändig
Wilden ringen zu müßen.

Auf ihre Sicherheit gleich im Anfange bedach
wählten sich die Abiponer zur Anlegung ihrer Kolon
einen Platz, der von Assumtion südwärts siebzig Meil
und von dem westlichen Ufer des Paraquay vier Meil
weg lag, mit Wäldern, Flüßen und Pfützen ganz um

geben

geben und daher für die Spanier unzugänglich war, indem diese, so oft sie aus ihrer Stadt dahin reiten wollten, über den ungeheueren Stromm setzen mußten. Gedachtes Feld heißt auf guaranisch Timbò von einer Gattung Bäume dieses Namens, womit es häufig besetzet ist. Andere nennen es la herradura, den Pferdhuf; weil der Fluß Paraquay sich hier wegen einer darinn liegenden Insel kreisförmig herumdräht, und durch diesen seinen Lauf einen Pferdhuf bildet. Außerdem fließen auch zween ansehnliche Bäche (sie führen beide salzichtes Wasser) bei der Kolonie vorbei, und im Angesicht derselben in ein Rinnsal zusammen, wodurch sie sich in einen ziemlich grossen See ausbreiten, der sich bald darauf an den Paraquay anschließt. Ganz süßes Wasser, oder einen schmackhaften Fisch wird man in diesem Wasserlabyrinth nur äußerst selten finden, besonders, wenn es lang nicht geregnet hat. Krokodilen aber, welche die Fische entweder auffressen oder verscheuchen, trifft man allenthalben in unglaublicher Menge an. Indessen hatten sich die Abiponer diese für einen menschlichen Wohnplatz eben nicht sehr schickliche Gegend, die die Tobas sich als ihr Eigenthum zueignen, um verborgen bleiben zu können, ausgewählet, und die Spanier ihre Auswahl vollkommen gebilliget; hauptsächlich aus dem Grunde, weil die feindlichen Mokobier und Tobas, wenn sie wider die Paraquayer etwas vorhatten, gemeiniglich hier über den Paraquay setzten; als wenn sich die Wilden auch im Fall, daß sie hier nicht mehr wegen des Fleckens der Abiponer über den Fluß setzen könnten, nicht zehn andere eben so bequeme Gegenden zum Hinüberschwimmen auffinden würden.

In diesem für die neue Kolonie bestimmten Schlupfwinkel mußten sich mittlerweile die Abiponer aufhalten, bis alles in Ordnung gebracht, und für die Priester

 eine

eine Wohnhütte zu Stande gekommen seyn würde. Man gab ihnen Ochsen zu ihrem Unterhalt. Ob nun gleich die Weiber samt ihren Kindern daselbst blieben, so streiften doch immer die Männer, wie gewöhnlich in den Meyereyen von Santa Fè und S. Hieronymus herum, und trieben ungeheuere Schaaren Pferde daraus weg. Allein Ychoalay überfiel einst mit einem Haufen seiner Abiponer bei einer hellen Mondesnacht den Wohnplatz der Räuber, sie zu züchtigen, und trieb ihnen ohne Widerstand alle Pferde, die er daselbst fand, weg. Aufgebracht über diesen nächtlichen Uiberfall, suchten sie ihren Verlust durch wiederholte Räubereyen fleißig hereinzubringen. Auch schämten sich einige Spanier nicht von den Räubern gestohlene Pferde zu kaufen, durch welchen Handel die Indianer zur Fortsetzung ihrer Räubereyen unglaublich angefeuert wurden. Lustig war, daß de Yegros, während als diese, wills Gott, frommen Katechumenen Tag und Nacht fortraubten, ihre Redlichkeit in ganz Assumcion bis an den Himmel erhob, und ihre landkundigen Frevelthaten laugnete oder entschuldigte. Ebenderselbe reisete auch in Begleitung einer zahlreichen Schaare Soldaten nach dem Wohnort dieser Abiponer, in der Absicht, dem für sie bestimmten Priester eine Wohnhütte zu bauen. Des langwierigen Aufenthalts der Soldaten und der grossen Menge der für die Kolonie bestimmten Ochsen ungeachtet, die sie daselbst verzehret hatten, baueten sie sonst weiter nichts, als zwo so enge und niedrige Hütten aus Leimen und Holz, daß selbst wilde Indianer nach dem Ausspruche des Statthalters darinn nicht hätten wohnen können. Dennoch prahlte sich De Yegros bei seiner Rückkehre in die Stadt, daß er für die P. P. Missionarien ein Kollegium erbauet habe. Indessen durfte weder ihn noch seine Mitsoldaten ihre Reise gereuen; denn sie kamen mit einer Menge Pferde und Hirschhäute nach

Hause,

Hause, die sie den Abiponern mit vielem Gewinne abgekaufet hatten. An beiden Ufern des Paraquay wimmelt es von Hirschen, die von den unsrigen weder an Größe noch am Körperbau unterschieden sind.

Der Bischof von Paraquay, Emanuel Antonius De la Torre, und der Statthalter Joseph Martinez Fontez, schrieben im Namen des Königs an unseren Provinzial und Visitator aus der Provinz Chili, Nikolaus Contucci, daß er für die neue abiponische Kolonie Priester anweisen möchte. Ihrem Verlangen Folge zu leisten, berathschlagte er sich mit andern, die von dem Lande die nöthige Erfahrung hatten, und schickte mich endlich dahin, weil ich abiponisch verstand. Alles genau betrachtet, versprach mir meine neue Stelle viele Mühseligkeiten, und wenig Nutzen. Ehre aber, sah ich vor, würde ich mir schlechterdings keine machen; sondern an einem Mohren waschen oder an einer bodenlosen Tonne füllen. So gern ich sonst allzeit den Befehlen meiner Obern nachkam, so nahe gieng es mir, die Sichel von der reichen Erndte zurückzunehmen, und die Wälder von Taruma zu verlassen, wo ich bereits über sechs Jahre die Indianer aus dem Volksstamme der Ytatinguas gebildet, und in sechs eben nicht ganz fruchtlosen Reisen zwischen den Flüßen Acaraÿ und Mundaÿ Wilde aufgesucht hatte, wie ich im vorläufigen Buche mit mehreren meldete. Ich ward daher der Kolonieangelegenheiten wegen in den quaranischen Flecken S. Rosa beruffen, weil sich unser Provinzial damals daselbst aufhielt, gleich darauf aber eilends nach Assumcion geschickt. Auf dem Hin- und Herweg, und bis ich in gedachter Stadt eintraff, machte ich in einem fort eine Reise von dreyhundert Meilen mit den nämlichen Pferden und in den Wintermonaten Junii, Julii und August; denn ich hielt nur sehr kurze Zeit Rasttag. Die

Felder fand ich meistens wegen der langwierigen Trockenheit ganz ausgedorret und voll Thieräser. Oft entdeckte ich viele Meilen weit nicht ein Gräschen, woran sich meine Pferde hätten laben können; oft aber gebrachs mir an Wasser. Endlich langte ich den 28sten August nämlich am S. Augustinustage wohlbehalten zu Assumcion bei meinem alten Freund dem Statthalter an, der sich über meine Ankunft innig freuete, meine Ernennung ungemein billigte, und öffentlich vor allen Anwesenden bekannte, daß er, wenn ihm die Wahl eines Missionärs aus der ganzen Provinz wäre überlassen worden, keinen andern als mich ausgewählet hätte. Der Bischof bezeugte mir gleichfalls seine Freude über diese Ernennung, und zog mich des andern Tags an seine Tafel. Ebendenselben hatten wir auch wenige Monate vorher, als er uns zu S. Joachim einen Amtsbesuch machte, in unserem Hause sechzehn Tage lang bewirthet und ihm alle möglichen Ehren erwiesen. Allein wie unnöthig war die Eilfertigkeit, mit der ich reisete! Vom 28sten August, da ich in der Stadt eintraf, mußte ich daselbst bis zum 24sten November verweilen, bis nämlich der Statthalter alles zur Anlegung der Kolonie Erforderliche zusammengebracht hatte.

Bei aller dieser Musse war ich doch unaufhörlich beschäftiget. Die ganze Zeit hindurch predigte immer des Nachts der P. Ignaz Oyorzobal aus Biskayen, der die vernehmsten Städte von ganz Peru und Paraquay gegen dreyßig Jahre als Missionär mit ungemeinem Nutzen durchwandert hatte, öffentlich auf dem Platz vor dem Statthalter, Bischofe und allen Vornehmen unter einem ausserordentlichen Zulauf des gemeinen Volkes. Sonst übte er auch alle Klassen von Menschen in geistlichen Betrachtungen. Nun reinigte jedermann sein Gewissen durch eine allgemeine Lebensbeicht. Von Frühe

Morgen

Morgen bis auf den Abend saß ich immer im Beichtstuhl. Daß ich außer der spanischen Sprache auch die quaranische, die auch die vornehmen Frauen wiewohl etwas verdorben redeten, verstand, fremde war, und bald abreisen sollte, kam ihrer natürlichen Schamhaftigkeit zu statten, und flößte ihnen eine Art von Zuversicht und Aufrichtigkeit ein: weßwegen die Büßenden mir immer haufenweise zugiengen. Die Zeit aber, die mir der Beichtstuhl übrig ließ, verwandte ich ganz zum Zusammenschreiben der Anfangsgründe einer abiponischen Sprachlehre für den P. Joannes Diaz, der mir zum Amtsgehilfen in der neuen Kolonie ausersehen war, nachmals aber wegen seiner Unpäßlichkeit zu den Quaraniern versetzet wurde. Außerdem waren auch bei mir Kopf, Hände und Füße stets angespannt, um mir das zu meiner Kapelle nöthige Geräth theils zu verfertigen, theils zu verschaffen. Denn außer dem silbernen Kelch, dem kleinsten, den ich jemals in meinem Leben gesehen habe, erhielt ich nichts von denen, die sich mit so vielem Prunke für die Stifter der Kolonie ausgaben. Der P. Rektor unseres Kollegiums schenkte mir ein schönes, aber leider nur ein einziges Meßkleid, ein abgenütztes Meßbuch und ein Marienbild. Ein Kruzifix goß ich mir selbst nach einem Model aus Bley. Hieraus mag man auf die Armseligkeit des Ortes schließen.

---

# Sechs und dreyßigstes Hauptstück.

## Anfang der Kolonie.

Der Statthalter nannte die von ihm angelegte Kolonie zum h. Rosenkranz und S. Karolus, theils um seine kindliche Ergebenheit gegen die h. Gottesgebährerinn anzuzeigen und theils dem katholischen Könige Karl dem III. zu schmeicheln: wiewohl ich übrigens der Meinung bin, daß alles genau überdacht eine Benennug von Dornen sich besser als eine von Rosen für die elende Kolonie geschickt hätte, und ihre unglaubliche Armuth schlechterdings nichts Königliches verrieth. Den 24sten November 1763 bestieg ich in Gesellschaft mit dem Statthalter das Schiff. Von dem Ufer des Paraquay wurden wir mit Musqueten begrüßt. Unser Gelett bestand aus vierhundert Mann Landmilitz. Die Reiterey führte De Yegros zu Lande dahin. Das Fußvolk aber langte auf dreyen Schiffen mit uns an. Das erste Mittagmahl bereitete uns der Obristwachtmeister Cavañas auf einer Insel. Alle Nächte und auch des Mittags, stiegen wir, wenn das Ufer es zugab, an das Land. Der Fluß Paraquay ist überall voll Sandbänke und verborgener Klippen, doch war unsere zehntägige Schiffahrt der unzähligen Schnackenschwärme wegen weit beschwerlicher als gefährlich. Auf dem Felde Passo del Timbò (der Paß von Timbo) erwartete uns De Yegros

gros mit seinen Reitern. Nachdem wir gelandet hatten, schwammen die Abiponer von dem jenseitigen Ufer, auf dem sie wohnten, schaarenweise herüber uns zu grüßen. Eben dieses thaten auch ihre Weiber des Tobens des Sudwinds, und der grossen Schlagwellen ungeachtet. Die Spanier erstaunten über diesen Wetteifer der Schwimmenden und betrachteten die Indianerinnen als Sirenen, wiewohl sie wegen der schwarzen Maalen ihres Körpers und ihres Haarputzes mehr höllischen Furien gleichsehen. Etliche hundert zum Unterhalt der Soldaten und Abiponer bestimmten Ochsen, und alle Pferde der Spanier wurden über den Fluß auf das andere Ufer getrieben. Bis alles dieses zu Stande kam, vergiengen drey Tage, die wir alle auf der nämlichen Stelle zubrachten. Bald darauf endigten wir unsere Reise durch die Uiberfahrt über den Stromm. Gegen Untergang der Sonne erhob sich ein gräßliches Ungewitter und ein fürchterlicher Sturm. Ungeachtet wir nun bereits in den See, der dort statt des Hafens ist, eingelaufen waren, so wurden wir dennoch etliche Stunden lang von den Fluthen erbärmlich herumgeworfen. Das dritte Schiff, welches hinter uns herfuhr, überstand bei der Nacht die Gefahr glücklich, welches wir aber erst des andern Tages erfuhren. Auf das Ungewitter folgte ein entsetzlicher Platzregen, welcher drey Tage in einem fort anhielt, und uns in dem Schiffe zu bleiben nöthigte. Ungeheuere Krokodilen umgaben unser Schiff haufenweise, und dienten uns nicht nur zum Zeitvertreibe, sondern auch zu einer Art von Augenweide. Der Platz, wo die neue Kolonie hingebauet werden sollte, liegt von der Schiffslände eine Meile weg. Diese wanderte ich zu Fuß und ganz allein aus einem Antrieb der Neugierde, die Lage des Orts bald kennen zu lernen. Das Feld schwamm allenthalben im Wasser. Als mich die Abiponer ankommen sahen, ritten sie mir schaarenweise entgegen mich

zu grüßen und zu begleiten. Jeder bott mir sein Pferd zum Reiten an; allein ich wollte lieber zu Fuße gehen, weil sie an ihren Sätteln keine Steigbügeln haben. Nachdem ich alles genau besichtiget hatte, kehrte ich den Abend wieder zum Schiffe zurück, und eröffnete dem Statthalter mit einem tiefen Seufzer, daß die für die Kolonie bestimmte Lage mehr eine Lage für Frösche als für Menschen sey, und daß in der ganzen Gegend kein Futtergras von einer bessern Art wüchse.

Den andern Tag ritten wir auf das gedachte, für die Kolonie auserlesene Feld hin, nachdem wir einige Wachen zur Sicherheit unserer Schiffe zurückgelassen hatten. Weil der Statthalter selbst die Hütte, die De Yegros vorher für die zween Patres errichten ließ, auf den ersten Anblick für unbewohnbar hielt, so wurde von den Soldaten auf seinen Befehl und unter seiner Aufsicht in der Eile eine andere gebauet, die zwar etwas größer als die vorige, aber um nichts besser war. Aus Begierde bald wieder zu Hause zu seyn, übereilten sie alles. Europäer wird es nicht gereuen, den Bau dergleichen Hütten kennen zu lernen. Anfänglich werden einige Pflöcke tief in die Erde eingeschlagen, und zu beiden Seiten Rohricht oder Ruthen mit Baumbast oder Riemen daran gebunden. Der leere Raum von den beiden Rohrichtwänden wird mit Ziegel- oder Holztrümmern, wenn man sie hat, ausgefüllet. Hierauf wird der Leimen, der vorher mit Spreu und Ochsenmist wohl abgeknettet worden ist, mit Gewalt an die Wände geworfen, damit selber fest daran kleben bleibt. Ein solches Werk heißen die Spanier eine französische Wand (Tapia Françesa) und bedienen sich desselben überall, wo es ihnen an Steinen oder Ziegeln gebricht. Wenn alles mit der gehörigen Genauigkeit gearbeitet und eine solche Mauer mit Kalk oder mit Tobatii, einer Art

weißer

weißer Erde überstrichen wird, so ist sie von langer Dauer und von einer andern förmlichen Mauer kaum zu unterscheiden. Der Grasboden ist auch der Boden des Zimmers. In den neuen Kolonien der Wilden hatten wir fast überal Hütten und Kapellen von gedachter Bauart. Nun höre man, wie selbe gedecket werden. In der Mitte gespaltene Palmbaumstämme von der Gattung der Caranday müßen oft ausgehöhlet Schindeln und Dachziegeln abgeben; denn ihre Rinde ist überaus hart; ihr Holz aber besteht aus stachelichten und wie Dornen stechenden Zäsern. Meistens aber decket man die Dächer mit langen Heubindeln, die man an die unter denselben liegenden Rohre festmacht, ungefehr wie man anderswo die Häuser mit Stroh decket, das man aber in Paraquay nicht hat; weil die Schnitter blos die Aehren des Getreides abschneiden, die Halme aber stehen lassen, und gleich darauf verbrennen, indem ihre Asche den Acker wie Mist dünget. Bisweilen streichet man diese dürren Grasbündel etlichemal in weichem Leimen herum, und decket damit die Hütten, wenn sie fest aneinander kleben. Durch diese Sorgfalt bringt man zuwege, daß die Wilden ein solches Dach nicht mit ihren gewöhnlichen Feuerpfeilen in Brand stecken können. Durch diesen Kunstvortheil haben die Wilden mehrere spanische Dörfer eingeäschert. So gute Dienste aber ein Dach von der letztern Bauart wider die Bemühungen der wilden Mordbrenner thut, so wenig taugt es wider den Regen, wie ich in dieser Kolonie erfahren habe. Denn der an das Gras angestrichene Leimen wird durch anhaltende Regengüße ganz erweichet, und verstattet dem mit Gewalt andringenden Gewäßer freyen Eingang, so daß es mehr in als außer dem Hause geregnet zu haben schien. Kurz die Hütte, die mir die Soldaten erbauet hatten, war für mich völlig unbrauchbar; denn da die Riemen, die sie aus einer frischen und noch

feuchten

feuchten Haut herausgeschnitten hatten, bald verfaulet waren, so fiel das Rohrwerk und der daranklebende Leimen herab dergestalt, daß die nackten Pflöcke dastanden und unsere Hütte einem förmlichen Käfig gleichsah. Um sie bewohnbar zu machen, sparten ich und meine Abiponer an der Ausbesserung derselben unsern Fleiß nicht. Die Seitenwand, die den Stürmen von Süden und den heftigsten Regengüssen am meisten ausgesetzet ist, überkleidete ich mit einer Masse von Leimen und Ochsenblut, als welches wie Gummi das Wasser zurückprellet. Unsere Kapelle war nicht nur äußerst enge, sondern auch von allem Zierrath gänzlich entblößt. Den Altar nur ein wenig zu zieren machte ich selbst einiges dazu gehörige Geräth.

Auch in der Umzäunung unseres Hauses mit Palisaden, einer Anstalt, deren man wegen der Anfälle der Wilden in keiner Kolonie entbehren kann, giengen die Soldaten ungeschickt und saumselig zu Werke. Um nur bald nach Hause zu kommen, übereilten sie alles und nichts kam völlig gut aus ihren Händen. Eben dieses Heimweh quälte auch den Statthalter aus verschiedenen Ursachen. Er hatte daher bei uns weder Rast noch Ruhe. Endelose Schnackenschwärme zerstachen seine Haut; aber an seiner Seele nagte noch mehr die Angst, daß er von den Wilden jählings überfallen werden dürfte. Er stellte daher in einiger Entfernung Tag und Nacht Piquets aus. Außerdem waren auch vor seiner Wohnhütte vier Regimentsstücke aufgepflanzet nebst einer Wache von zehn Fußgängern: darinnen aber lagen stets vierzig Musqueten und einige Pistolen schußfertig. Allein alles dieses erkleckte ihm doch noch nicht zu einem ruhigen Schlafe. Mitten in der Nacht stand er auf, visitirte seine ausgestellten Posten und ermahnte sie ihre Schuldigkeit zu thun. Ich würde

seine

seine Wachsamkeit rühmen, wenn er sie nicht übertrieben hätte. So wenig trauete er den Abiponern, denen er die Kolonie bauete. Allein das Mißtrauen war wechselseitig. Denn diejenigen, denen alle möglichen Freundschaftsbezeugungen der Spanier immer verdächtig bleiben, weil ihnen ihre Erfahrung immer Behutsamkeit zu empfehlen schien, glaubten auch in diesem Falle etwas Arges befürchten zu müßen, weil der Statthalter zur Anlegung der Kolonie so viele Soldaten und so wenig Ochsen zu ihrem Unterhalte mitbrachte. Wozu sagten sie öffentlich, bedarf man vierhundert Reiter? Führten sie wider uns nichts Feindliches im Schilde, so wäre eine Kompagnie zu ihrer Absicht überflüßig gewesen. Wären sie aber des Vorhabens uns hier eine Kolonie zu bauen, warum brachten sie nicht mehr als etwa dreyhundert Ochsen mit? Diese werden die Spanier aufzehren, was soll denn hernach zu unserem Unterhalt übrig bleiben? Diese Betrachtungen machten ihnen die grosse Anzahl Truppen verdächtig. Um also nicht von den Spaniern überrumpelt werden zu können, schlugen sie eine Viertelmeile von uns ihr Lager mit so vieler Klugheit auf, daß sie rechts von einem Wald, links von einem Fluß und von Vorne mit einem Erdhaufen, wie mit einem Walle bedecket, und dadurch einen plötzlichen Uiberfall von Seite der Spanier zu verhindern, wenigstens diese aufzuhalten im Stande waren. Ich bemühte mich ihnen die lächerlichen Besorgnisse und den grundlosen Verdacht zu benehmen, aber vergebens. Die Indianer fassen so leiche Mißtrauen als das Wachs Figuren annimmt, aber legen denselben schwer und spät ab, wie der Marmor seine ihm eingehauene Gestalten. Eben so wenig gelang es mir, das mißtrauische Gemüth des Statthalters zu beruhigen. Er sah jede Mücke für einen Feind an. Folgendes mag zu einem Beweise dienen. Aus S. Ferdinand kamen vier junge Yaaukanigas an,

die

die neue Kolonie zu sehen. Weil sie mich kannten, grüßten sie mich auch freundlich. Auf mein Geheiß giengen sie auch unverzüglich mit mir ohne Waffen zum Statthalter und küßten ihm höflich die Hand. Allein dieser erschrack dergestalt über die Ankömmlinge, daß er alle Wachen ins Gewehr rief; denn er hielt seine Gäste für Feinde, wenigstens für ihre Kundschafter; auch ließ er sich diesen seinen kahlen Argwohn durchaus nicht ausreden. Nachdem er die h. Weihnacht unter ängstlichen Besorgnissen zugebracht hatte, legte er in aller Frühe bei mir eine Beicht ab, und empfieng aus meinen Händen unter der Messe das h. Abendmahl mit vieler Erbauung der Umstehenden. Kaum war er aus der Kapelle herausgetretten, als er mir wider alles Vermuthen seinen Entschluß bekannt machte, daß er alsogleich mit seinen Leuten aufbrechen würde. Er ließ auch wirklich alles in der Eile zusammenpacken, und machte sich gleich Nachmittag auf den Weg. Ihr Abmarsch glich mehr einer Flucht als einer Reise. Sobald die Abiponer hievon Nachricht erhielten, so sprangen sie aus ihren Gezelten heraus und auf ihre Pferde; und ritten spornstreichs nach dem Hafen, der wohl eine Meile Wegs von ihrem Aufenthalt weglag, den Statthalter einzuholen und von ihm Abschied zu nehmen. Allein sie fanden ihn bereits in dem Schiffe. Da er dieß freundschaftliche Gedränge der Abiponer für ein feindliches Nachsetzen hielt, so ließ er das Schiff mit einer solchen Eilfertigkeit vom Ufer entfernen, daß er uns einen Lastwagen, der auf eben dem Schiffe wieder nach der Stadt hätte geführet werden sollen, zurückließ. Dieses muß man dem sonst herzhaften Manne zu gute halten, weil er mit den amerikanischen Wilden noch zu wenig bekannt und auch sonst noch wegen ihres Wankelmuths und ihrer Treulosigkeit gewarnet worden war. Er wollte sich also lieber fürchten und Vorsehung thun, als in Gefahr

schweben.

schweben. Aus diesem Grunde hat er vor uns die Zeit seiner Abreise, die er vermuthlich längst bei sich festgesetzet hatte, verborgen gehalten. Der Statthalter wußte nämlich zu gut, daß man nur solang über seine Absichten Herr bleibt, als man selbe geheim hält.

---

# Sieben und dreyßigstes Hauptstück.

## Unglaubliche Dürftigkeit der Kolonie. Verschiedene Drangsalen.

Die Kolonie zum h. Rosenkranz war von ihrer Entstehung an einer der dornichtesten Standorte. Nachdem alle Spanier mit ihrem Statthalter weggezogen waren, fand ich mich der Willkühr der Abiponer und aller in der Nähe herumschweifenden Wilden überlassen und dennoch vollkommen sicher, weil ich mich ganz allein auf den Schutz des Allmächtigen verließ. Auf dreyßig Meilen war um uns her keine einzige christliche Kolonie angelegt, von der wir wider die herumschwärmenden Schaaren der Mokobier, Tobas und Quaycurùs hätten Hilfe erwarten können. Ihre Wohnplätze hatten sie so nahe bei den unsrigen, daß uns ihr Rauch täglich vor unseren Augen schwebte. Denn unsere Kolonie lag dem Flusse Tebiquary da, wo er sich in den Paraquay ergießt, gegenüber, unter dem 26. Gr. 26 M. der Breite, und dem 318. Gr. der Länge; folglich von

Assumtion ungefehr siebzig Meilen weg. Meine Abiponer weigerten sich anfangs auf das hartnäckigste ihre Gezelte auf das für die Kolonie ausgezeichnete Feld zu versetzen. Der plötzliche und einer Flucht ähnliche Abzug des Statthalters war die Ursache ihrer Weigerung und der Saame zu hunderterlei argwöhnischen Gedanken. Heut, sagten sie, sind die Spanier abgezogen, vielleicht um morgen wieder auf einem andern Weg zurückzukehren, und uns über die Klinge springen zu lassen, wenn sie hören, daß wir uns auf freyem Felde gelagert haben. Die Vortheile der Lage müßen uns forthin wie bisher sicherstellen. Dieß war ihre allgemeine Sprache. Daraus, daß sie für sich keine fertig dastehenden Häuser erblickten, die doch die Spanier sonst in allen Kolonien aufbaueten, nahmen sie Anlaß das Aergste zu muthmassen. Drey Tage blieb ich ganz allein. Blos drey Quaranier wohnten samt ihren Kindern bei mir innerhalb der Verzäunung meines Hauses. Der Statthalter hatte sie mir, weil sie ihre Herren nicht mehr brauchen konnten, als Viehhirten und Hausdiener mitgegeben, die täglich viel zu arbeiten hatten, der Lebensgefahr beständig ausgesetzet wären, und keinen Lohn bekamen, es wäre denn, daß man Verheißungen für einen Lohn gelten lassen wollte. Desgleichen erhielt ich vom Statthalter einen halbspanischen Knaben zum Altardiener, weil er in seinem Vaterland ein Taugenichts war. Als einen solchen hab ich ihn auch in der Folge kennen gelernet. Durch vieles Zureden gelang es mir endlich die Abiponer dahin zu bringen, daß sie ihren Schlupfwinkel verließen und sich zu mir zogen; denn da sie durch ihre Kundschafter in Erfahrung gebracht hatten, daß die Spanier weit weg wären, so ließen sie ihren Argwohn fahren und ihre Gemüther wurden wieder ruhig.

Ich mochte mich hinwenden, wohin ich wollte, so entdeckte ich überall den äußersten Mangel an den meisten Bedürfnissen, ohne welche weder ich noch mein Volk hätte bestehen, noch die Kolonie erhalten werden können. Die Schaafe, welche die Spanier hergaben, waren meistens alt, kahl oder raudicht. Der größte Theil derselben fiel schon um, als der Statthalter noch zugegen war, so daß wir nicht mehr wußten, wo wir zur Kleidung der Indianer Wolle hernehmen sollten. In wenig magerem Rindfleisch bestand unser vorzüglichstes Nahrungsmittel, das daher den Abiponern täglich Anlaß zu klagen gab; denn da die Ochsen von Zeit zu Zeit aus den entferntesten spanischen Meyereyen hergetrieben werden mußten, so langten sie meistens ausgemergelt und halb todt wegen der Beschwerlichkeiten der Reise bei uns an, und wurden unverzüglich in Ermanglung anderer, ohne daß man sie eine Zeitlang mästete, auf die Fleischbank gezogen. Man mochte ihr Fleisch sieden oder bratten, so blieb es immer ohne Saft und Geschmack also zwar, daß man an einem Holz zu kauen, und seinen Gaumen damit mehr zu quälen als zu erquicken glaubte. Ich wenigstens empfand davor einen solchen Eckel, daß ich viele Monate außer gesottenen Ochsenfüßen nichts über mein Herz brachte, indem wir auch an Brod und anderen Erdfrüchten, weil wir uns damals noch nicht auf den Ackerbau verlegen konnten, Mangel hatten.

Auf dem jenseitigen Ufer des Paraquay hatte wohl De Yegros für unsere Kolonie eine kleine Meyerey angelegt aber auf einer schlechten Weide und mit so wenigem Vieh, daß dieses kaum zum Unterhalt der Indianer zureichte, und also zur Viehzucht fast keines übrig blieb. Zum Aufseher derselben schickte man uns aus der Stadt einen verschmitzten Betrüger, der sich nur durch

seine Ränke unter seinen Landsleuten ausgezeichnet hatte. Er hatte lange Zeit in den spanischen Flecken ein Marienbild herumgetragen, das er an dem Ufer irgend eines Baches gefunden haben wollte, und dem er allerlei Wunder andichtete. Um nun dasselbe in einer Kirche aufstellen zu können, bettelte er das zu deren Erbauung nöthige Geld allenthalben zusammen: indessen weiß doch niemand, wozu er dasselbe verwandt hat: denn seine Kirche wurde niemals zu bauen angefangen. Ein andermal miethete man eben diesen Betrüger auf öffentliche Kosten, daß er die Wilden, die den Anwohnern des Flusses Tebiquary so vielen Schaden zufügten, auskundschaften sollte. Um seinen Auftrag wohl zu verrichten, und in den weit abgelegenen Feldern die Spuren der Feinde aufzusuchen, verkleidete er sich zum Wilden, das ist, er begab sich öfters halbnackt und mit einer Federkrone auf den Weg. Allein sobald er in einer gehörigen Entfernung von der Stadt war, so daß er nicht mehr gesehen werden konnte, versteckte er sich in dem nächsten sicheren Wald, und brachte darinn zween Tage mit Herumsitzen oder Schlafen zu. Bei seiner Ankunft wußte er dem erstaunten Völklein von allen Lebensgefahren, in denen er sich befunden, und von den Spuren der Feinde, die er entdeckt haben wollte, nicht genug zu erzählen. Zudem schien er auch nach dem Ansehen eines Schwarzkünstlers bei dem unwissenden Pöbel gestrebt zu haben: denn so oft er auf Kundschaft ausgieng, band er sich ein Schnürchen um seinen Arm. Dieses sollte ihn, nach seinem Vorgeben, stechen und jucken, wenn sich der Feind in der Nähe aufhielte. Eben diese Betrügereyen entdeckte er nachmals einem seiner Vertrauten, von dem ichs in der Folge vernommen habe.

Diesen

Diesen allgemein verschrieenen Erzkünstler und Betrüger, der auf nie etwas anders als auf seinen eigenen Nutzen sah, gab uns De Yegros zum Meyer. Allein wir erfuhren an ihm bald einen Wolf: denn die fettesten Kühe pflegte er immer für sich zu schlachten, und das aus denselben gesammelte Unschlitt, wie auch die Fette den Spaniern zu verkaufen, während daß wir im Flecken an beiden Bedürfnissen Mangel litten. Die Pferde der Meyerey richtete er entweder durch die Hirschjagd zu Grunde, oder er verkaufte sie andern, als wenn es sein Eigenthum gewesen wäre. So oft ich ihn beim Statthalter dieserwegen verklagte, und seiner Diebereyen überwies, so wurde er dennoch nie bestrafet; Am Ende aber machte er sich doch aus Furcht vor den schlimmen Folgen seines Wandels heimlich davon. Es fiel mir niemals ein diesen verschmitzten Gauner für einen Spanier zu halten, für den er sich ausgab: denn Stirne, Augen, Gesichtsbildung und Sitten verriethen immer seine afrikanische oder amerikanische Abkunft. An seine Stelle setzte De Yegros einen andern, dessen Lebenswandel zwar unsträflich, dessen Gehirn aber ein wenig verrückt war. Der Schrecken hatte sich dergestalt seiner Seele bemeistert, daß er selbst am hellen Mittag von nichts als Steinen träumte, die eine unbekannte Hand nach ihm werfen sollte. So oft er mit mir zu reden kam, schwätzte er mir immer mit seiner Trauergeschichte von der seltsamen Steinigung beide Ohren voll an. Welche Sorgfalt oder Genauigkeit in der Landwirthschaft mag man nun von einem Wahnwitzigen erwarten? Solchen Leuten vertrauete De Yegros die Aufsicht über unsere Meyerey an, wir mochten uns dagegen setzen, wie wir wollten. Dieser Mangel an geschickten Viehwärtern war für uns kein kleines Unglück und die Urquelle unseres Elends. Ein Abiponer hält sich für glücklich, wenn er fettes Rindfleisch

im Uiberfluß hat. Mangelt dieses, so giebt er sich in keiner Kolonie zufrieden.

Auch das muß man zu unsern Mühseligkeiten rechnen, daß wir, weil unsere Meyerey auf dem jenseitigen Ufer des Paraquay angeleget war, alle zu unserm Unterhalt nöthigen Ochsen über den ungeheuren Stromm in die Kolonie herüberbringen mußten. Damit wir nicht dabei zu viele Ochsen verlören, hatten wir ein Fahrzeug, gute Pferde und geschickte Reiter nöthig. Auch traffen wir in dieser Absicht folgende Anstalten. Wir ließen nämlich eine kleine Schaare Ochsen an das Ufer treiben. Dort mußten sie einige dazu bestellte Reiter mit Schlingen fangen, worauf sie ihre Hörner mit einem Riemen an die Seitenwand des Fahrzeuges anbanden also zwar, daß ihr ganzer übriger Körper im Wasser schwamm, der Kopf aber aus demselben an des Schiffes Rand hervorragte, und ihnen überhaupt das Schwimmen erleichtert wurde. Sobald man sich auf das andere Ufer hinübergerudert hat, werden die Ochsen losgebunden. Da sie nun durch das Schwimmen und nach erhaltener Freyheit grimmiger geworden sind, so müßen einige Reiter verhindern, daß sie nicht in ihrer Wuth auf dem Felde auseinanderrennen. Je nachdem das Fahrzeug groß oder klein ist, je nachdem kann man auf einmal mehr oder weniger Ochsen hinüberbringen. Dergleichen Uiberfahrten waren für mich immer ein verdrüßliches und kummervolles Geschäft, weil uns von dem dazu nöthigen Geräth das meiste mangelte. Die Kolonie hatte nicht ein einziges Schiff, nicht einmal ein Kahn. Spanier, die sich darauf am besten verstehen, sah man in unserem Flecken so selten als Sonnenfinsternisse am Himmel. So geschickt die Abiponer mit den Pferden, die sie oft schaarenweise über die Flüße bringen, umzugehen wissen,

wissen, so wenig taugen sie zum Fangen und Anbinden der Ochsen, weil sie diese gemeiniglich fürchten. In der Schiffahrt sind die wenigsten bewandert. Die Schwierigkeiten der Uiberfahrt zu verringern, bauete ich mir aus dünnen Timbò=Bäumen (grosse fand ich keine) zween enge Kähne, die uns in der Folge, weil ich selbe mit Querhölzern an einander befestigte, gute Dienste thaten. Wenige Monate hernach traff ich, da ich in den nahen Wäldern herumgieng, auf einen grossen und dicken Timbò, aus dem wir einen eilf Ellen langen und eine Elle breiten Kahn heraus bekamen, mittelst dessen wir auf einmal zwanzig Ochsen über den Fluß bringen konnten, und auf dem wir auch mitten im Sturme nichts zu befürchten hatten. Er würde noch länger und breiter ausgefallen seyn, wenn der Stamm bis zum Gipfel eben so gerade gewesen wäre, als er hoch war. Zudem muß alles weiße Holz von dem Baume weggehauen werden, weil es unter dem Wasser bald faul wird. Blos das rothe Holz oder der Kern des Baumes soll zum Schiffbau tauglich seyn, weil es dauerhafter und härter ist. Die höchsten, dicksten und geradesten Cederbäume, aus denen man ungeheuere Kähne aushauet, hat fast ganz Paraquay im Uiberfluß; allein in allen unserer Kolonie nahe gelegenen Wäldern sah man keinen. Hernando Arias, einst Statthalter zu Buenos Ayres und Assumtion, soll sich zu seiner Schiffahrt auf der Parana und dem Paraquay zu einer schleunigen Besichtigung beider Länder, eines Kahnes aus einem so ungeheuerem Cederbaume bedienet haben, daß nicht nur vierzig Ruderknechte sondern auch viele Soldaten, die der Statthalter zu seiner Sicherheit mitnahm, darauf Raum hatten.

Türkisches Korn, Bohnen, Wurzeln und Melonen von verschiedenen Gattungen dienen den Indianern zur Würze des Fleisches, wenn sie eines haben, und wenn sie keines haben, zu dessen Ersatz. Ich ermahnte daher die Abiponer immer zum Ackerbau; allein das nöthige Geräth mangelte uns fast gänzlich dazu. Wir hatten nämlich nur sehr wenig pflugfähige Ochsen, Aexte und andere eiserne Werkzeuge, die man zur Verzäunung der Aecker und zu ihrer Reinigung vom Ungezieser braucht. Wenigstens waren sie alle sehr abgenützet. Selbst die Aussaat gieng uns nicht selten ab Man schickte uns aus der Stadt etliche Metzen türkisches Korn; allein die Getreidewürmer hatten es schon zerfressen. Auch ein Sack Bohnen war durch die Sorglosigkeit der Schiffleute naß geworden und ausgewachsen. Wir erhielten endlich, wer sollte es glauben? selbst von unsern Nachbarn und vormaligen Feinden, den Wilden, den nöthigen Saamen, den wir von den Spaniern so vielmal fruchtlos begehrt hatten. Aber die Erdscholle war, wie ich auf den ersten Anblick vorgesagt hatte, dem Feldbau zuwider, weil selbige zu viel Kreide enthielt. Fiel ein Platzregen ein, so stellte die ganze Ebene einen See vor; fiel das Gewäßer, so ward jene hart und dürr wie Stein. Unsere Abiponer ackerten und besäeten eine grosse Strecke Erdreich, allein ohne allen Erfolg. In den Wäldern hingegen, wo die Erdscholle fetter und durch den Schatten der Bäume wider die Sonnenstrahlen verwahret ist, erndeten sie beinahe ohne Arbeit Früchte von verschiedener Art im Uiberflusse ein. Blos zum Tabackbau, wozu ich einige Versuche gemacht hatte, fand ich den Boden besonders trefflich. Zur Anpflanzung der Baumwolle, die da auf Hügeln in sandichten Gegenden, wo der Wind frei hindringen kann, und in steinichten Anhöhen am beßten fortkömmt, suchte ich lange einen bequem gelegenen Ort, aber ich fand keinen.

Johannesbrod, das den Abiponern Speise und Trank ist, wuchs blos in den entfernteren Wäldern. Dessen Mangel ersetzte ihnen die unglaubliche Menge Honig, die man allenthalben entdeckte, reichlich. Andere sonst fast überall gewöhnliche Baumfrüchte waren bei uns überaus selten. Die näher bei den Gestaden gelegenen Felder hatten Uiberfluß an Hirschen, Rehen und Straußen; die Flüße aber an Krokodilen, Wölfen und Wasserschweinen: Fische hingegen gab es desto weniger, weil sie von den gefräßigen Krokodilen entwedirs verschlungen oder verscheuchet würden. Der überaus fischreiche Paraquay war von der Kolonie zu weit weg, als daß ich allemal des Fischens halber dahin hätte gehen können; und zudem war der Weg nicht nur an vielen Orten morastig; sondern auch der Tieger und herumstreifenden Wilden wegen gefährlich. Sonderbar ist es, daß der zunächst der Kolonie vorbeilaufende Fluß etliche Tage von den kostbarsten Fischen aller Art wimmelt, die da in ganzen Heereszügen mit vielem Geräusch und einer solchen Eilfertigkeit den Strom hinabschwimmen, als wenn sie vor einem ihnen nachsetzenden Feind flöhen. Mit blossen Händen und ohne Mühe fiengen wir deren eine Menge. Man glaubte, daß sie aus dem rothen oder großen Fluß (auf abiponisch Iñate) zur Zeit seiner jährlichen Ueberschwemmungen durch die dazwischen liegenden Teiche in unseren Bach kamen. Ich habe mich hierüber in dem vorläufigen Buch weiter ausgebreitet, als von dem süßen Fluß die Rede war.

Uebrigens halte ich es für eine gewisse Wahrheit, daß die Armuth der Kolonie nicht blos der Lage und Beschaffenheit des Ortes sondern auch der Dürftigkeit der Spanier in Assumtion, ihrer Erbauer, zugeschrieben werden müße. Sonst wurden die Väter, die man zur Bekehrung der Wilden ausschickte, von den Statthaltern und den ver-

möglichen Bürgern mit allen den Trödelwaaren im Ueberfluße versehen, wodurch man die Herzen dieser Ungläubigen so leicht gewinnt. Wollen- und Leinenzeug, Glaskugeln, kleine Messer, Scheeren, Ringe, Nadeln, Angeln, Ohrgehänge ꝛc. sind die Lockspeisen, wodurch man die Augen und Herzen der Wilden an sich zieht. Daß durch dergleichen Tändeleyen weit mehrere tausend Amerikaner von unsern Vätern zum wahren Glauben und zur Unterwürfigkeit gegen die spanischen Könige gebracht worden sind, als durch die Musketen und Bayonetten der Soldaten, läugnet niemand, als der von Amerika gar keine Erfahrung hat. Wer soll also glauben können, daß man mich aus Assumtion entließ um die neue Kolonie in den Gang zu bringen, ohne mir eine Nadel oder sonst was mitzugeben. Die Spanier von Santa Tè und S. Jakob gaben den Vätern, die nach den neuen Kolonien abgiengen, die auserlesensten Pferde zu ihrem Gebrauche mit. Die Spanier in Assumtion hingegen vergassen ihrer Pflicht so sehr, daß sie mir von den Pferden, die ich als ein Geschenk der quaranischen Pfarrer mit mir gebracht hatte, die beßten vier stahlen, ohne daß der Statthalter die Räuber bestraft oder mir den Schaden ersetzt hätte. Die besserdenkenden Spanier verabscheueten selbst den Diebstahl und die schändliche Nachsicht des Statthalters gegen die Diebe öffentlich. Da ich den Abiponern, die da immer von den Vätern alles begehren, was ihnen in den Sinn kömmt, oft eine abschlägige Antwort geben mußte, so naanten sie mich einen kargen und schmutzigen Geizhals, weil sie mich nie für so unvermögend angesehen hatten. Salz und Tabakblätter, aus denen die alten Weiber mit Beimischung ihres Speichels eine Masse knetten, die alle Abiponer ohne Unterschied des Geschlechts und Alters zu kauen pflegen, foderten sie von uns immerzu; allein auch das mangelte oft in unsern Vorratbsschranke. Da die Spanier diese ihre versprochene Beiträge sparsam und

selten

selten schickten, und die Schiffleute selbe oft noch viel später brachten als sie sollten, oder, weil sie übel eingepacket waren, unterwegs verschleuderten, so herrschte bei uns fast immer ein unglaublicher Mangel. Aus den quaranischen Kolonien, woher uns sonst in den abiponischen Flecken reichliche Gaben zuflossen, konnten wir damals theils wegen der damaligen bedrängnißvollen Zeiten und theils auch wegen der allzugroßen Entfernung nicht die geringste Unterstützung erwarten. Die wenigen Geschenke, die ich einst von der Freygebigkeit meiner Freunde erhalten hatte, als Nadeln, Messer und Glaskugeln, thaten mir in meiner äußersten Dürftigkeit die besten Dienste, besonders wenn die Abiponer Klage erhoben, die sich in der Erwartung, daß ihre Glücksumstände verbessert würden, und angelockt durch die Verheißungen der Spanier, in unsere Kolonie begeben hatten, und daher bitter jammerten, daß sie sich in ihrer Hoffnung gänzlich getäuscht fänden, indem sie in der größten Armuth schmachten müßten.

---

# Acht und dreyßigstes Hauptstück.
## Immerwährende Kriegsunruhen.

Unser Elend zu vollenden, erhoben sich von Zeit zu Zeit auch Kriegsunruhen unter uns. Der neue Statthalter Martinez beschloß aus Ruhmbegierde und um sich bei dem Könige beliebt zu machen, von den vierhundert Reitern, die er zur Anlegung der neuen Kolonie mit sich genommen hatte, zweyhundert wider die wilden Mokobier und Tobas auszusenden. Als er die Sache mit mir überlegte, widerrieth ich ihm diese gefährliche Unternehmung, damit nicht die neue und noch wenig bevölkerte Kolonie in einen Krieg verwickelt würde, und sie selbst in ihrer Entstehung wieder einstürzte. Eben so eifrig empfahl ich meinen Abiponern mit allen gewissenhaft den Frieden zu unterhalten. Allein diese wollten und konnten nicht ruhen. Ein Sturm folgte auf den andern. Gleich im Anfange foderte Ychoalay die ihm letzthin weggetriebenen Pferde freundschaftlich von unsern Abiponern zurück. Aufgebracht über ihre Weigerung, machte er sich mit den auserlesensten von seinen Leuten auf den Weg, seine Pferde mit Gewalt abzuholen. Meine Leute hingegen waren entschlossen Gewalt mit Gewalt abzutreiben und machten sich auf das Aeußerste gefaßt, indem sie ihr eingewurzelter Haß gegen den Ychoalay wider alle Nachgiebigkeit verhärtete. Hätten ihre Kräften ihrem Grimme entsprochen, so würde ihnen, ihrer geringen Anzahl ungeachtet, auch der überlegenste Feind nicht sonderlich viel abgewonnen

nen

nen haben. Ihre Pferde brachten sie an einen sicheren Ort, damit sie nicht den Feinden in die Augen und in die Hände fielen. Dieser ihren Marsch zu beobachten schickten sie Kundschafter aus. Andere sammelten indessen in den Wäldern Honig zusammen, damit sie sich durch ihr Methgetränke berauschen könnten und hiedurch zu Rath und That kräftiger würden. Mein Gemüth ward indessen von tausendfachem Kummer zerrissen; und ich konnte mit mir selbst nicht einig werden, was ich im Fall eines feindlichen Angriffes thun sollte. Mein alter Freund Ychoalay wurde mir auf einmal furchtbarer als alle Feinde. Schändlich wäre es, dachte ich bei mir, wenn ich wider diesen Mann zu den Waffen griff, indem er von dem Rechte des Krieges keinen andern Gebrauch macht, als sein Eigenthum wieder zu erhalten. Behält aber er, wie es sehr wahrscheinlich ist, die Oberhand; und macht er in seinem Grimme die Einwohner des Fleckens, die ihm in den Wurf kommen, nieder; so werden alle meine Abiponer, wenn ich nicht all mein Pulver und Bley wider ihn verschieße, glauben, daß ich mit ihm unter der Decke gespielet habe, und mir mit Lanzen und Pfeilen das Leben nehmen. Und thun sie auch das nicht, so werde ich dennoch in ihren Augen immer ein Treuloser und ein Verräther bleiben. Wenn ich dieses so bei mir überdachte, stack ich immer zwischen Hammer und Amboß. Endlich beschloß ich das zu thun, was mir auf der Stelle des Handelns selbst das räthlichste scheinen würde. Vom Statthalter war keine Hilfe zu erwarten. Die erfahrensten unter unsern Vätern in Assumtion, bei denen ich mich durch Briefe Raths erholte, riethen mir, daß ich mit dem Ychoalay fortgehen, und um mein Leben zu retten, die Kolonie verlassen sollte. Allein ich benutzte niemals diesen Rath, damit ich nicht durch meine Flucht weder meinen Namen

men noch den meines Vaterlandes mit dem Schandflecken der Furchtsamkeit brandmarkte.

Indessen wendete die gütigste Vorsicht alle Gefahr von uns ab. Denn da Ychaolay in grossen Tagreisen wider uns heraneilte, stieß er auf einen Wohnplatz feindlicher Abiponer von dem Stamme der Nakaiketergehe. Man focht auf beiden Seiten sehr hitzig, so daß einige auf dem Platz blieben, und mehrere verwundet wurden. Ychoalay zählte zehn Verwundete und unter diesen seinen lieben Deborki, einen seinigen Verwandten. Weil diese zu Hause besser und geschwinder geheilet werden konnten, gab er sein Vorhaben unsere Kolonie anzugreifen auf, und kehrte wieder eilends zurück. Diese That des Ychoalay legten die Unsrigen als einen Beweis seiner Furcht aus: und verherrlichten dessen Andenken, als wenn sie einen Sieg erfochten hätten, mit feyerlichen Trinkgebothen und Gesängen, indeß die Weiber ihren Verwandten, die im Treffen geblieben waren, zu Ehren mit Klaggeschrey und Kürbißgeklapper trauerten. Die Uebriggebliebenen der angegriffenen Horde begaben sich theils zu uns und theils nach S. Ferdinand. Jeder wies seine noch nicht völlig geheilten Wunden her in der Absicht, durch deren Anblick ihre Bundesgenossen zu einer schleunigen und ausgezeichneten Rache anzufeuern. Indessen war es nicht nöthig Oel in die Flammen zu gießen: denn wider den Ychoalay hatten sie sich längst alle verschworen. Eine aus herumstreifenden oder unserer Kolonie zugegebenen Nakaiketergehes und Yaaukanigas zusammengesetzte, überaus zahlreiche Schaare zog hinab nach S. Hieronymus, diesen Flecken zu zerstören: ungeachtet sie uns, um den Streich, den sie dem Ychoalay zudachten, desto unvermutheter und gewisser zu machen, bei ihrer Abreise weiß gemacht hatten, daß sie in den südlichen Ebenen Wild-

pferde

pferde jagen wollten. Allein alle ihre Ränke und Hoffnungen wurden zu Wasser. Sie wurden nämlich von denen, die sie überfallen und vernichten wollten, selbst plötzlich überfallen, und mit dem Verlust einiger Todten in die Flucht geschlagen. Denn nachdem sie nahe schon bei S. Hieronymus, an einem Orte, der den Namen Nihirenak Lenerörkie die Tiegerhöhle führet, ihre überflüßigen Pferde und Sättel zurückgelassen, und ihre Gesichter geschwärzet hatten, machten sie sich bereits zum Angriffe fertig, als sie auf einmal auf den Ychoalay und seine Rükahes, mit denen noch christliche Mokobier und spanische Reiter ankamen, stießen. Es war diesen keine kleine Freude, diejenigen hier beisammen anzutreffen, die sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und zu bekämpfen Willens waren und darum heute die Reise angetretten hatten. Es wäre dem Ychoalay ein leichtes gewesen, die ganze feindliche Schaare gänzlich aufzureiben, wenn diese ihm nicht lieber den Rücken gewendet, als die Spitze gebothen hätte. Die Flüchtlinge hatten ihr Leben einzig und allein der Geschwindigkeit ihrer Pferde und den Labyrinthen der Wälder zu danken. Dennoch wurden von den Nachsetzenden nicht wenige verwundet, gefangen und getödtet. Ychoalay verfolgte sie bis nach S. Ferdinand und setzte wegen seiner furchtbaren Macht die ganze Gegend weit und breit in Schrecken. Die geschlagenen Feinde, die vorher vor erhaltenem Sieg schon ihr Siegsgeschrey ertönen ließen, hatten itzt auf dem Rückwege einen Klaggesang anzustimmen. Auch in unserer Kolonie erfüllten die Weiber den Platz viele Tage lang mit ihrem Geheul, wodurch sie einen unsrigen Abiponer betrauerten, der wenige Tage nach seiner Heurath mit seinen Landsleuten wider den Ychoalay fortgezogen und auf der Flucht mit den andern umgekommen war. Ungeachtet nun die zum Untergang des Ychoalay zusammverschwornen Nakaiketergehes den

schlechten

schlechten Erfolg, den ihre letzten Bemühungen hatten, sahen, und innig bedauerten; so verdoppelte sich dennoch ihr Grimm gegen ihren Feind, und sie hörten nie auf ihm Arges zu thun. Da sie ihm in wiederholten Scharmützeln das Leben nicht nehmen konnten, so nahmen sie ihm von Zeit zu Zeit seine Pferde. Es ist auch ganz begreiflich, daß die Einwohner meiner Kolonie wider den Ychoalay immer so erbost waren. Dieser hatte nämlich, wie ich anderswo gesagt habe, den vornehmsten Kaciquen der ganzen Nation ermordet. Seine vier Söhne, die er mit vier Gattinnen erzeugt hatte, hielten sich bei uns auf. Die übrigen Einwohner waren, wenige ausgenommen, seine Leute und Hordegenossen. So sehr sie also vorhin ihren Anführer und Kaciquen geliebt hatten, so sehr verabscheueten sie itzt aus Rachgier seinen Mörder, den Ychoalay.

Außer den einheimischen Kriegen, die die Abiponer untereinander führten, fanden wir die Nachbarschaft der Mokobier, Tobas und Oaékakalot, die das gemeine Volk Quaykurùs nennet, immer gefährlich und nicht selten für uns äußerst verderblich. Diese zahlreichen und wegen ihrer Mordkünste berühmten Völkerschaften behaupteten immer, daß der Platz, auf welchem unsere Kolonie erbauet war, ihnen zugehörte und nie von Abiponern bewohnet worden wäre. Die Bewohner des neuen Fleckens schienen ihnen verdächtig und gefährlich, weil sie wußten, daß sie unter der Aufsicht und Obsorge der Spanier standen: ungeachtet sie in den vorigen Jahren den Spaniern gemeinschaftlich viel Unheil zufügten. Sie ließen daher nichts unversuchet, daß sie uns durch wiederholte Anfälle muthlos machten und aus unserem Posten vertrieben. Diesen Endzweck zu erreichen, bedienten sie sich bald der List und bald der Waffen. Sie stellten sich oft friedsam und freundschaftlich; und besuchten uns oft schaarenweise unter der Larve der Geselligkeit. Wir behandelten sie immer

frey-

freygebig und liebevoll, beschenkten sie mit verschiedenen Gaben, und bewirtheten sie mit Rindfleisch manchmal einige Tage. Allein sie mißbrauchten die Gastfreyheit zu unserem Verderben, indem sie indessen die Anzahl der streitbaren Einwohner, die Weiden der Pferde, die Wege und Zugänge und übrigen Gelegenheiten uns nach ihrem Belieben zu überfallen schlau ausforschten: wiewohl ich auch auf alle ihre Schritte und Tritte Acht gab. Diese Kenntnisse setzten sie in den Stand, so oft sie wollten, unvermerkt heranzuschleichen, unsere Kolonie zu ängstigen, oder unsere Pferde wegzutreiben. Allein durch unsere Wachsamkeit brachten wir zuwege, daß sie meistens mit leeren Händen, und unverrichteter Dinge abziehen mußten. Zwar gaben uns auch die häufigen Anschläge unserer benachbarten Feinde nicht wenig zu schaffen, indem wir oft ganze Nächte, die Waffen in der Hand, Wache halten mußten, besonders, wenn sich das Gerücht von der Annäherung der Oaekakalot verbreitete; weil diese wider die Gewohnheit anderer Völker ihre Angriffe meist bei der Nacht zu unternehmen pflegen. Das Verdrüßlichste war, daß sich niemand in die abgelegenen Felder und Wälder weder der Jagd noch eines andern Geschäftes wegen ohne Gefahr wagen durfte; weil die Wilden allenthalben herumstreiften. Daß sie uns nicht jählings aus dem herumliegenden Wald überfallen konnten, ließ ich in dem mit Pallisaden umzäunten Hofe unsers Hauses aus überaus hohen Bäumen eine Warte bauen, die uns immer treffliche Dienste that. Nun will ich die verschiedenen Versuche erzählen, welche unsere wilden Nachbarn wider uns mit abwechselndem Glücke gemacht haben.

# Neun und dreyßigstes Hauptstück.

## Verschiedene Anfälle der Mokobier und Tobas.

Weil alles in der ganzen Gegend vor den Feinden, vor Gefahren und vor Schrecken zitterte, setzten viele Abiponer, dieses in vielem Betracht kummervollen Lebens überdrüßig, mit ihren Familien, um wieder etwas freyer Athem holen zu können, über den Paraquay, und giengen in die dem Ufer des Tebiguarÿ nahe gelegene Meyerey des Fulgentius De Yegros, wo sie mit vieler Bereitwilligkeit und selbst mit Vergnügen aufgenommen, und zum grossen Vortheil seiner Wirthschaft mit allerlei häuslichen Arbeiten fleißig beschäftiget wurden. Die Indianerinnen verlegten sich auf das Schaafscheeren und Wollspinnen: ihre Männer hingegen auf das Viehhüten, Entmannen und Zähmen, desgleichen auch auf andere Geschäfte des Feldbaues. Ihr liebster Lohn war das Rindfleisch, womit sie ihre Mägen anpfropften. Mittlerweile waren nur wenige bei mir im Flecken zurückgeblieben. Diese Einsamkeit fanden die Mokobier und die mit ihnen verbundenen Tobas sehr bequem zu einem Uiberfall. Wirklich wäre es um uns geschehen gewesen, wenn sie mich zu der Stunde, die wir nach der Gewohnheit der Spanier allemal der Nachmittagsruhe zu widmen pflegten, schlaffend angetroffen hätten. Unstreitig war Gott dasmal in einem besonde-

ren Verstande die Rettung meines Lebens, als durch dessen Einsprechungen geleitet, ich mich diesen Tag wider meine Gewohnheit des Schlafes enthielt. Diese Wohlthat der Vorsicht meinen Lesern desto anschaulicher zu machen, werde ich den ganzen Vorfall umständlich erzählen. Ich gieng einst zum Ufer des Flußes mit unseren neuen Kähnen und Ruderknechten einen Versuch zu machen. Hierauf kehrte ich wieder zurück. Den Hin- und Herweg machte ich ganz allein und zwar zu Fuße, weil kein Pferd darauf hätte fortkommen können. Daß ich nun nach einem ermüdenden Gange von dreyen Stunden, und nach so vieler ausgestandenen Sonnenhitze nach Mittag nicht geschlafen habe, schreibe ich einer göttlichen Fügung zu. Denn um zwey Uhr schrie auf einmal der spanische Knabe, der mir sonst beim Meßlesen am Altare diente, von der Warte herab, daß sich uns Wil e zu Pferde näherten. Ich spatzierte eben in dem Hofe unseres Hauses herum, und sah also ein Geschwa er von Mokobien heranreiten. Sie waren alle streit ßig geschwärzt, mit Bogen und Lanzen bewaffnet, und in gewisse Reihen und Glieder geordnet. So ließen sie sich auf dem Platze und zwar ohne ein Gefolge von Weibern und Kindern sehen. Dieß alles zeugte von eben nicht gar freundlichen Absichten. Denn wenn sie uns sonst als Freunde besuchten, kamen sie immer in Gesellschaft mit ihren Weibern und Kindern ohne Pfeile und mit unbemahlten Gesichtern. Selbst daß sie unter Mittagszeit erschienen, machte sie verdächtig: weil sie zu dieser Zeit die Spanier öfters im Schlafe überfielen und erwürgten. Bei mir im Hause war niemand als der obenerwähnte Knab. Im ganzen Flecken befanden sich nicht mehr als sechs alte Weiber und ein hinkender Abiponer, indem die übrigen in den Feldern zerstreuet waren. Hier mußte nun auf der

Stelle Rath geschafft werden. Ich griff daher nach meiner Musquete, stellte mich hier unter dem Eingang in den Hof und machte da den Commandanten und die Besatzung zugleich. Man lerne nun die wilden amerikanischen Kriegshelden kennen, und verachten. Ich allein erkleckte so viele Reiter zurückzuschrecken. Sobald sie mich mit meiner Flinte schußfertig erblickten, wandten sie mir sogleich den Rücken. Sie zogen sich daher langsam durch den Flecken zurück, und machten in dem kleinen an unsere Gezelte anstossenden Wäldchen Halt. Weil ich aus Erfahrung wußte, daß die amerikanischen Krieger weniger herzhaft als listig sind, so blieb ich mit meinem Gewehre immer auf meinem vorigen Posten, und wandte mein Aug von ihren Bewegungen nicht ab; denn sie erneuern oft ihren Anfall, wenn sie sich zu fürchten, oder zurückzuziehen scheinen.

Nach einer Viertelstunde gieng ich zu Fuße und blos von meinem Knaben begleitet, zu den Mokobiern hin, um zu sehen, ob sie als Gäste oder als Feinde gekommen wären. Auf meinen freundschaftlichen Gruß und die Fragen, die ich unbewehrt an sie stellte, antworteten sie kurz und trocken. In ihren finsteren Mienen und trotzigen Blicken waren ihre feindseligen Absichten deutlich ausgedrücket. Während als wir so mit einander sprachen, erhob sich ein jämmerlicher Rauch von der Seite her, wo die Spanier über den Paraquay zu setzen pflegen. Der Cacique Ytioketalin fragte mich, woher ich glaubte, daß dieser Feldbrand herrühre? Von Spaniern, war meine Antwort; denn ich erwarte eben die zweyhundert Reiter, die mir der Statthalter zu schicken versprochen, um durch sie die Häuser der Kolonie aufbauen zu lassen. Betroffen über die Neuigkeit, scheueten sich die Wilden ihr Vorhaben wider uns auszuführen: denn sie vermutheten, daß die Spanier,

die ihrer Meinung bald ankämen, jede uns zugefügte Unbild sogleich rächen würden. Zu gleicher Zeit erhob sich auch eine Staubwolke dort, wo die Mokobier hergekommen waren. Einer von ihnen sagte, unsere Abiponerinnen kämen nun zu Pferde zurück. Allein der Glanz und das Blinzen der Lanzen verrieth die Ankunft der Wilden. Sobald die Mokobier diese auch nur von weitem erblickten, schwangen sie sich alle auf ihre Pferde, welches uns abermal von ihnen nichts Gutes vermuthen ließ. Mein Knab zupfte mich indessen beim Rock. Gehen wir nach Haus, Pater! sagte er zu mir, damit wir nicht gefangen werden. Das nämliche Besorgniß stieg auch in mir auf. Ich nahm daher von den Mokobiern höflich Abschied, und begab mich langsam, um keine Furcht und keinen Verdacht zu verrathen, in unser Kapitolium, wo ich wieder mit meinem Gewehre auf das Ende dieses Liedes wartete.

Sogleich verbreitete sich ein zahlreicher Haufe Tobas unter der Anführung des Caciquen Kebetavalkin, des berühmtesten Arzten der ganzen Nation, auf dem Platze aus. Alle waren mit allen ihren Waffen vollständig ausgerüstet, und kampfmäßig bemahlet. Ohne uns von der Absicht ihrer Ankunft ein Wort zu sagen, entließen sie ihre Pferde auf die Weide, und schlugen ihr Nachtlager bei den Mokobiern auf. Ich gieng unbewehret zu ihnen hin, besah alles aufmerksam, redete mit ihnen, und bezeugte ihnen als Freunden und Gästen alle mögliche Freundschaft; wiewohl ich sie, alles genau erwogen, nicht anders als wie Feinde betrachten konnte, die uns gewiß übel begegnen würden, wenn wir sie nicht behutsam und freygebig behandelten. Ich ließ ihnen daher unverzüglich zu ihrem Nachtmahl einen Ochsen schlachten, so wie man wilde Pferde streichelt, und bissigen Fanghunden ein Bein vorwirft. Die wenigen

Abiponer, die bei mir in dem Flecken zurückgeblieben waren, erwarteten gleichfalls von diesen Ankömmlingen nichts Gutes. Um ihren Anfällen nicht ganz bloßgesetzt zu seyn, brachten wir die ganze Nacht unter den Waffen zu, und hatten auf alles, was vorgieng, sorgfältig Acht, immer bereit, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Mein Meßopfer verrichtete ich in aller Frühe, ehe es noch tagte (denn es war eben das Fronleichnamsfest) in der äußersten Stille und ohne das gewöhnliche Zeichen mit der Glocke dazu geben zu lassen: damit nicht die Wilden, wenn sie mich am Altare wüßten, unbesorgt um meine Flinte etwas Feindliches wider uns unternehmen möchten, wie andere Wilde in Paraquay gethan haben. So überfielen die grimmigen Chiriguanas unsern P. Julianus Lizardi einen Biskayer im Thale Ingrè unter der Messe; rissen ihn vom Altar mit Stricken, und tödteten ihn, nachdem sie selben auf dem Felde an einen Pflock angebunden hatten, mit sieben und dreyßig Pfeilen bei Conception, in welchem Flecken er gedachte Nation im christlichen Glauben unterrichtete, den 17. May 1735. Die Beschreibung des Lebenswandels, des Todes, und der Tugendübungen des apostolischen Mannes kam zu Madrit gedruckt heraus. Beinahe das nämliche Schicksal hatten auch der P. Joannes Antonius Solinas aus Sardinien, und sein Amtsgefährte zu S. Raphael, der hochwürdige Herr Petrus Ortiz de Zarate, Pfarrer der Spanier in Tukuman. Beide wurden an dem Ufer des Flußes Sentà, eben als sie von der Messe zurückkamen, an der Schwelle des Gotteshauses von den zusammenverschwornen Mokobiern und Tobas erschlagen. Durch dieser ihre Unglücksfälle belehret, hielt ich bei Begehung des Meßopfer keine Vorsicht für überflüßig: allein es war auch keins erklecklich. Denn als ich eben die Konsekrationsformel auszusprechen im Begriffe war, umgab mich auf einmal

eine

eine Schaare Wilde. Zuerst hatte sich durch die an den Altar anstossende Thüre ein Schwarzkünstler der Mokobier in die Kapelle geschlichen. Dieser (ein grosser und breitschulterichter Mann mit einer Adlernase und einem rothwollenen mit weißen Kügelchen besetzten Gürtel, an der eine Kriegstrompete hieng) stand eine Zeitlang hinter mir: bald darauf sprang er unter allerlei Gebährden die Arme lächerlich in einander werfend wieder zu seinen Landesleuten hin, die unter der Schwelle in Menge standen. Da weiß ich nicht, was sie alles durch ihre Winke und Zeichendeutereyen mit einander abkarteten. Man kann sich vorstellen, wie mir bei meiner Messe zu Muthe gewesen ist. Alle Augenblicke erwartete ich den tödlichen Streich, zu jeder Todesart aus Liebesinnbrunst zu Gott von Herzen bereit. In der That würde ein solcher Tod und an diesem Orte für mich ungemein ruhmvoll gewesen seyn. Allein die Vorsicht schien mich zu noch weit schwereren Prüffungen, die bei meiner Rückkehr in meinem Vaterland auf mich warteten, vorbehalten zu haben.

Nachdem ich meine Messe bis auf die letzte Sylbe ausgelesen hatte, beschenkte ich die Wilden, als wenn sie mich unter der Morgendämmerung aus Freundschaft besucht hätten, mit etlichen Kleinigkeiten, die ich bei der Hand hatte. Bei allem dem konnte ich ihre wahre Absichten aus ihnen nicht herausziffern; dennoch hatte ich Gründe genug, ihnen nichts gutes zuzutrauen. Denn sie spürten alle Winkel meines Hauses rein aus, und versuchten nicht nur in meinem Beiseyn mit aller möglichen Unverschämtheit die Pallisaden, womit unser Hof umzäunet war, mit den Händen aus dem Boden herauszuheben, sondern auch die hölzerne Thüre der Kapelle mit den Schultern einzustossen. Das alles sah ich lächelnd mit an, und sagte dazu kein Wort; ich

hütete mich wohl meine Besorgnisse durch irgend eine Miene zu verrathen: damit es nicht das Ansehen gewänne, als fürchtete ich mich vor ihnen. Denn auch der elendeste Pursch wird verwegen, so bald er sich gefürchtet glaubt. Aus diesem Grunde affektirte ich in meinen Gesichtszügen desto standhafter die Heiterkeit und Ruhe des Gemüthes, je gefährlicher meine Lage mir schien. Ja ich glaubte sogar zuweilen den Prahler und Eisenfresser machen zu müssen. Ich brüstete mich daher oft mit meiner Unerschrockenheit und Geschicklichkeit im Schießen, wies ihnen meinen Waffenvorrath, und die verschiedenen Gattungen von Bleykugeln; und rühmte ihnen daher oft die unglaubliche Kraft meiner Flinte, wodurch sie auch das entfernteste Ziel erreichte, und das Härteste zersplitterte und durchdränge. Diese Mordwerkzeuchen jagen auch dem kühnsten Wilden, wenn er sie sieht und befühlt, Schrecken ein. Der Statthalter Martinez hatte mir bei seiner Rückreise in die Stadt ein eisernes Stück, von der kleinsten Art, wie man sie an des Schiffes Vordertheil mit Nägeln festmacht, zum Schutze der Kolonie zurückgelassen. Diese kleine Kanone wurde nun auf seinen Befehl auf einem Palmpflocke aufgepflanzet. Etliche Monate darauf ließ ich eine Lavete samt den Rädern zurechtmachen, damit man sie überall, wo es nöthig wäre, mit Händen hinziehen und wider den Feind brauchen könnte. Zu ihrer Ladung hatte er uns acht Pulverpatronen in deren jeglicher fünfzehn Bleykugeln steckten, gegeben, aber nur eine eiserne Kanonkugel, weil selbst die Hauptstadt an dergleichen eisernen Kugeln Mangel hatte. Diese Kugel, die kaum ein Halbpfund wog, behielt ich mir auf, nicht um die Wilden damit zu tödten, sondern zu schrecken. Denn so oft fremde Wilden in meinem Zimmer auf der Erde herumsaßen, reichte ich einem jeden diese Kugel zum ansehen und zu befühlen.

O!

O! wie schwer ist diese Kugel! schrien alle auf. Was würde sie für ein Loch in unserem Körper machen. Sie wußten nicht, daß dieß die einzige Kugel war, die ich besaß. Ich verwahrte sie daher sorgfältig und übergab sie auch meinem Nachfolger. Die Dienste, die sie uns zwey Jahre hindurch gethan hat, sind unglaublich. Abgefeuert würde sie vielleicht nur einen Wilden getroffen haben, vielleicht auch gar keinen; aufbehalten aber und vorgewiesen schreckte sie viele. Im Kriege müßen wir uns mit List aushelfen, wenn es uns an Macht gebricht; wie es auch bei den europäischen Generalen von jeher Mode war. Waren wir nicht im Stande die Wilden zu besiegen, so jagten wir ihnen Furcht ein, oder besänftigten sie mit Geschenken.

Durch beides wenigstens durch eines aus beiden brachte ichs dahin, daß die angekommenen Mokobier und Tobas ihr Vorhaben, die Kolonie zu vernichten, entweder fahren ließen, oder auf eine bequemere Zeit hinaus verschoben, wie uns der Erfolg nach einigen Monaten gelehret hat. Die ganze Zeit, die sie unter freyem Himmel und im Angesichte unseres Fleckens auf dem nämlichen Platze, wo sie sich zuerst gelagert hatten, zubrachten, ritten sie alle Tage in unseren Weiden, Feldern und daran liegenden Wäldern herum und durchsuchten alle Winkel, ohne daß ein Abiponer (es waren ihrer nur äußerst wenige zu Hause) sie daran hindern durfte, oder an ihren bösen Absichten zweifelte. Ungeachtet wir sie immer der Untreue wegen im Verdacht hatten, so glaubten sie dennoch bei uns ihre Faßnacht gehalten zu haben; weil wir ihnen (ich ließ viele Ochsen schlachten) Rindfleisch im Uiberfluße gaben. Hierauf nahm ich vorzüglich Bedacht, damit sie uns nicht, im Falle daß sie der Hunger quälte, uns selbst gesotten oder gebratten verzehrten; denn sie sind Men-

schenfresser, und schmausen in Ermanglung anderer Eßwaaren Menschenfleisch, das sie unter ihre Leckerbißchen zählen. Daß die Mokobier und Tobas den Caciquen Alaykin sammt noch sechs andern von seinen Leuten erschlagen, und als ein Frühstück aufgezehret haben, ist von mir anderswo gemeldet worden. Wenn ich meine Abiponer nachmittag in den Anfangsgründen des Glaubens unterwies, kamen täglich eine Menge Tobas in unsere Kapelle. Allein meine Leute, welche die Verschmitztheit dieser Nation aus Erfahrung kannten, urtheilten, daß sie unter der Masque der Frömmigkeit feindliche Absichten im Schilde führten. Endlich wurden wir durch einen Zufall von diesen verhaßten Gästen, und von unserem langwierigen Kummer und Argwohn befreyet.

An einem Abend ertönte auf einmal das ganze Feld von einem plötzlichen Lärme. Kein Mensch zweifelte, daß Feinde im Anzuge wären. Die Weiber flüchteten sich mit ihren Kindern heilend in unseren Hof. Die wenigen anwesenden Abiponer bemahlten sich eilends ihre Gesichter und griffen nach den Waffen. Ich verfiel zuerst auf den Gedanken, daß itzt ein grosser Hause Mokobier und Tobas anrücke, dessen Vorläufer und Kundschafter diejenigen, die sich bei uns so lange aufgehalten hätten, gewesen wären. Allein all unser Schrecken war grundlos. Nachdem sich der Staub geleget hatte, der uns so lang die Aussicht in die Ferne benahm, entdeckten wir zehn unsrige Abiponer, die bei zweytausend Pferde mit sich brachten. Sie hatten selbe dem Ychoalay aus seiner Meyerey weggetrieben, den Mord zu rächen, den er an einem unsrigen Abiponer in dem neulichen Scharmützel, wie ich schon oben gesagt habe, verübet hatte. Als Ytioketalin, der Cacique der Mokobier, diese ungeheuere Schaare sah, zweifelte er nicht, daß ihr Eigenthümer Ychoalay den Räubern

nach-

nachsetzte. Um also nicht bei einem längern Aufenthalt an dem Streit mit dem Ychoalay und an der Gefahr Theil nehmen zu müßen, kehrte er den andern Tag, sobald die Sonne aufgieng, mit seinen Leuten zu ihrem vaterländischen Wohnort zurück. Wie abgeneigt und feindselig er gegen uns gesinnet war, legte er bei seinem Abzuge an Tag. Wenn euch, sagte er zu unseren Abiponerinnen, euer Leben, eure Freyheit und Kinder lieb sind; so verlasset unverzüglich euere Kolonie; denn der Grund und Boden, auf dem sie steht, ist nicht euer; auch werden wir durchaus nicht mehr zugeben, daß ihr hier wohnet. Mit euerem Blut werdet ihr selben färben, wenn ihr euch nicht freywillig wegbegebet. Das waren seine Worte: also zwar, daß mich weder mein Verdacht, den ich wegen ihrer feindlichen Gesinnungen wider sie geschöpfet, noch meine Wachsamkeit und Anstalten,] wodurch ich ihre Absichten vereitelt hatte, jemals gereueten. Gewiß wäre unser Untergang an demselben Mittage, da sie sich unvermuthet in die Kolonie hereinschlichen, unvermeidlich gewesen, wenn sie die Furcht vor den ankommenden Spaniern (dieß war wenigstens meine Meinung) von der Vollziehung ihres Vorhabens nicht abgeschrecket hätte. Diese erste Ankunft der Mokobier und Tobas war ein Vorspiel und eine Vorbereitung der größeren Unternehmung, welche eben diese Wilden in Verbindung mit den Oaekakalot einige Monat hernach in der Absicht die Kolonie gänzlich zu vertilgen, ausführten. Ich werde diese Auftritte umständlich erzählen. Zuerst muß ich noch einiges vorausschicken.

# Vierzigstes Hauptstück.

## Die Pockenseuche, der Saame neuer Drangsalen und die Veranlassung blutiger Ereignisse.

Wiewohl sich fast alle Mokobier und Tobas zurückgezogen hatten, blieb ihr Cacique Keebetavalkin dennoch mit seiner Familie noch einige Monate bei uns, bis ihn endlich die Pockenseuche dahinraffte; nachdem er von mir getauft worden war. Dieser traurige Vorfall brachte die ganze Nation der Tobas wieder uns auf, und war der Anlaß zu meiner Wunde, die sie mir bei einem Angriff mit einem hackichten Pfeile versetzten. Ich werde die ganze Geschichte der Ordnung nach erzählen. Unsere Abiponer kehrten mit Pocken behaftet aus der Meyerey des Fulgentius De Yegros in die Kolonie zurück und steckten alle ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters mit dieser Seuche an. Blos allein die blieben verschonet, die selbe schon einmal überstanden hatten. Ein Glück war es, daß, da die Pockenseuche fast allen amerikanischen Völkerschaften tödtlich ist, selbe von dreyhundert Einwohnern unserer Kolonie, die sie ergriffen hat, nur zwey und zwanzig aufrieb, wiewohl sie vom 14. May bis zum November wütete. Da ich dabei den Seelen- und Leibesarzt zugleich machen mußte, so ist es ganz unglaublich, wie viel sie mir zu schaffen gegeben hat: indem fast alle

meine

meine Abiponer noch Wilde und Unglaubige oder Abtrinnige und Verächter des Christenthums waren. Tag und Nacht lag mir nichts so sehr am Herzen als wie ich die Kranken, wenn sie auch meine Arzneyen nicht vor dem Tod erretteten, dennoch durch die Heilmittel der Religion einer glücklichen Unsterblichkeit theilhaftig machen könnte. Aber eben dieses erfoderte Kunst und unendliche Arbeit.

Der Anblick einer alten Indianerinn, die zuerst das Opfer dieser Seuche geworden war, hatte alle meine Indianer dergestalt in Schrecken gesetzet, daß sie, wenige ausgenommen, sämmtlich aus dem Flecken entflohen, um ihr Leben in den entferntesten Schlupfwinkeln zu retten. Einige setzten über den großen Fluß (Iñate) und giengen wohl zwanzig Meilen vom Flecken weg. Von diesen starb nicht ein einziger, ungeachtet sie sich selbst und ihrer eigenen Hilflosigkeit ohne alle Medicin überlassen waren. Denn ich konnte zu ihnen nicht kommen, ohne das Wohl der übrigen zu verabsäumen, da ich ihren Aufenthalt nicht wußte, und denselben aufzusuchen wenigstens vier Tage gebraucht hätte. Zudem mangelte es mir auch an Wegweisern. Andere waren nur vier Meilen, die meisten aber mit dem ersten Caciquen Oaharì (letzthin hieß er noch Revachigi) nur eine von der Kolonie weg. In die zween letztern Wohnplätze ritt ich täglich, wenn es möglich war, aber mit unglaublicher Beschwerde und eben so großer Gefahr, der reißenden Thiere, und herumstreichenden Wilden wegen. Ich mußte nämlich über Flüße und Moräste setzen. Neben dem aber, daß der Weg schlüpfrig und pfützig war, schwärmten auch immer daselbst Mokobier und Tobas herum. Ausser dem spanischen Knaben, der mir am Altar diente, begleitete mich niemand. Um ihnen sowohl in ihren Geistes- als Leibes-

nöthen

nöthen beizustehen, mußte ich ihnen selbst Speise und Medizin reichen, die vornehmsten Hauptstücke der Religion erklären, damit ich sie taufen konnte, und ihre ganz irrdischen Seelen mit himmlischen Gedanken und Trostgründen erfüllen. Weil sie aus einem allen Wilden tief eingewurzelten Irrthume die Taufe für tödtlich hielten, konnte ich mit allen meinen Ermahnungen kümmerlich von ihnen zuwege bringen, daß sie sich taufen ließen. Ein ungleich dornichteres und in hundert Schwierigkeiten verwickeltes Geschäft war, die Abtrinnigen, die ihr rechtmäßiges Weib verstossen hatten, und von der Religion abgefallen waren, zur Reue über ihre Missethaten zu bewegen. Und dennoch verschied keiner (welch eine unermeßliche Güte des erbarmungsvollen Gottes!) ohne getaufet und mit seinem Erschaffer ausgesöhnet zu seyn, bis auf ein einziges Weib, das ich gleich am Anfange, da sich die Hitze, der gewöhnliche Vorboth der Pocken, bei ihr einstellte, zur Empfangung der Taufe vorbereitete und ermahnte: aber vergeblich, weil ihr noch keine Gefahr vorhanden zu seyn schien. Da ich sonst immer beobachtet hatte, daß die Pockenkrankheit den Abiponern bei ihrem Ausbruche nie, sondern allemal erst in der Folge tödtlich war, so gab ich der Kranken und der Bitte ihres Mannes nach, und kehrte unverrichteter Dinge wieder nach Hause mit dem festen Vorsatz, sie sobald als möglich wieder zu besuchen: denn sie lag im Flecken selbst nicht weit von unserer Wohnung in ihrem Gezelte darnieder. Allein nach einer Viertelstunde vernahm ich mit innigem Herzenleid, daß die Unglückliche plötzlich verschieden ist. Der Donnerschläge und des Regengusses ungeachtet lief ich sogleich zu dieser Trauerscene und fand die Verblichene in eine Ochsenhaut eingewickelt und mit Riemen eingeschnürt; weil man sie eben auf einem Pferde zu Grabe bringen lassen wollte. In meiner Betrübniß tröstete mich noch eine

Art von Hoffnung, daß sie vor Gott Gnade gefunden habe, schon aus dem Grunde, indem ich kurz vorher in ihr die theologischen Tugendübungen, Reue über ihre Fehltritte und den Vorsatz bei dem ersten Anscheine einer Todesgefahr die Taufe zu empfangen, rege gemacht habe. Waren ihre geäußerten Gesinnungen aufrichtig, so getraue ich mir, der Erblaßten von der gränzenlosen Barmherzigkeit Gottes das Beßte zu versprechen.

Außer der ermüdenden Krankenpflege lagen auch die Sorgen der Vertheidigung meiner von streitbaren Einwohnern entblößten Kolonie auf mir, indem sich fast täglich Gerüchte von der Annäherung der Feinde verbreiteten. Wirklich entdeckten wir oft die unzweydeutigsten Spuren von den Anschlägen der Wilden; aber wir machten sie immer durch unsere Wachsamkeit zu Wasser. Besonders bleibt mir der Tag merkwürdig, da von dem entfernten Wohnplatze des Caciquen, eben als wir stündlich eines feindlichen Anfalls gewärtig waren, ein Both mit der Nachricht ankam, daß eine mit Pocken behaftete Abiponerinn schon zween Tage mit den Geburtswehen auf das gefährlichste ringe, ohne sich ihrer Leibesfrucht entledigen zu können. Nun wußte ich eine Zeitlang nicht, was ich thun sollte. Lasse ich, so dachte ich bei mir, mein Haus ohne Vertheidiger, so werden die Feinde selbes nebst der Kapelle rein ausplündern. Außerdem werden sie mich auch, wenn sie mich auf dem freyen Felde außer den Pallisaden antreffen, durch ihre Menge übermannen, und aus dem Wege räumen. In diesem Falle würden nun die sterbenden Abiponer der Heilmittel der Religion beraubt seyn, indem sie nirgendswoher einen andern Priester, der ihre Sprache verstünde, zu erwarten hätten. Bleibe ich aber zur Vertheidigung des Fleckens zurück, so wird vermuthlich die gebährende Mutter sammt ihrem Kinde ohne Taufe verscheiden.

In

In diesem Zweifel überwog bei mir der theologische Grund, daß ich vor allem verbunden wäre, die augenscheinlichste und dringendste Gefahr von dem Weibe abzuwenden und mich über das unzuverläßigere Gerücht von dem Anmarsche der Wilden hinwegzusetzen. Ich begab mich daher unverzüglich zu Fuße und ganz unbewaffnet auf den Weg, woher die Feinde hätten kommen sollen. In zuversichtlichem Vertrauen auf Gott nahm ich kein Gewehr zu mir, damit es nicht, im Fall ich umkommen würde, das Ansehen gewänne, als hätte ich wider meinen Willen und gezwungen mein Leben hergeben müßen. Zudem wußte ich auch, daß ich auf freyem Felde wider eine Schaare Wilde, die mich umringten, nichts ausrichten würde. Das Kraut, das ich der Gebährenden durch andere Weiber geben ließ, that die beßte Wirkung, so daß diese unsere Erwartung weit übertraff. Denn während als ich die übrigen Kranken in ihren Gezelten besuchte, gebahr sie ein lebendiges aber mit Pocken bereits behaftetes Kind. Ich wollte es sogleich taufen, als mich dessen Großmutter mit aller Gewalt daran hinderte. Also darum, hob sie überlaut an, hätte mein Enkel das Licht der Welt erblickt, damit du mit dem tödtlichen Wasser sein Lebensende beschleunigtest? Da sie bei mir mit ihrem Gepolter nichts ausrichtete, lief sie zu dem Vater des Kindes, einem Sohn des Debayakaikin, der zwischen den Binsendecken, als wenn er eben entbunden worden wäre, in dem nahen Gezelte, um sich wider die schädlichen Einflüße der Witterung zu verwahren, die Wochen hielt. Diesen batt sie um Beistand wider mich und die Taufe des Kindes nicht zu gestatten; aber vergebens: denn da er klüger war als die andern, so gab er ihr zur Antwort, daß man sich nach dem Willen des Paters fügen müße. Die abergläubische Vettel knirschte nun vor Zorn, daß sie sich in ihrer Rechnung wegen des Beistandes, den

sie von ihrem Tochtermann erwartete, betrogen hatte: ja es fehlte sehr wenig, daß sie nicht mit Nägeln und Zähnen auf mich losgieng. Dennoch ließ sie sich am Ende durch meine Gründe und Schmeicheleyen besänftigen, und fragte mich, als wenn sie mit mir einen Vergleich eingehen wollte: Wenn das Kind nach der Taufe stirbt, wirst du es in deinem Hause (sie meinte die Kapelle) begraben lassen? Ich sagte nein: und versprach ihr dasselbe an einem offenen Orte, dem Gottesacker zu begraben. Hierauf versetzte sie, nun so magst du thun, was du willst. Das Kind starb noch am nämlichen Tage, da es getauft ward; da man es denn auch unverzüglich begrub. Die Mutter genas wieder. Hieraus mag man abnehmen, welch einen Abscheu die Abiponer vor den Begräbnissen in den Kirchen und unter dem Dache tragen. Nicht ein einziger von allen, die an den Pocken verblichen, hätte sich taufen lassen, wenn ich nicht gleich im Anfange der Seuche für die, welche daran sterben würden, im Walde einen besonderen Gottesacker bestimmt hätte. Ich folgte hierinn dem Beispiele der Quaranier, die fast eine Meile von ihren Flecken mit Mauern umgebene, und mit Zitronen- und Pomeranzenbäumen reihenweise gezierte Freythöfe nebst einer niedlichen Kapelle blos für die an Pocken Verblichenen unterhalten, damit nicht die bösen Ausdünstungen der Leichen dieses Uibel von neuem verbreiten. In dieser nämlichen Absicht legte ich den Gottesacker an einem Orte an, woher der Wind nur sehr selten wehete.

Was für Ungemach und Kümmernisse ich bei dieser täglichen Krankenpflege durch ganze sieben Monate auszustehen hatte, kann man sich leichter einbilden als sagen. Um an den vorzüglichsten und zahlreichsten Wohnplatz des Caciquen Oahari zu kommen, mußte

ich täglich über einen zu beiden Seiten morastigen Fluß setzen. Es war keine geringe Mühe die Pferde aus dem Schlamme herauszubringen, damit sie schwimmen konnten. Um also beim Uibersetzen Mühe und Zeit zu ersparen, machte ich meinen Weg meistens zu Fuß, und fuhr mit einem Kahne schleunig über den Fluß. Wegen dieser so viele Monate lang täglich wiederholten Hin- und Herreise erharteten mir meine Füße dergestalt, daß ich von Zeit zu Zeit ganze Stücke Haut von der Ferse mit einer Scheere wegnehmen mußte; denn so sehr uns auch die ledernen Strümpfe, deren wir uns alle wider die Schnacken und andere häufige Insecten bedienten, im Reiten taugten, so wetzten sie uns dennoch die Füße auf, besonders, wenn sie nach einem Schweiß hart geworden waren. Wie oft mußte ich aber auch im Regen unter Donnerschlägen und Blitzen, bei strenger Sonnenhitze über das von allen Seiten her offene Feld, das immer von Schnacken wimmelt, des Schlammes wegen beschwerlich und wegen der herumschweifenden Wilden oft gefährlich ist, wandern, um es meinen hinwelkenden Abiponern an keiner Dienstgefälligkeit gebrechen zu lassen. Ihrentwegen war mir meine Gefahr und Ermüdung theuer, so wie der Landmann gern seinen Schweiß vergießt, wenn er sich solchen durch eine reichliche Erndte vergolten sieht.

Obgleich diese allenthalben herumwütende Seuche niemand schonte, so rieb sie doch vorzüglich die Indianer von einem mittleren Alter auf; denn der zarten Jugend und dem grauen Alter war sie minder gefährlich. Oft warf sie auf einmal so viele in das Bett, daß die Gesunden kaum mehr zur Wartung der Kranken und zur Begrabung und zum Betrauern der Verstorbenen erklecken. Die Abiponer halten es gleich den alten Hebräern und Römern für eine Schande der Ehre der Begräbnisses und

der

der öffentlichen Leichenklage der Weiber beraubt zu seyn. Je mehr sich also der Verblichene durch seine Abkunft und Kriegsthaten berühmt gemacht hat, desto gewisser und länger

Hallet in den Häusern Gewinsel und Jammer
und das weibliche Klaggeheul.
Und die Luft ertönet von lautem Schluchzen. *)

Am meisten wurde die Gattinn des vornehmsten Caciquen Oahári betrauert. Sie war die Tochter des berühmten Debayakaikin, von vornehmer Herkunft, in der Blüthe ihres Alters und ihrer Reize, und überaus sanft im Umgange. Da sie von der ganzen Nation geliebt und bewundert wurde, so ist es ganz begreiflich, warum ihr alle Abiponer so ungeheuchelte Zähren in das Grab nachweinten. Wenige Jahre vorher hatte sie, weil sie von einer Schlange gefährlich gestochen worden war, in dem Flecken Conception die Taufe empfangen. Ich meines Theils war immer der Meinung, daß sie nicht die Pocken sondern ihre Aerzte, die Schwarzkünstler, um das Leben gebracht hatten. Denn so oft ich, um sie mit den Heiligthümern der Religion zum Tode vorzubereiten, in ihr Gezelt gieng, fand ich immer mehr Paar solcher Schurken bei ihr, die wie Blutegel an ihrem Körper saugten, und bliesen. Der eine hieng an ihrem Arm, der andere an ihren Füßen, ein dritter an den Seiten, und ein vierter endlich an noch anderen Theilen des Körpers der Patientinn. Ich habe von dieser Heilart anderswo gesagt, daß sie bei allen



*) Lamentis, gemituque et fœmineo ululatu
Tecta fremunt, resonat magnis plangoribus aether.

*Virgil.* 4. Aeneid.

amerikanischen Völkerschaften Mode ist, und wider alle Krankheiten überhaupt gebrauchet wird. Auch habe ich sie daselbst als abergläubisch erkläret und verworfen.

Keebetavalkin, Cacique der Tobas und der vornehmste Arzt der Wilden in ganz Chaco, nahm eine Zeitlang seinen Aufenthalt bei den Abiponern zu S. Hieronymus und bei den Mokobiern zu S. Xavier, schweifte aber hernach immer herum und blieb, um für seine Landesleute bei uns alles auszukundschaften, mit seinem Weibe und zwoen Töchtern einige Monate bei uns. Von allen meinen Abiponern, die von den Pocken befallen wurden, war keiner, der sich nicht von diesem wilden Aeskulap hätte anblasen und aussaugen lassen. Durch den beständigen Umgang mit den Kranken sog er endlich auch selbst das tödtliche Gift in sich. Er war schon bei Jahren. In der Hoffnung, daß ihm die Veränderung des Ortes Erleichterung verschaffen würde, ließ er sich bald dahin, bald dorthin tragen, wie auch unsere Europäer thun, wenn sie dem Tode nahe sind. Als es völlig auf die Neige gieng, ließ er sich in den nahen Wald bringen. Die Hütte, die er sich aus Baumästen hatte zurecht machen lassen, war so niedrig, daß ich nur knieend mit ihm reden konnte. Da ich an seinem baldigen Hinschied nicht mehr zweifelte, so ertheilte ich ihm, nachdem er gehörig unterrichtet und vorbereitet war, die Taufe. Die erste Nacht gieng ruhig vorüber; den andern Tag aber gab er vor Mittag seinen Geist auf. Sein Weib und seine Töchter schälten sogleich im nächsten Walde das Fleisch von seinen Beinen ab, begruben jenes, und brachten diese zu Pferd in ihr Vaterland. Sobald die Tobas, eine der wildesten Nationen, den Tod und die Taufe ihres Cacique vernommen hatten, hießen sie mich dessen Mörder, und

beschlos-

beschlossen sich dieses Mordes wegen an mir zu rächen. Daß die Sache eine solche Wendung nehmen würde, hatte ich meinen Abiponern öffentlich vorausgesagt, ehe wir noch von dem Vorhaben der Tobas die geringste Nachricht hatten; denn ich wußte, daß die einfältigen Wilden die Taufe für weit tödtlicher hielten als alle Pocken, und sogar als das allerärgste Gift. Wir tauften einige, weil sie auf dem Punkt standen zu sterben: und nun glaubten die Wilden, daß sie starben, weil wir sie getauft hatten. Es ist nichts leichtes dem rohen und unwissenden Völklein diesen lächerlichen Irrthum zu benehmen. Auch blieb es nicht bei den blossen Drohungen. Wenige Tage hernach trieben die Tobas aus Rache bei eitler Nacht über fünfhundert Pferde aus unserer Kolonie weg. Ohne Zweifel würden sie auch unsere Leute erschlagen haben, wenn sie Gelegenheit dazu gehabt hätten. Mißvergnügt über den Verlust ihrer Pferde, eilten unsere Abiponer nach Assumtion, und baten den Statthalter, daß er ihnen spanische Reiter mitgeben möchte, die räuberischen Tobas zu züchtigen. Indeß war ihre Bitte ganz überflüßig, weil dieses schon lange der Wunsch des Statthalters war. Aus dem Nachstehenden wird man abnehmen, daß die Pocken wechselweise Balgereyen, Todtschläge und meine empfangene Wunde veranlaßt haben. Von den Eigenschaften und den Heilungsarten der Pocken, Kinderflecken und anderer epidemischer Krankheiten habe ich im 25. Hauptstücke weitläuftig gesprochen.

---

# Ein und vierzigstes Hauptstück.

## Vierhundert spanische Reiter überwältigen in Verbindung mit den Abiponern einen überaus volkreichen Wohnplatz der Tobas.

Weil der Statthalter, Martinez Fontez, kurz vorher vom Schlage getroffen worden war, so übertrug er bei seinem Tod das ganze Regierungsgeschäft, bis der König einen andern ernennen würde, an den Fulgentius de Yegros. Dieser hatte zwar nie studieret, und lebte wie Marius, der römische Feldherr, auf dem Lande in seiner Meyerey: aber das Volk hielt ihn für einen herzhaften Soldaten, mächtig in Rath und That. Froh eine so gute Gelegenheit, sich hervorzuthun, bekommen zu haben, eilte er sogleich mit vierhundert Reitern in unsere Kolonie, um mit den Abiponern den Tobas, die dem ganzen Lande Schaden gethan hatten, auf den Leib zu gehen. Bei uns blieb er fast acht Tage, bis nämlich die ungeheure Schaare Pferde über den Paraquay gebracht war und sich auf der Weide wieder erholet hatte. Weil die meisten Soldaten glaubten, daß diese Unternehmung wider die grausamen Wilden manchen unter ihnen das Leben kosten dürfte, so beruhigten sie ihr Gewissen bei mir durch eine reumüthige Beicht. Weil man nach einer Reise von etlichen Tagen nirgends Spuren eines feindlichen Wohnplatzes zu Gesicht bekam, so dachten die Spanier bereits wieder zurückzukehren, unter dem Vorwand,

wand, daß ihre Pferde von den beschwerlichen Wegen entkräftet wären und die Lebensmittel ihnen ausgiengen. Allein die streit- und rachgierigen Abiponer mißbilligten laut dieses unzeitige und unrühmliche Verlangen nach Haus zu gehen. Endlich entdeckten ihre Kundschafter, die Abiponer, nachdem sie sorgfältig alle Winkel durchgespüret hatten, Fußstapfen von Pferden, und mittelst dieser einen volkreichen Wohnplatz der Tobas, zu welchem man nur auf einem engen Fußsteig durch den herumliegenden Wald gelangen konnte. Hierauf wurde alles zum Angriff veranstaltet; weil sie keine Zeit zu verlieren hatten. Denn oft drehen sich, wie Livius sagt, **die wichtigsten Begebenheiten auf der Spitze eines Augenblicks** *) Der Statthalter und die Abiponer beschlossen daher die Wilden den anderen Tag sogleich unter der Dämmerung, da sie noch schlummerten oder nur zur Hälfte wache wären, mit vollen Haufen anzugreifen, damit die Feinde ihre Ankunft nicht eher erführen, als wenn sie sich von ihnen umringet sähen. Allein da die Abiponer, die man den Posten näher in Augenschein zu nehmen vorausgeschicket hatte, wegen der schlüpfrigen Wege erst um Mitternacht zu den Spaniern, die schon lange zu Pferde auf sie warteten, zurückkehrten, und man nur langsam durch den ungeheuren Wald reiten konnte, so erfolgte endlich der Angriff am hellen Mittag, und zwar mit einem Erfolg, welcher der hohen Erwartung nicht ganz entsprach. Denn die meisten Wilden waren dazumal schon von Hause abwesend, und der Jagd halber in den Wäldern zerstreuet. Da also den Spaniern fast niemand Widerstand that, so kostete ihnen der Sieg wenig Mühe, war mehr ein Werk des Zufalls; und gab ihnen daher fast gar keinen Anspruch auf



*) Puncto saepe temporis maximarum rerum momenta vertuntur.

Ruhm. Blos die wehrlose Schaare der Weiber, Kinder und Greise überwanden und fiengen sie. Erschrocken über den plötzlichen Anfall der Spanier, und betäubt von dem Donner der Musketen, ergriffen die Unglücklichen nicht die Waffen sondern die Flucht: wiewohl die nachsetzenden Abiponer nicht wenige von den entlaufenen Flüchtlingen einholten, und tödteten. Die übrigen verbargen sich in den Wäldern; allein da die Abiponer wie Spürhunde alle Ecke und Winkel des Gehölzes auswitterten, so entgiengen nur äußerst wenige Tobas ihren Augen und Händen, indem die meisten bei diesem Getümmel ihr Leben oder ihre Freiheit einbüßten.

Den glücklichen Ausschlag dieser Unternehmung schrieben die Spanier mit Recht den Abiponern zu: denn sie entdeckten durch ihre Spurkraft den Wohnplatz der Wilden; und ergriffen, fiengen und tödteten von den Flüchtlingen eine Menge. Ich muß hier aufrichtig gestehen, daß ich die Anzahl der Todten nicht weiß; weil mir sie niemand angeben konnte. So geschickt die Abiponer im Erschlagen ihrer Feinde sind, so wenig sind sie im Stande die Erschlagenen zu zählen. Die spanischen Soldaten aber mochten und durften nicht, die hie und da zerstreuten Leichen zu zählen, herumreiten. Außer einer ungeheuren Schaare feindlicher Pferde, die die Abiponer erbeuteten, fielen auch bei vierzig Gefangene von jedem Alter und Geschlecht in die Hände der Uiberwinder, meistens aber der Indianer. Ungeachtet die Spanier durch etliche Musketenschüße bei ihrem Uiberfall alle Wilden erschreckt hatten, so wurden dennoch von ihren Kugeln nur wenige getroffen; weil das Pulver, wie mir die Offiziere bei ihrer Rückkehr selbst gestanden, durch den nächtlichen Thau feucht geworden, und daher nur sehr schwer Feuer fieng: denn sie brachten die ganze Nacht, um immer reisefertig zu seyn, zu Pferde zwischen den Bäumen

men unter freyem Himmel zu. Allein oft giebt man in Paraquay dem Pulver die Schuld, wenn es in so schadhafte Flinten geladen wird, daß man eher aus einem Binsenstein Wasser, als aus einer solchen Muskete Feuer herausbringen könnte. Ein ziemlich betagter Toba, der von einer Musketenkugel getroffen worden war, trieb seine Familie vor sich her und vertheidigte sie mit seiner fürchterlichen Lanze. Schon hatte er den Eingang des Waldes erreicht, ohne daß sich ihm ein Spanier zu widersetzen getrauete, als unser Cacique Oahari herzulief, einem Spanier seinen müßigen Säbel aus der Scheide riß, und den Toba samt seinen Gefährten in Stücke zerhieb. Eben desselben Todes starben auch das Weib und die beiden Töchter des Caciquen Keebetavalkin. Bei dieser Balgerei oder vielmehr Jagd ist von den Spaniern und Abiponern nicht ein einziger getödtet worden. Die meisten von jenen waren nur als Zuschauer bei dem Gefechte zugegen. Das sind nun die Schlachten, die schaudervollen Schlachten der Paraquayer! Ich erwähne ihrer aber mit eben dem Rechte, womit Titus Livius die Balgereyen des angehenden Roms mit seinen Nachbarn in seine Geschichte aufnahm.

Bei dieser Gelegenheit ward ein spanischer Knabe, den die Tobas noch als ein Kind samt seiner Mutter wenige Jahre vorher aus dem Gebiete von Paraquay weggeführet hatten, in Freyheit gesetzet. Hiebei zeigte sich der Einfluß der Erziehung auf die Gemüthsbildung in seinem ganzen Umfange. Man sollte nicht glauben, welch einen Abscheu er vor seinen Landesleuten, den Spaniern, die er immer wie Feinde mit einem finstern Blicke ansah, äußerte, und wie wenig er sich durch Schmeicheleien und Geschenke besänftigen ließ. Eine andere freygemachte Spanierinn entdeckte dem

Statthalter, da er noch mit seinen Leuten in Schlachtordnung stand, daß kaum zwo Tagreisen weit noch ein anderer überaus volkreicher Wohnplatz der Tobas weg läge: allein er schützte die Müdigkeit seiner Pferde und den Proviantmangel vor, und beschleunigte den Rückzug, so sehr auch die Abiponer auf den Angriff des gedachten Wohnplatzes drangen; als welchen er auf eine andere Zeit hinaus verschob. Diese Zeit aber kam niemals. Die einsichtsvolleren Spanier ärgerten sich über den Statthalter, daß er eine so lang gewünschte Gelegenheit, die grausame Nation der Tobas, die sich so viele Jahre hindurch aus dem Abschneiden der spanischen Köpfe nicht nur ein tägliches Geschäft, sondern auch ein Vergnügen gemacht hatten, zu vertilgen oder doch tüchtig zu züchtigen, so ungenützt fahren ließ. Den Bund mit den Abiponern, die ihnen in Aufsuchung und Verfolgung der Feinde so gute Dienste thaten, mögen sich die Spanier in Zukunft wünschen aber schwerlich mehr erhalten. Die Verabsäumung dieser so schönen Gelegenheit die Tobas über den Haufen zu werfen werden vermuthlich noch viele mit ihrem Blut entgelten müßen.

Während daß meine Abiponer mit dem Statthalter wider die Tobas fortgezogen waren, hatte ich nicht weniger zu thun als von den Feinden zu besorgen, indem ich allein die ganze Besatzung des Fleckens ausmachte, wie denn das nicht selten geschah. Da also die Mokobier durch ihre Kundschafter in Erfahrung gebracht hatten, daß niemand als Kinder und Weiber in der Kolonie zurückgeblieben wäre, so näherten sie sich uns vielmal in feindlicher Absicht. Allein durch meine Wachsamkeit, die ich Tag und Nacht fortsetzte, vereitelte ich ihre Bemühungen; außer daß sie einmal des Nachts aus einer abgelegenen Weide eine Schaare auserlesener Pferde, welche die Spanier bis zu ihrer Rückkehr bei uns gelassen hatten,

weg-

wegtrieben, während daß ihre Hüter, die Spanier, schliefen. Der Anführer der Räuberbande war ein gewisser Mokobier, der dem Flecken und der Religion ungetreu geworden, und an Raubgier und Verschmitztheit keinem etwas nachgab. Ich kannte ihn schon lange. Untertags pflegte er immer mit den spanischen Pferdehütern freundschaftlich zu schwätzen und auch zu mittagmahlen: denn der Schurke redete ihre Sprache sehr fertig. Des Nachts aber entwischte er ihnen, und trieb mit Hilfe seiner Gefährten die meisten und beßten Pferde weg. Nach einer vierzehntägigen Abwesenheit kamen unsere Helden wieder zurück, und führten die unglückliche Schaare der Gefangenen wie im Triumphe mit sich, um sie als Zeugen ihres Sieges und ihrer Tapferkeit aufzustellen. Allein mir kam der ganze, mit dem Blut so vieler wehrloser Weiber und Kinder befleckte Sieg mehr der Thränen als des Frohlockens werth vor, weil derselbe bald mir und meinen Leuten theuer zu stehen kommen würde. Denn ich zweifelte nicht mehr, daß die übrigen Tobas den an ihren Müttern, Weibern und Kindern verübten Mord und das Wegführen der andern in die Gefangenschaft nicht ungerächet lassen würden. Eben dieser Meinung traten auch alle übrigen Spanier bei, als welche das Ungewitter, das der Kolonie von Seite der Tobas drohete, für unvermeidlich ansahen. Dennoch eilte der Statthalter, so schnell er konnte, nach der Stadt und legte hiedurch an den Tag, wie wenig er sich um die Wohlfahrt unserer Kolonie bekümmerte: indem er die wenigen Abiponer sich selbst überließ und den Schaaren der Rache schnaubenden Tobas Preiß gab. Erst nach langem und vielfältigem Bitten ließ er uns fünf Spanier und zwar die elendesten, denen es eben so sehr an Waffen als an Muth fehlte, zur Besatzung zurück. Sie wurden von Zeit zu Zeit von eben so vielen und eben so nichtswürdigen

digen abgelösset, so, daß sie den Abiponern mehr zum Gelächter als zum Schutze dienten.

Folgendes darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Unsere Abiponer scheueten sich nicht des Nachts in Gegenwart des Statthalters, und aller seiner Truppen, die sich nicht ein Wort dagegen einzuwenden getraueten, ihren einst an den Spaniern verübten Mord mit einem öffentlichen Trinkgelage und Gesang auf die unverschämteste Weise zu feyern und dabei die Kopfhäute der Erschlagenen zur Schau auszustellen. Wenn sie sich so was unterfangen, ohne auf den Statthalter und vierhundert Spanier zu achten, was sollen sie sich hernach vor den Drohungen und Ermahnungen des ohnmächtigen Priesters fürchten? Indessen schwiegen wir dennoch niemals, wenn wir etwas strafbares an ihnen bemerkten, wenn wir uns anders von unseren Zurechtweisungen mehr Frucht als von dem Stillschweigen versprechen konnten. Selbst an dem Tage, da die Abiponer und spanischen Soldaten wieder bei uns eintraffen, lief ich in allen Hütten meiner Leute herum, und redete mit allen Gefangenen, damit ich ihnen, wenn sie irgend einer Hilfe oder Arzn y bedurften, alsogleich beispringen konnte; denn der Schrecken, der sie bei dem plötzlichen Uiberfall der Spanier ergriffen haben mochte, der Schmerz über den Verlust ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit, und die strenge Sonnenhitze, die sie auf dem Wege ausgestanden hatten, ließen mich allerdings vermuthen, daß sich einige unter ihnen nicht am beßten befinden dürften. Allein ich fand alle frisch und gesund bis auf eine noch ihr Kind säugende Mutter, die in der äußersten Haut an dem Scheitel von einer Muskekenkugel leicht gestreifet war. Da die Kugel selbe nur ein wenig berühret hatte, so legten ihr die Spanier ein Stück frisches Wachs statt eines Umschlags darüber, allein die Fliegen, die dem Feuchten

ten nachgehen, erzeugten in der Wunde nach und nach Würmer. Weil diese sich in einer so gefährlichen Gegend des Hauptes angesetzet hatten, so fieng das Weib bereits zu rasen an: allein sie genas im Kurzen wieder, nachdem ich ihre furchtbaren Gäste mit Tiegerfette herausgejagt hatte. Ich habe hievon im 26. Hauptstücke **von den Aerzten und Arzneyen der Abiponer** umständli cher gesprochen.

Wegen der Gefangenen entstgnd, wie das auch bei der Vertheilung der Beute in Europa geschieht, eine unbedeutende Zänkerey zwischen den Spaniern u nd Abiponern. Jene hätten gern, um bei ihrem Einzuge in die Stadt desto mehr Aufsehen zu machen und mit lautem Jubel empfangen zu werden, alle gefangenen Tobas, Weiber und Kinder, auch, die den Abiponern in die Hände gefallen waren, mit sich genommen und wie die Krähe mit fremden Federn gepranget. Die Abiponer hingegen bestanden hartnäckig darauf, daß alles ihr Eigenthum wäre, dessen sie sich eigenhändig und mit Gefahr ihres Lebens bemächtiget hatten. Indessen gaben sie dennoch den Spaniern um einen verglichenen Preiß oder auch der reichlichen Versprechungen halber, die ihnen diese gemacht hatten, einige Tobas in die Stadt mit, und behielten die übrigen in der Kolonie. Den Streit durfte und wollte ich nicht ausmachen: indem ich mich mit keiner Parthey abwerfen mochte, bei mir selbst aber wünschte ich sehnlich, daß kein Gefangener bei uns zurückblib; weil ich die Gefahr und den Schaden vorsah, in die ihre Anwesenheit unsere Kolonie stürzen würde. Da wir selbe nirgends einsperren konnten, sondern ihnen volle Freyheit lassen mußten, so daß sie herumschweifen konnten, wie sie wollten; entwischten bald hernach alle ohne Ausnahme, während als ihre Herren, die Abiponer, schliefen oder abwesend

wesend waren. Etliche von den älteren Tobas stahlen sich heimlich Pferde und ritten damit zu den Ihrigen zurück, kamen aber, weil sie bei uns alles auskundschaftet hatten, von Zeit zu Zeit mit einer Schaare ihrer Landesleute wieder, die Kolonie zu plündern und zu verwüsten. Der Cacique Oahari setzte seiner Gefangenen, die sich bei der Nacht mit ihrem Kinde geflüchtet hatte, lange Zeit nach. Endlich fand er sie weit vom Flecken weg in einem Felde unter einem Baume schlafend. Sogleich drückte er seine Flinte auf sie los, und erschoß damit ihr eben säugendes Kind. Sie selbst aber traff er nicht. Des langen Suchens müde, gerieth er bei ihrem Anblicke in eine solche Wuth, daß er sich selbst nicht mehr Einhalt thun konnte. Mit dieser Flinte, die er von dem Statthalter De Yegros wider meinen Willen zum Geschenke erhalten hatte, schoß er sonst mit besonderer Geschicklichkeit Vögel. Aber, die Wahrheit zu sagen, diese Geschicklichkeit des Wilden gefiel mir nicht sonderlich; weil er davon bei Gelegenheit einen Mißbrauch zum Nachtheil der Spanier machen konnte: denn es kann keinem, der in der amerikanischen Geschichte nur ein wenig bewandert ist, unbekannt seyn, wie wankelmüthig die Wilden und wie unstett ihre Freundschaften sind. Sie werden also bei der geringsten Beleidigung die ihnen so unvorsichtig angebottenen Feuergewehre wider die Spanier kehren. Da sie nun im Pfeilschießen so sicher zielen, so werden sie es auch bald den Europäern in der Geschicklichkeit mit Musqueten umzugehen zuvorthun. Dieses habe ich dem spanischen Statthalter vielfältig vorgestellet. Ein anderes gilt von den Quaraniern, die bereits in das zweyte Jahrhundert ihre unverbrüchliche Treue gegen Gott und die Spanier an Tag geleget haben. Diesen warde der Gebrauch Feuergewehre nicht nur gestattet, sondern von den katholischen Königen sogar anbefohlen: weil der königliche

Statt-

Statthalter zu Buenos-Ayres, bei dem Ausbruch eines Krieges mit Engelland oder Portugall, ihrer immer etliche tausend in das königliche Lager aufbietet. Dort haben sie sich immer durch die Dienste, die sie dem Könige leisteten, die wichtigsten Verdienste gesammelt, wie alle Schriftsteller von Paraquay zur Genüge bezeugen. So lange sich aber die Quaranier in ihren Kolonien aufhielten, wurden ihre Flinten in den Zeughäusern, auf deren jedem das königliche Wappen aufgestellet war, aufbewahret; denn die Väter, welche die Aufsicht über die Flecken hatten, überreichten ihnen selbe nur, wenn sie unter den Fahnen des Königs zu Felde ziehen, oder ihre Flecken wider die Wilden vertheidigen mußten. Sonst waren Bögen, Pfeile, Lanzen und Schleudern, in deren Gebrauch sie vorzüglich geübt sind, die gewöhnlichen Waffen der Quaranier.

---



# Zwey und vierzigstes Hauptstück.

## Besorgnisse der Abiponer wegen der Rache der Tobas. Fieberseuche.

So wie in einem stürmischen Meere Woge auf Woge sich erhebt, so folget auch in neuen Kolonien der Wilden ein Drangsal auf das andere. Meine Abiponer, die neulichen Uiberwinder der Tobas, wußten gar wohl, daß bei ihren besiegten Feinden das nämliche Gesetz der Rache und Wiedervergeltung herrschte, und daß oft die blutigsten Niederlagen auf die erhaltenen Siege folgten. Diese Angst schuff ihnen in ihrer Einbildungskraft alles zu Werkzeuchen des Schreckens um. Um also nicht von den Tobas, die sie jüngsthin gereizt hatten, plötzlich überfallen zu werden, umzäunten sie sorgfältig ihre Hütten, so gut es sich in der Eile thun ließ. Allein, da der Furcht keine Schutzwehre erklecket, so träumten sie selbst am hellen Mittag von nichts als Feinden, Hinterhalt und Uiberfällen. Jeden ungewöhnlich schwärmenden Käfer hielten sie für einen feindlichen Kundschafter. Kurz die Abiponer waren zu keiner Zeit weder von Gefahren noch von Sorgen frey; denn es ist eine durch die Erfahrung bestättigte Eigenschaft der Furcht, daß sie sich die Uibel als nahe vorstellet. Zudem logen auch immer die Schwarzkünstlerinnen, deren Weissagungen man bei den Wilden nicht in Zweifel ziehen darf, den

Feind

Feind näher als er war. Da nun die hin = und herwandernden Indianer die Aussage der alten Veteln durch fliegende Gerüchte bekräftigten, so brachten die Abiponer oft Tag und Nacht unter den Waffen zu, als wenn ihnen die Tobas schon auf dem Halse wären.

Zu diesem taglichen Zagen kam noch eine Fieberseuche, die weder Geschlecht noch Alter verschonte, so daß nicht ein einziger derselben entgieng. Tag und Nacht mußte ich bei den Fieberhaften, die etwas schwerer darniederlagen, zugegen seyn, bis mir endlich das nämliche Uibel zu Theil wurde, doch mit dem Unterschiede, daß sich bei den Indianern das Fieber alle drey Tage einstellte, ich hingegen alle Tage vom Untergang der Sonne an die heftigsten Anfälle von Frost und Hitze mehrere Stunden lang auszuhalten hatte, wiewohl ich bisdahin Zeit meines Lebens noch nicht innen geworden war, was ein Fieber ist. Die Krankheit äußerte sich bei mir so gewaltsam, daß ich des Nachts wahnwitzig und meine Zunge kohlschwarz wurde. Mein übriger Leib glühete vor Hitze, und an meinen entkräfteten Füßen war nichts als Haut und Bein. Untertags konnte ich ohne Stock fast keinen Schritt thun. Meine Kräften waren ganz erschöpfet. Kurz ich glich dem leibhaften Ebenbild des Todes. Die Indianer, die mich täglich haufenweise besuchten, schrieen mir alle einstimmig mit Thränen vor. Layàm Gregachi Paỳ! Layàm Gregachi! Du stirbst schon, Pater! du stirbst schon! In der That glaubte ich selbst nicht mehr weit vom Grabe entfernt zu seyn; denn da mir Arzt, Arzney, Speise, Wein, Brod, Zucker, kurz alles mangelte, was mich hätte stärken und laben können, so ward die Krankheit stündlich gefährlicher, und es kam wirklich mit mir auf das Aeußerste. Das saftlose, wie Holz so harte Rindfleisch, das mich sonst in

meiner Gesundheit nährte, erweckte mir itzt von weitem Eckel. Zerstossenes und gekochtes türkisches Korn, wenn mir die Indianer eines verkauften, zählte ich unter die Leckerbißchen, weil mir dieses Gericht, unglaublich Kühlung verschafte, und meinen brennenden Durst löschte. Außerdem trank ich täglich Wasser, worinn eine Pflanze (auf spanisch heißt sie Verdolaga, auf Latein aber nach dem Zeugniß des Aelius Nebrissensis in seinem Wörterbuch Portulaca) gesotten worden war, und fand mich dadurch sehr erleichtert. Diese Pflanze treibt an einem röthlichten Stengel Blätter von einem äußerst lebhaften Grün, die sich auf der Erde herumwinden, und mit Oel und Essig zubereitet mir immer einen trefflichen Salat abgaben.

Nichts fiel mir schwerer und unerträglicher als das Volk, das sich fast alle Nächte haufenweise zusammenrottete, mit einem jämmerlichen Geheul über die nahe Ankunft der mordsüchtigen Tobas jammerte, und mich gebieterisch zur Vertheidigung der Kolonie hinausrief, ungeachtet ich oft in der Fieberhitze meiner selbst nicht mächtig dahinlag. Weil ich mich nicht auf den Füßen erhalten konnte, setzte ich mich unter der Hausthüre nieder, stützte mich auf die Flinte, wie auf einen Stock, und hielt so eine Zeitlang Wache, damit ich den Muth der wehrlosen Schaaren, die auf eine Musquete mehr als auf hundert Lanzen vertrauen, aufrichtete. Ich lebte damals, aber beinahe ohne es zu wissen. Wenn die Hitze nachließ, kam ich wohl wieder zu Sinnen, aber von meinen Füßen konnte ich dennoch nicht recht Gebrauch machen. Ich ließ mich daher von andern unter die Arme nehmen und in die Gezelte der Kranken herumschleppen, damit kein Sterbender ohne die gehörigen Heilmittel der Religion diese Welt verließ. Da die Krankheit immer gefährlicher

und

und die Gefahr wegen der Feinde, wenigstens der allgemeinen Sage nach, immer dringender ward, erwartete ich täglich (ohne Priester, Arzt, Soldaten) das Ende meiner Tage; nur wußte ich nicht, ob ich durch die Waffen der Feinde, oder durch die Hartnäckigkeit des Fiebers (es hatte sieben und zwanzig Tage angehalten) sterben würde. Wenigstens war ich auf beide Todesarten gefaßt. Auch schien mir der Tod wünschenswerther als ein solches Leben; und ich erfuhr damals, was Ovid sagt: daß der Tod nicht so bitter als die Verzögerung desselben wäre. *) Ich gab dem Statthalter De Yegros von unserer bedrängnißvollen Lage in einem Briefe Nachricht; allein er antwortete mir, daß vor Ostern weder ein Priester noch ein Soldat zu mir kommen könnte. Der gute Mann wollte nämlich (ich vermuthe es so) keinen Spanier den geistlichen Schauspielen, worinn das Leiden des Erlösers vorgestellet wurde, und den Predigten entziehen; weil sich immer das gesammte Volk die drey letzten Tage der Charwoche bei den Buß- und Geißlungsprozessionen mit vielem Andachtseifer einzufinden pflegte. Indessen hätte der Statthalter unstreitig seine Klugheit und Frömmigkeit auf eine für ihn weit rühmlichere Weise an Tag geleget, wenn er, ohne auf alle diese Ceremonien zu achten, mir, der ich mit dem Tode rang, einen Priester, und der Kolonie, die sich in den dringendsten Umständen befand, Hilfstruppen gesandt hätte. Nachdem ich den Brief des Statthalters gelesen hatte, that ich auf alle menschliche Hilfe Verzicht, und setzte nun all mein Vertrauen auf den Beistand des

 Him=

---

*) Morsque minus pœnae, quam mora mortis habet.

Himmels. Ich habe denselben auch wirklich erfahren; als welchem ich meine Erhaltung und Wiederherstellung einzig und allein zuschreibe. Nach sieben und zwanzig Tagen ließ das alltägige Fieber nach und verwandelte sich in ein dreytägiges. Nun erhielt ich meine verlornen Kräfte wieder, aber so langsam, daß ich am Palmsonntage kümmerlich meßlesen konnte, indem ich wegen der äußersten Schwäche an Kopf und Füßen von Zeit zu Zeit eine Ohnmacht befürchten mußte.

Am achten Tage nach Ostern langte endlich unser P. Cosmas de la Cueva mit zwölf Soldaten aus der Hauptstadt Assumtion an. Er hatte den Auftrag, die Obsorge über die Kolonie auf sich zu nehmen, wenn er mich nicht mehr lebendig antreffen würde. Fände er mich noch krank, so sollte ich mich kuriren zu lassen, nach der Stadt schiffen, er aber indessen meine Stelle versehen. So sehr ich mich über seine Ankunft freuete, so froh war er, daß ich noch lebte; denn er fürchtete sich nicht wenig bei den Wilden bleiben zu müßen, an die er nicht gewöhnet war; weil er bisher immer Philosophie oder Theologie gelehret hatte. Die täglichen Gerüchte, daß die grausamen Tobas wider uns im Anzuge wären, der wiederholte Lärm der Kriegstrompeten, das plötzliche Zusammenlaufen der erschrockenen Weiber, die ungestimmen Flöhe und Schnackenschwärme, die elende Wohnung, und die brennende und der herumliegenden Pfützen wegen ungesunde Luft machten ihm seinen Aufenthalt bei uns unerträglich; wiewohl er frisches Brod, Wein und andere Liqueurs nicht nur zum Unterhalt sondern auch zur Erquickung des Körpers in Menge mit sich gebracht hatte. Selbst Wasser hatte er mit sich genommen, während daß ich das meinige bisher immer aus einem unsauberen Teiche schöpfen mußte. Es ist unglaublich, wie freygebig er mir alles aus

seinem

seinem eigenen Vorrath darbott, was zu meiner Genesung etwas beitrug und mich stärkte, um nur nicht, wenn ich meiner Wiederherstellung halber nach der Stadt reisete, allein hier zurückbleiben zu müßen. Allein so sehr ihm vor der elenden und unruhigen Kolonie grauete, so sehr eckelte mir vor der Stadt; weil ich an meine Indianer und das bei ihnen herrschende Ungemach schon lange gewohnt war. Ich ließ ihn daher wieder nach acht Tagen mit etlichen Soldaten nach Hause ziehen, und behielt mir blos etliche wenige zum Wachehalten zurück. Kaum war er in der Stadt wieder angelanget, als er in eine tödtliche Krankheit fiel, die er wiewohl er etliche Monate das Bett hüten mußte, dennoch, obschon mit genauer Noth, überstand. Wenn diesen Mann in das Bett zu werfen acht Tage hinreichten, ob ihm gleich nichts zu seiner Gemächlichkeit gebrach, so wird man sich nicht mehr wundern, daß ich nach zweyen in einer solchen Dürftigkeit und beständigen Unruhen zugebrachten Jahren mit dem Verlust meiner Gesundheit aus dieser Kolonie gezogen bin.

Endlich wurde dennoch von Zeit zu Zeit eine Rotte Soldaten nach der andern zu uns gesandt, den Abiponern Häuser aufzubauen; denn bisher hatten sie länger als ein Jahr unter ihren Binsendecken gewohnet, die ihnen sowohl zu Haus als auch auf der Reise zu Gezelten dienten. Diese Wohnhüten wurden nun so eilfertig und elend aufgeschlagen, daß sie weder lang währen konnten noch die Einwohner wider die üble Witterung verwahrten. Der Cacique Oahari verachtete die ganze Bauart, und setzte in das für ihn zurechtgemachte Haus nicht einen Fuß. Einmal stellte er im Beiseyn der Spanier sein Pferd hinein, damit es unter dem Dach im Schatten stünde. In den Feyertägen

pflegte ich immer unter der Messe eine Anrede an die Soldaten zu halten, mit dem Erfolge, daß mir die meisten eine allgemeine Beicht von ihrem ganzen bisher geführten Lebenswandel ablegten, und zwar mit desto mehr Zuversicht, weil ich Gesunden und Kranken alle Liebesdienste und Gefälligkeiten mit Freuden erwies. Außerdem trieb aber auch der gefährliche Standort, worauf wir uns befanden, und die Todesfurcht nicht weniger an, sich mit ihrem Gewissen durch eine reumüthige Beicht auszusöhnen; denn wir waren keinen Augenblick sicher, wann die Feinde kommen würden. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß Ychoalay den so vielmaligen Pferderaub zu rächen, und bald, daß die ergrimmten Tobas mit ihren wilden Bundesgenossen wider uns im Anzuge wären. Auch durften wir diese Gerüchte keineswegs als unbedeutend ansehen, weil sie durch sichtbare Spuren und oft durch die Fußstapfen der feindlichen Kundschafter bestättiget wurden. Damit also nicht unsere kleine Anzahl unvermuthet von unseren zahlreichen Feinden überfallen würde, brachten wir unter Tags viele Stunden und ganze Nächte unter den Waffen zu; während daß sich die Abiponer in Schlachtordnung stellten, denn es ist nicht immer richtig, was ein berühmter Schriftsteller sagt, daß sich unter öfteren Gefahren die Furcht vor denselben verliere. Die blutigen Niederlagen derer, die an keine Furcht gedacht hatten, haben uns behutsamer gemacht. Oft zog sich der herannahende Feind wieder zurück, weil er durch seine Kundschafter in Erfahrung brachte, daß er nicht unerwartet käme. Ohne Zweifel würde er mit dem uns zugedachten Streich nicht länger zurückgehalten haben, wenn er uns unvorbereitet oder schlafend angetroffen hätte.

Da sich zur Wiederherstellung der Ruhe und der Sicherheit schlechterdings keine Hoffnung zeigte, so wünschten sich die Spanier nichts so sehnlich als nur sobald möglich aus dem Flecken zu kommen. Alle, die von ihrem Befehlhaber in die Kolonie geschicket wurden, sahen sich wie Unglückliche an, die auf die Galeeren oder in die Bergwerke verurtheilet wären. Die Reicheren und Ansehnlicheren suchten durch Bestechungen, Vorschützung der Geschäfte, einer Krankheit, und andere erdichtete Entschuldigungen diese Reise zu uns von sich abzulehnen. Daher langten nur die elendesten, die nur dem Namen nach Spanier und uns mehr zur Last als zum Nutzen waren, in der Kolonie an. Solche Leute waren die, welche in den ersten Zeiten der Kolonie alle Monate aus der Stadt auf einem elenden Fahrzeuge zu uns herab schiffen mußten, theils um uns einige Bedürfnisse mitzubringen und theils um zu sehen, ob ich noch am Leben wäre. Oft kamen sie aus Furcht vor den Wilden gar nicht in die Kolonie, und oft brachten sie mir alles vom Wasser verdorben, so daß ich keinen Gebrauch mehr davon machen konnte. Daher rührte nicht selten unsere Dürftigkeit. Ich läugne darum nicht, daß viele Spanier mit reichlichem Gewinne aus unserer Kolonie abgezogen sind. Sie wußten nämlich den Abiponern vor ihre Klappern, Trödelwaaren und allerlei Kleinigkeiten die schönsten Pferde, Hirsch- und Tiegerhäute, Wachs und Farben abzuschwätzen. Ein ihriger Befehlshaber gieng eines Tags die Gezelte der Indianer ab, bott ihnen Glaskugeln an, und brachte dadurch bei zwanzig Pfund rother Farbe (wir heißen sie Cochinilla, die Spanier Grana, die Abiponer Cachil) zusammen. Auch mangelte es nie an Soldaten, die sich kein Gewissen daraus machten, aus fremden Meyereyen zusammgeraubte Pferde den Abiponern heimlich ab-

abzukaufen. Ob ich nun gleich diesen Unfug nicht hindern konnte, so mißbilligte ich dennoch denselben laut; weil die Habsucht und Menge solcher Käufer die Indianer zu neuen Räubereyen anzuspornen schien. Ich sagte es ihnen öffentlich, daß der Kauf gestohlener Sachen dem göttlichen Gesetz zuwider laufe; allein ich wusch an einem Mohren. Die ihre Hände immer gierig nach allem Gewinne ausstrecken, verschließen gemeiniglich ihr Herz der Stimme des Gewissens. Zudem verhalten sich die Indianer in Paraquay, weil sie ihrem Hange nach Neuigkeiten nicht widerstehen können, im Kaufe und Verkaufe wie Kinder, und geben oft Kostbarkeiten für Trödelkramm hin. Ein deutsches Sprichwort sagt; Kinder und Narren vertauschen ein Pferd um eine Pfeiffe. Dieses gilt hauptsächlich von den Indianern, als bei welchen es oft im buchstäblichen Verstande wahr wird. Um andere dergleichen Aneckdoten zu übergehen, so verkaufte ein Abiponer, der bereits über seine Jünglingsjahre hinaus war, einem Spanier ein prächtiges, zugerittenes Maulthier, das in Europa wenigstens hundert Gulden gegolten hätte, um eine Pfeiffe, die dieser selbst aus dem nächsten beßten Rohr äußerst ungeschickt geschnitzet hatte. Der Spanier freuete sich über sein vortreffliches Maulthier; der Abiponer aber noch mehr über seine Pfeiffe, mit der er mir unausgesetzt beide Ohren vollblies. Allein wir wollen zu etwas Wichtigerem übergehen.

---

Deey

# Drey und vierzigstes Hauptstück.

## Sechshundert Wilde greifen uns den 2. August an.

Auf viele Donnerschläge folget endlich der Blitzstrahl. Immer drohend, immer der unter ihnen angerichteten Niederlage eingedenk, nahmen die Tobas ihre Maßregeln so fein, daß ihnen ihr Vorhaben fast unmöglich fehlschlagen konnte. In der Absicht die Kolonie gänzlich zu zerstören machten sie mit den Mokobiern, mit denen sie stets in einem guten Vernehmen standen, und den Oaekakalot, die sonst auch Lenguas oder Quaykurùs genennet werden, einen Bund. Wir bekamen sichere Nachricht, daß sich sechshundert Wilde zu einer Unternehmung wider uns rüsteten. Wir schrieben also nach der Stadt um Hilfstruppen, die uns auch versprochen, aber nie geschickt wurden. Hieraus mag man abnehmen, wie wenig sich der Statthalter um unser Leben und die Erhaltung der Kolonie bekümmerte. So wie sich der Schrecken wegen der augenscheinlichen Gefahr vergrößerte, so verminderte sich die Zahl der Einwohner, als welche sich aus Furcht in ihre bekannten Schlufwinkel in den Wäldern flüchteten; wiewohl von Zeit zu Zeit wieder einige zurückkehrten, theils aus Hunger und theils aus Neugierde zu wissen, wie es mit uns stehe. Ich brachte viele

Täge mit vier quaranischen Familien, die ich in meinem Hause unterhielt, und mit etlichen Abiponern, die weder mehr reisen, noch Waffen tragen konnten, allein zu. Wie sehr mich in dieser gefährlichen Einsamkeit in dieser täglichen Erwartung eines feindlichen Uiberfalls die Nothwendigkeit ohne Unterlaß zu wachen und von allem Kundschaft einzuziehen erschöpfet hatte, und wie mir in dieser zweydeutigen Lage zu Muth war, könnten sich meine Leser selbst vorstellen.

Nachdem ich lange schon alle Hoffnung von den Spaniern unterstützt zu werden völlig aufgegeben hatte, kamen dennoch vier Soldaten, leibhafte Todtengerippe, aus dem Dorf Capiiata angekrochen. Auf den ersten Anblick dieser bemitleidenswerthen Krieger hätte jedermann geschworen, daß sie zu sterben und nicht Feinde zu tödten zu uns gekommen wären. Sie gestanden selbst, daß sie durch den Befehl ihres unerbittlichen Wachtmeisters aus dem Krankenbette aufzustehen wären genöthiget worden. Der Kapitän dieser erbärmlichen drey Leute, Lorenz Vernal litt an der Gliedersucht, und war in allen seinen Gelenken dermassen steif, daß er die Hand kümmerlich zum Mund bringen konnte. Auf einer Bank hingestreckt brachte er Tag und Nacht zu. Der zweyte konnte wegen seiner Beulen, womit er an seinem Unterleib behaftet war, kaum auftretten. Der dritte hatte die Lungensucht, und der vierte ward von der schwarzen Galle, und ich weiß nicht von was für Furien noch gequälet; denn in seinem Innern giengs nie ruhig zu. Auf dieses sein Anstiften und auf die Nachricht, daß der Feind so nahe wäre, wollten die andern drey gleich nach der ersten Nacht, die sie bei uns zugebracht hatten, die Flucht ergreifen; allein der Kapitän vermochten sie durch sein Bitten wieder zurückzukehren. Sobald ich sie sah, war ich sogleich überzeugt, daß nicht ein

einziger von ihnen weder der Gebnrt noch dem Muth nach ein Spanier wäre. Ihre Farbe und Körperbildung verriethen eine amerikanische oder afrikanische Abkunft. Wäre aber jemand darauf bestanden, daß sie von Spaniern herstammten, so würde er mich doch nie beredet haben, daß ich sie für Abkömmlinge der Numantiner oder Saguntiner gehalten hätte. Ihre Thaten überzeugten mich vom Gegentheil. Solche Hilfstruppen schickte uns der Statthalter zur Vertheidigung unserer Kolonie wider die Uibermacht der Wilden.

Etliche Tage nach ihrer Ankunft traff ein Abiponer, der lange Zeit unter den Mokobiern gewohnet hatte, bei eitler Nacht und im vollem Carriere bei uns ein und meldete heimlich dem Caciquen Oahari: daß die Tobas in Gesellschaft mit den Mokobiern und Lenguas schon aufgebrochen wären, und nächstens uns angreifen würden. Hierauf kehrte er noch vor Tags zu den Seinigen zurück. Nachdem der Cacique seine und des Feindes Macht gegen einander abgewogen hatte, und einerseits die Uibermacht der Tobas, und auf der andern Seite sich von den Spaniern verlassen sah; suchte er sein Heil sogleich in der Flucht. Um aber die Schande des Entfliehens von sich abzulehnen, gab er vor, er gehe auf einige Tage auf die Jagd, so sehr ich mich auch dagegen setzte. Da die meisten Einwohner Sicherheits halber mit ihm zogen, so blieben nur wenige Weiber samt ihren Kindern, die der Feind ohne Widerstand hätte erschlagen können, und vier streitbare Männer bei mir in der Kolonie zurück. In diesen verzweifelten Umständen würde jeder andere an meiner Stelle schnell in einen Kahn gestiegen seyn, und sich über den Fluß in einen sicheren Ort geflüchtet haben. Und wer hätte dieß dem Fliehenden verargen

dürfen?

dürfen? Die spanischen Statthalter sind durch königliche Befehle verbunden, das Leben der Missionäre zu schützen. Nämlich Karl der II. hatte auf die Nachricht, daß zween Missionäre der Gesellschaft Jesu von den Wilden elendiglich erschlagen worden wären, ein weitläuftiges Schreiben in Paraquay erlassen, worinn er unter anderen befahl, daß man in jede neue indianische Kolonie fünf und zwanzig spanische Soldaten, rechtschaffene und herzhafte Leute, die sich die Missionarien selbst auswählen dürften, zur Sicherheit des Pflanzortes sowohl als der Väter verlegen sollte. Ich habe das königliche Schreiben, welches verschiedene Schriftsteller in ihre Werke eingeschaltet haben, vielmal gelesen, aber zu meinen Zeiten nur äußerst selten beobachten gesehen. Da sich also die königlichen Statthalter über die königlichen Befehle so oft hinwegsetzen, so ist es kein Wunder, daß so viele Jesuiten in den verschiedenen paraquayischen Kolonien durch die Treulosigkeit oder Grausamkeit der Wilden ihr Leben eingebüßet haben. Die Missionäre sind durch kein Gesetz gehalten in der Kolonie Schildwache zu stehen, und Besatzungsdienste zu thun, außer durch das allgemeine Gesetz der Natur, vermög dessen jeder sein Leben zu vertheidigen schuldig ist. Ich wußte wohl, daß mir in dieser äußersten Gefahr die Flucht weder unerlaubt noch unrühmlich wäre. Dennoch nahm ich mir, bewaffnet mit der unbeugsamsten Entschlossenheit wider alle mögliche Fälle, fest vor, mich in dem mir anvertrauten Posten bis auf den letzten Tropfen Blut zu wehren, damit mir nicht die Spanier Furchtsamkeit Schuld gäben, und an mir die Herzhaftigkeit der Deutschen vermißten.

Ich war überzeugt, daß uns blos unser immerwährendes Wachehalten retten könnte, besonders nachdem

uns

uns der in der Nähe aufsteigende Rauch, die von unserer Warte aus von weitem entdeckten feindlichen Kundschafter, und andere Anzeigen die Nähe des Feindes nicht undeutlich verkündigten. Den Tag vor dem Gefechte kehrten noch zu rechter Zeit nämlich gegen den Abend acht unsrige Abiponer, alle von bewährter Tapferkeit zu uns zurück, um morgen sogleich an dem Kampfe Theil zu nehmen. Ich zählte also in meiner Kolonie nicht mehr als zwölf streitbare Abiponer, die aber an Herzhaftigkeit eine größere Anzahl aufwogen. Ich brachte diese Nacht wie viele andere wachend zu, und spatzierte eine Zeitlang in dem Hofe des Hauses herum, bis ich mich endlich gegen zwey Uhr, theils weil ich dem Schlafe nicht mehr widerstehen konnte, und des heftigen Frostes wegen (es fiel eben ein Reif) niederlegte. Zuerst aber batt ich den Kapitän, daß er den sorgfältigsten von seinen Leuten statt meiner Wache halten ließe. Der gute Mann hieß mich ruhig seyn, und schwor, daß er aus Furcht vor dem Angriff schon viele Nächte nicht schlaffen könnte. Er stellte auch in den Hof eine Wache hinaus, die sich aber, um dem strengen Reif nicht bloßgesetzet zu seyn, in einem Winkel des Hauses verbarg, und sitzend von dem Schlafe überfallen wurde. Während also, daß dieser von ganzer Seele schnarchte, und alle, so viel ihrer in der Kolonie waren, wie Ratten schliefen, kamen mehr als sechshundert Wilde gegen vier Uhr bei vollem Mondesschein in äußerster Stille (denn auch die Hunde, die sonst jede Mücke anzubellen pflegen, verstummten dießmal) leise herangeritten.

Auf den ersten Anfall trieben die Wilden sechzig Pflugochsen, die neben meinem Hause in einem Gehege eingesperret waren, ohne daß ihnen jemand Widerstand that, weg. Ein Theil derselben besetzte rechts

und links die Häuser der Abiponer, damit sie genöthiget wären, ihre eigenen Habschaften zu vertheidigen, und folglich mir nicht Beistand leisten könnten. Die übrigen Wilden stiegen bei dem Eingange in das nahe Gehölze von ihren Pferden ab, umgaben von dreyen Seiten die Verzäunung meines Hauses und bedeckten den Hof mit einem Hagel von Pfeilen. Das Geheul der meinen Pallisaden zulaufenden Weiber weckte endlich die Soldaten auf, welche anstatt die kleine Kanone und alle ihre Flinten wider die einbrechenden Wilden abzufeuern, wie sie hätten thun sollen, sich thörichter Weise mit Zusammpackung ihrer unbedeutenden Habseligkeiten in der Hütte aufhielten. Erst nachdem sie diesen Trödelkramm in Sicherheit gebracht hatten, kam der Kapitän endlich langsam zu mir hinzugekrochen, mich aufzuwecken, und sagte mir ganz gelassen nach vielem Wortgepränge, als wenn er mir ein Neujahrskompliment hätte abstatten wollten, daß wir nun vom Feinde umringet wären. Es ist unglaublich, wie sehr mir der so kurze so nöthige Schlaf gereuet hat, nachdem ich so viele Nächte durchgewachet habe, um nicht vom Feinde überfallen zu werden. Sobald der Kapitän merkte, daß ich mit meinem Gewehre aus dem Zimmer getretten war, feuerte er seine Flinte ab, welche dann entsetzlich knalte, aber den Feinden nicht ein Haar krümmte: denn er stand an einem Ort, wo er, weil das Haus zwischen ihm und den Tobas stand, keinen von diesen sehen, noch von ihnen gesehen werden konnte. Da ich noch seine Flinte rauchen und gegen den Mond, der senkrecht über unserem Hause stand, gerichtet sah, so sagte ich zu ihm: Lieber Mann! was hat ihnen dann der Mond zu Leide gethan! Warum zielen sie denn auf ihn. Allein er war vor Freuden und dem Kitzel des eingebildeten Ruhms ganz außer sich, daß seine Flinte so schnell Feuer fieng, was sie sonst niemals

mals that, und so jämmerlich knallte. Geh! Kamerad, sagte er jauchzend zu dem neben ihm stehenden Soldaten, itzt drücke auch du deine Flinte los. Allein dieser lange aber hager und geschmeidig gebaute Mann zitterte an allen Gliedern, und kroch mehr wie ein Fieberhafter, als Ungehorsamer in einen Winkel des Hauses. Er war zu entschuldigen. Bei einer so großen Menge Feinde und einer so schwachen Anzahl der Vertheidiger wer sollte nicht zagen? In der That hätten die Wilden sich ihrer Macht, ihrer Vortheile und des gegenwärtigen Zeitpunktes recht zu bedienen gewußt, so wäre es um uns geschehen gewesen.

Ich stelle nicht in Abrede, daß ich über die mehr plötzliche als unvermuthete Ankunft der Feinde nicht wenig betroffen war. Allein die Größe der so augenscheinlichen Gefahr flößte mir eine solche Unerschrockenheit ein, daß ich nun über mich selbst erstaune. Gleichwie man in hartnäckigen Krankheiten auch oft zu verwegenen Mitteln schreiten muß; so unternahm ich auch das Aeußerste, als ich fast keine Hoffnung mehr vor mir sah, die gänzliche Niederlage von uns abwenden zu können. Das Leben der Abiponer zu erhalten, gieng ich eben so vielen Todeswerkzeuchen als feindlichen Waffen entgegen. Denn ich lief allein auf die Schaaren der Wilden mit auf sie zugekehrter Flinte hin. Ich mußte über lauter Pfeile gehen, die unter meinen Füßen knasterten. Außerdem wußte ich auch aus einer vieljährigen Erfahrung, daß sich eine Menge Indianer vor einer einzigen Flinte fürchten, und daß sie daher so fürchterlich eben nicht sind. Die Wilden blieben drey Mann hoch um die Verzäunung herum (La palisada oder Estacada nennen sie die Spanier) wie Fliegen kleben. Wider unsere Flintenschüße waren sie durch die dicken und hohen Pallisaden verwahret, durch deren Zwischenräume sie zwar auf

uns

uns Pfeile abdrücken, aber von uns mit Kugeln kaum getroffen werden konnten. Deßwegen glaubte ich meine Flinte nicht so unnütz abfeuern zu müßen; denn wenn auf den Knall des Schießpulvers keiner fällt, so setzen sie die Furcht bei Seite, und steigen kühn über die Verzäunung. Daher gieng ich gerades Wegs den Pallisaden zu, um daselbst mit meiner Flinte, an der ein Bajonet gepflanzt war, und mit meinen vier Pistolen desto sicherer auf die Wilden zielen zu können. Leider! machte mir ein Unfall meine beßten Entwürfe zu Wasser: denn nachdem ich kaum mehr zehn Schritte von den Pallisaden weg und bereits im Begriffe zu schießen war, wurde ich durch einen Pfeil verwundet. Dieser war anderthalb Ellen lang, aus dem härtesten Holze und mit fünf Wiederhacken versehen. Er fuhr durch meinen rechten Arm neben der Schulter, durchbohrte das Mäuschen, welches den Mittelfinger in Bewegung setzt, und blieb fest in meiner Seite stecken. Nach empfangener Wunde nahm ich die Flinte in meine linke Hand und begab mich unter die Mauern in das Haus, um mir de Pfeil von dem darinn verborgenen Kapitän ausziehen zu lassen. In dieser Absicht mußte derselbe lange herumgetrieben werden, auf die Art, wie man die Chokolade absprühet, damit das Fleisch desto mehr zerrissen wurde und also die Hacken desto leichter herausgehen konnten. Was das für eine Marter ist, kann sich niemand vorstellen, der sich nicht in dem nämlichen Fall befunden hat.

Sobald man mir den Pfeil herausgezogen hatte, kehrte ich mit meinem blutigen und zu allem völlig unbrauchbaren Arme an den nämlichen Standort zurück, wo ich verwundet worden war, um die Wilden von den Pallisaden wegzutreiben; denn zu Pistolenschüßen erkleckte mein linker Arm. Allein wie erstaunte, wie frohlockte

lockte ich, als ich alle Feinde von den Pallisaden schon weit weg sah. Diese amerikanischen Helden erschracken dergestalt über den ersten Anblick der Flinte, als ich zu ihnen auf zehn Schritte in die Nähe kam, daß sie, ohne meine Rückkehre abzuwarten, sogleich das Fersengeld gaben. Die übrigen Wilden, die der Abiponer Häuser angegriffen hatten, waren gleichfalls nach einem hartnäckigen und blutigen Gefechte von wenigen Abiponern zurückgetrieben worden. Einer von diesen, der Bruder des berüchtigten Oaherkaikin, einer der streitbarsten Indianer wurde in dem Hinterbacken mit einem Pfeil verwundet. Von den Feinden hatten mehrere dieses Schicksal. Nachdem die Abiponer ihre Wohnungen freygemacht hatten, eilten sie mir Beistand zu leisten, so gut es nämlich in ihrer Macht stand. Als mich einer von ihnen im Blute schwimmen sah, sagte er: Mein Pater! diese deine Wunde werden wir nicht unvergolten lassen. Hekaàm Lahè. Ein anderer schoß, als er die Feinde fliehen, und ihre Pferde besteigen sah, aus dem Hofe meines Hauses einen Pfeil nach ihnen ab, mit solchem Erfolge, daß er denselben tief in die Brust eines Toba senkte. Der Unglückliche warf sogleich Bogen und Köcher weg, und ward von einem andern rücklings auf sein Pferd gezogen.

Da es den Wilden mit einem Gefechte zu Fuß nicht gelingen wollte, so besetzten sie nun alle zu Pferde, in ordentlichen Reihen und Gliedern den zwischen der Verzäunung und den Häusern der Indianer gelegenen Weg. Ihnen das weitere Vorrücken zu verwehren, brach ich mit dem nämlichen Abiponer, der den Toba verwundet hatte, und nun die Kanone mit der Hand nach sich zog, auf den freyen Platz hervor. Man er-

 warte

warte hier keine Strömme von Feindesblut, keine Haufen übereinander gethürmter Leichen. Ein Blutbad anzurichten, war meine Absicht nicht. Ich wollte blos die gefährlichen Ankömmlinge zurücktreiben, und verhindern, daß wir nicht sämmtlich von den Husen ihrer Pferde zertretten würden. Man höre und lache, wenn man weiß, was ein einziger in Paraquay wider sechs hundert Reiter vermag. Sobald der Abiponer die kleine Kanone abgefeuert hatte, flohen alle entweder über den Schwefeldampf betroffen oder von den Kartätschenkugeln gestreiset, mit einem jämmerlichen Gekirre, in äußerster Unordnung hastig davon, ohne wie sonst die Pferde umzuschwenken, sondern indem sie den Zügel mit Gewalt an sich zogen, und dadurch jene zurückzerrten. Bei dem nahen Gehölze machten sie Halt, weil sie sich daselbst sicher glaubten, und stellten sich wieder in Schlachtordnung, in der Absicht, mich zum Nachsetzen hinzulocken, während daß mich vierzig von ihrer Parthey, die sich an dem abhängigen Ufer des nächsten Sees verborgen hielten, umringen und überwältigen würden. Da mir aber einer meiner Kundschafter aus dem Hofe meines Hauses zurief, und mich wegen des Hinterhaltes warnete, so blieb ich mit meinem getreuen Abiponer und der neuerdings geladenen Kanone auf der nahen Anhöhe stehen, als von welcher ich sowohl die Bewegungen der Feinde beobachten, als auch die Kapelle und übrigen Häuser vertheidigen konnte, durch deren Umfang ich hinwiederum wider jeden Uiberfall der Reiter bedecket war.

Ganz ertattert über den Donnerknall meines Feuergeschützes, getraueten sich die Wilden nicht mehr ihren Angriff in Angesicht desselben zu wiederholen. Damit es aber dennoch nicht das Ansehen gewänne, als

als müßten sie unverrichteter Dinge und mit leeren Händen wieder abziehen, nahmen sie eine Räuberey vor, da sie nirgends Gelegenheit fanden, ihre Mordsucht zu befriedigen. Dreyhundert von ihnen giengen daher ab, die Pferde der Abiponer, die auf dem entfernten Ufer des Paraquay weideten, zusammenzutreiben; indessen die anderen bei uns zurückblieben um, uns im Athem zu erhalten. Sie bildeten einen Halbzirkel, und hielten in dieser Stellung zu Pferde unsere Kolonie von weitem wie bloquirt; blieben aber ruhig und still, und wandten ihre Augen von meiner Kanone nicht ab. Da die feindlichen Schaaren aus dreyerlei Nationen bestanden, so unterschieden sie sich durch Federn von allerlei Farben, die ihnen von der Lanze herabhiengen. Meine wenigen Abiponer hielten fleißig Wache, immer fertig zum Widerstand, wenn der Feind einen Angriff versuchen sollte. Ich wich von meinem überaus vortheilhaften Posten so wenig als die Wilden von dem Ihrigen. Die wechselseitige Furcht veranlaßte zwischen uns beiden eine Art von Waffenstillstand und Ruhe auf einige Stunden; indem sie sich nämlich vor unserer Kanone und wir uns vor ihrer Uibermacht scheueten. Die Abiponerinnen, die in dem Hofe unseres Hauses unter tausend Seufzern den Ausgang dieses Auftrittes abwarteten, schrieen mir vielmals zu, daß ich mein Geschoß abfeuern möchte; allein sie wußten nicht, daß ich mit Pulver so schlecht versehen wäre, daß ich damit die Feinde nicht erschrecken, sondern dasselbe aufsparen mußte, um, im Falle die Feinde wieder anprellten, sie zurücktreiben zu können. Um zwey Uhr Nachmittag kehrten die Räuber wieder zurück, und brachten wie im Triumphe wenigstens zweytausend Pferde mit, die sie uns weggetrieben hatten. Sie zogen im Angesichte der Kolonie, aber außer einer Schußweite mit

ihrer Beute, als wenn sie uns selbe weisen wollten, vorüber. So sehr auch der Verlust der Pferde meine Abiponer schmerzte, so setzten sie sich doch auf ihre Hausdächer, und spotteten den Räubern mit Trommeln und Jauchzen Hohn nach, weil sie, die bei ihrem Anzuge allen menschlichen Geschöpfen den Tod droheten, sich nun bei ihrem Rückzuge mit dem Pferderaub zufrieden geben mußten. Die anderen Wilden, die uns bisher bloquirt hielten, zogen nun auch ihren Brüdern nach. Auch war ihr Abzug nichts weniger als unordentlich. Auf Veranstaltung ihrer Caciquen machten zweyhundert den Vortrab, und andere zweyhundert den Nachtrab. Die übrigen bedeckten die beiden Flügel. Wo sie auf dem Weg dürres Gras fanden, zündeten sie es nach ihrer Gewohnheit an, um uns durch den davon aufsteigenden Rauch ihren Sieg und den Ihrigen ihre Rückkehre, von weitem zu verkündigen. Bei dem nächsten See, das ist etliche Meilen von der Kolonie, ließen sie sich nieder, um sich von unseren Ochsen einen herrlichen Schmaus zu bereiten, wie wir den anderen Tag aus den zurückgelassenen Knochen derselben sahen.

Auch nachdem sich die Feinde weit von unseren Augen entfernet hatten, konnte ich doch noch keineswegs zur Ruhe kommen; wiewohl ich von vier Uhr Morgens bis zwey Uhr Nachmittags nicht nur die Hände voll zu thun hatte, sondern auch vom Laufen, Rekognosciren, Anstalten machen, und von dem häufig vergossenen Blute äußerst entkräftet war. Ich legte daher meine Waffen nur ein wenig auf die Seite, um Arzneyen zu Handen zu nehmen; denn ich war im Fall der Noth Soldat und Wundarzt, kurz alles, was

man

man wollte. Dem Abiponer, der, wie ich oben gesagt habe, mit einem Pfeil verwundet worden war, blieb, als man ihm diesen herauszog, ein Stück von der zersplitterten Spitze im Fleische tief stecken. Sogleich rief mich sein heulendes Weib ihm zu Hilfe, damit ich ihm etwas auflegte. Erst nachdem ich ihm diesen Liebesdienst gethan hatte, fieng ich an auf mich selbst zu denken. Meine Wunde, die mir vor zehn Stunden versetzet worden war, wusch ich mit warmem Wein, und verband sie hernach. Wie sehr mir der Frost geschadet, und wie viel ich Blut verloren hatte, ist leicht zu erachten. Meine Hand schwitzte unaufhörlich, woraus ich schloß, daß die hölzernen Pfeile immer etwas Vergiftetes an sich haben müßen. Ohne Unterlaß wurde ich von dem brennendsten Durst gequälet, welcher die Folge meines Blutverlustes war, und fast nicht gestillet werden konnte, so viel Wasser ich auch trank. Ich erinnere mich auch nicht eine Brosaame den ganzen Tag über mein Herz gebracht zu haben. Stündlich ward der Schmerz meiner Wunde heftiger; bei der Nacht aber ganz unerträglich, weil ich in dem Bette nirgends eine bequeme Lage für meinen Arm fand, um schlafen zu können. Ein Küßen, daß man demselben unterlegte, verschafte mir einige Erleichterung. Das Mäuslein, oder vielleicht besser die Spannader des Mäusleins, die den Mittelfinger beweget, war von dem Pfeile verletzet worden, und schwoll daher wie ein Strick von oben bis zu unterst auf. Das war auch eigentlich der Sitz meines Schmerzens. Meine Wunde beschmierte ich täglich Abends mit Hünerfette (Axungia heißt selbe in der Sprache der Apothecker) die ich immer in einer Muschel an dem Kerzenlicht schmelzte, und heilte es dadurch ohne alle andere Arzney und ohne Zuthun eines Arztes glücklich in sechzehn Tagen. An dem von dem Pfeil verletzten Mäuslein verlor sich zwar die Geschwulst, aber ich konnte dennoch den Finger, der da-

durch beweget wird und bisher schon in das fünfte Monat immer abwärts gekrümmet war, nie aufrichten. Aber auch das heilte durch die Kraft eines Balsames, den mir unser Norbert Zulack, ein berühmter Apotheker, in dem Flecken zu den h. h. Aposteln gab. Die Narbe trage ich noch zum Beweis meiner schweren Wunde, und als ein Denkmal meiner Vertheidigung der Kolonie und meiner Todesverachtung, so daß ich mein so theueres Paraquay niemals vergessen kann.

---

# Vier und vierzigstes Hauptstück.

## Zusätze zu dem vorigen. Streitfrage über die Ankunft des h. Thomas in Amerika.

Meine Leser werden sich ohne Zweifel beschweren, daß ich Froschkriege und weitläuftige Geschichten über Kleinigkeiten schreibe. Ich gestehe willig, daß alle bisher erzählten Auftritte blos Spielwerke sind, wenn man sie mit den großen Kriegen der Europäer vergleicht. Dennoch wird niemand läugnen, daß meine Abiponer Dinge gethan haben, die nicht nur alle Erwartung sondern auch allen Glauben übersteigen. Zwölf von ihnen hielten einige Stunden lang nicht blos den Angriff von sechshundert Wilden aus, sondern schlugen auch selbe zurück. Soll dieses nicht für einen herrlichen Sieg gelten, wenn zwölf von sechshundert nicht in die Pfanne gehauen worden? Jeder Vertheidiger hatte mit fünfzig racheschnaubenden Angreiffern zu kämpfen. Ich erstaunte über ihren nachdrücklichen Widerstand, den sie den Feinden thaten, über ihre Hurtigkeit und Verschmitztheit im Ausweichen und ihre Geschicklichkeit im Pfeilschießen: denn außer dem einzigen, dessen ich oben erwähnet habe, wurde niemand verwundet. Ein zwölfjähriger Knab ward durch das Getöse der Streitenden und das Wiehern der Pferde vom Schlafe aufgeweckt, und da er aus seinem Gezelte von ungefehr heraussah, unter dem Wa-

den von einem Pfeile leicht gestreifet. Daß von den Feinden Mehrere Wunden davon getragen haben, bewiesen die vielen Reiter, welche wir paarweise auf einem Pferde davon reiten sahen: denn wie ich an einem andern Orte gesagt habe, so beobachten diesen Gebrauch blos Verwundete. Den andern Tag fanden wir auf dem nahen Felde Panzer von den zähesten Elendthierhäuten, die mit Blut überronnen, und durchboret waren. Die Verwundeten hatten selbe nämlich zur Verminderung ihrer Schmerzen von sich geworfen. Bewundert zu werden verdient, daß mein Abiponer dem nämlichen Toba, von dem ich verwundet worden war, einen hackichten Pfeil zur Wiedervergeltung in die Brust gejagt hatte. Denn alle Abiponer und Spanier hielten einstimmig dafür, daß der Pfeil, der mich traff, und die Pfeile, die der Verwundete weggeworfen, und einer von uns nachher aufgesammelt hatte, von dem nämlichen Rohr, und ebenderselben Gestalt und Größe, folglich von dem nämlichen Wilden waren. Die vollkommene Gleichheit der Farbe der Federn, die an dem Pfeile stacken, ließen uns nicht mehr darüber zweifeln. So sehr meine Abiponer frohlockten, daß sie meine Wunde gerächet hatten, so sehr dauerte mich der unglückliche Wilde, der vielleicht auf dem Rückwege umgekommen war; denn der Pfeil gieng ihm mitten durch die Brust. Unsere Heerde Schaafe, die wegzuführen die Feinde allerlei Versuche gemacht hatten, erhielt und vertheidigte uns ein abiponischer Knabe, der auf einem sicheren Posten stand, durch sein unabläßiges Pfeilschießen. Und wie gern möchte ich den vier angeblichen Besatzungssoldaten und Spaniern das Lob sprechen! Allein ich kann an ihnen weder eine Spur von Herzhaftigkeit noch von Geschicklichkeit finden, außer daß der eine seine Musquete gegen den Mond abgefeuert, und der andere unter den Abiponern, die auf dem Platze fochten, seine Flinte zu laden nicht gewußt

hat:

hat: denn anfänglich steckte er die Kugel in den Lauf, hernach stieß er erst das Pulver hinein, also zwar, daß sein Gewehr wegen des Hindernisses, das er vor das Zündloch hingelegt hatte, nicht losgehen konnte. Andere Ungeschicklichkeiten in Behandlung ihres Gewehres, die ich an ihnen beobachtet hatte, will und muß ich mit Stillschweigen übergehen. Solche Taugenichts schickten uns die Befehlshaber meistens zur Vertheidigung neuer Kolonien; die Herzhafteren und Geschickteren hingegen, kurz die Spanier ließen sie immer bei ihrer Wirthschaft zu Hause.

Noch den nämlichen Tag, den mir dieser Angriff der Tobas so merkwürdig gemacht hat, ließen sich, da wir schon alle Gefahr überstanden zu haben glaubten, gegen Abend zehn Wilde zu Pferde sehen, indem sie aus dem nahen Walde hervorbrachen; aber bald wieder dahin zurückkehrten. Weil wir alle sie für Kundschafter hielten, so brachten sie uns auf den Argwohn, daß der Rückzug der Feinde blos verstellt war, und daß sie in einem Hinterhalt auf uns lauerten, und des Nachts uns unvermuthet zu überfallen dächten. Das ungewöhnliche und unaufhörliche Bellen der Hunde die ganze Nacht hindurch hatte uns in diesem Gedanken noch mehr bestärket. Um auf den Grund oder Ungrund desselben desto sicherer zu kommen, rekognoscirte ich um zehn Uhr in der Nacht die ganze Gegend, den Wald, das Feld und die Gestade des nahen Sees. Vier Spanier begleiteten mich von Hinten. Ich wollte bereits auf einen, auf den ich von ungefehr stieß, und den ich wegen des nächtlichen Dunkels nicht erkennen konnte, folglich für einen Feind hielt, meine Pistole abfeuern; zum Glücke antwortete er mir hurtig, da ich ihn dann für einen unsrigen Abiponer erkannte. Denn auf meine Frage: Miekakami? **Wer bist du?** gab er augen-

lich zur Antwort: Aym, ich. Er war in gleicher Absicht ausgegangen, nämlich die Gegend um die Kolonie herum zu besichtigen. Nachdem ich alles in Augenschein genommen hatte, ward ich ruhiger und schrieb wiewohl mit äußerster Mühe meines verwundeten Armes wegen einen Brief, den die Abiponer des anderen Tags nach Assumtion brachten, an den Statthalter, um ihm von dem Hergange des ganzen Auftrittes Nachricht zu geben. Außerdem schickte ich ihm auch meinen Pfeil, dieses Denkzeichen des geistlichen Gehorsames, der mich in diese gefährliche Kolonie verwies, in dem blutstarren Aermel meines Hemds eingewickelt, in einem ledernen Futterall, nach Art der europäischen Generale, welche die vom Feind eroberten Fahnen durch die Siegesbothen vom Lager nach Hof zu senden pflegen; wenn man anders Kleinigkeiten mit grossen Dingen vergleichen darf. Der in meinem Blut gefärbte Pfeil und Aermel zogen in der Hauptstadt Aller Augen auf sich: und wurden daselbst als rühmliche Denkmaale sorgfältig aufbewahret. Die Spanier schlossen theils aus Erzählungen meiner Abiponer und theils aus der Größe des Pfeiles mit Widerhacken auf die Größe der Wunde, und folglich auf die Größe der Gefahr, worinn ich schwebte. Da nun die Sage in der Verbreitung wie gewöhnlich immer zunahm, so betrauerten mich viele aus meiner Gesellschaft als todt, indem ihrer Meinung nach der Brand zur Wunde und Verletzung des Mäusleins gekommen seyn soll. Einige lasen bereits Messen für meine abgeschiedene Seele. Andere nannten mich, als sie mich noch am Leben wußten, laut **einen Beichtiger**; weil die Taufe, die ich dem an den Blattern gestorbenen Caciquen der Tobas, Keebetavalkin, wie ich schon anders wo schrieb, ertheilt habe, der erste Anlaß zu dieser Wunde war. Für die Sache Gottes auch nur ein wenig Blut vergossen zu haben, sah ich für eben so rühmlich an, als ich

darob

darob Freude fühlte; ja ich wünschte oft mit den Aposteln den Martyrertod sterben zu können. Vielmals empfand ich Reue und Schaam, daß ich nicht unter den apostolischen Männern in Paraquay begraben worden war, die durch ihre Mühe, Schweiß und Blut Millionen Indianern die ewige Seligkeit errungen haben.

Beträchtliche Zusätze erhielt das Gerücht von dem Angriff der Wilden und der Vertheidigung der Kolonie in der Hauptstadt, sobald als die vier Soldaten, die an der Gefahr Theil genommen und bei dem ganzen Gefecht — zugesehen hatten, daselbst anlangten. Sie versicherten mit aller möglichen Treue und Glauben, daß der Wilden, die uns angriffen, wohl gegen achthundert gewesen sind und schrecklicher als alle höllischen Gespenster ausgesehen haben. Die Herzhaftigkeit der im Vergleich mit der übergrossen Anzahl der Feinde überaus wenigen Abiponer, die den Flecken vertheidigten, erhoben sie bis an den Himmel. Von mir gestanden sie öffentlich, daß ich, weil ich mich den Schaaren der Wilden auf zehn Schritte näherte, und auf freyem Felde ihnen etliche Stunden lang die Spitze bott, sie und alle übrige gerettet hatte. Sie verdienen schon aus dem Grunde gerühmt zu werden, daß sie, wider die Gewohnheit der Soldaten, von sich selbst bescheiden und von anderen rühmlich redeten und dachten. Der wider den Mond so erboßte Kapitän, der sich mehr durch seine Redlichkeit als Herzhaftigkeit auszeichnete, schämte sich nicht mir ins Angesicht zu gestehen: Mein Pater! Heut wäre es um unser Leben geschehen gewesen, wenn dir Gott nicht eine besondere Kühnheit verliehen hätte. Wer soll nun nicht diese Aufrichtigkeit an einem Soldaten bewundern? Ich meines Theils werde immer unsere Rettung in diesem fürchterlichen Sturme, weil wir durch keine menschliche Mittel so viele Wilde hätten ab-

treiben

treiben können, gern und dankvoll der besonderen Fügung der Vorsicht zuschreiben.

Unsere Einwohner gaben sich auch, nachdem der Feind schon lang abgezogen war, durchaus nicht ruhig. Den andern Tag erschallte der Platz von dem Geheule der Weiber, die ihre Männer und Söhne, welche sich unter dem Vorwande der Jagd mit dem Caciquen weg- begeben, und nach jener ihrer Einbildung durch die Hän- de der verbundenen Wilden ihr Leben eingebüßt haben sollten, betrauerten. Allein ihre schleunige Rückkehr deck- te den Ungrund des unseligen Gerüchtes, das von un- gefehr ausgestreuet worden war, auf. So sehr wir uns über ihre glückliche Wiederkunft freueten, desto betrüb- ter waren sie über den Verlust ihrer vortrefflichen Pfer- de, die der Feind weggetrieben hatte. Allein diesen Verlust zu ersetzen, kostete es ihnen nur wenig Zeit und fast gar keine Mühe. Denn mit den zwanzig Pferden, die ihnen ihr Freund Oaherkaikin sogleich schenkte und mit den vielen andern, deren sie sich auf der Reise be- dienet hatten, trieben sie den benachbarten Mokobiern bald hernach gegen siebenhundert weg, womit sie in der Folge noch mehrere theils mit Recht und theils mit Unrecht nach Haus brachten. Nach einigen Mo- naten hatten sie wieder so viele Pferde, als wenn sie nie eines verloren hätten. Da ich durch die Wilden so vielmal um die trefflichsten Pferde gekommen war, so wollte ich kein eigenes mehr besitzen, damit ich mich nicht um ihren Verlust bekümmern dürfte, und immer mit leeren Händen den Räubern mein Liedchen anstim- men könnte.

Weil ich dem Statthalter De Yegros schon lan- ge von der Gefahr, worinn die Kolonie schwebte, Nach- richt gegeben hatte, bestimmte er zu ihrer Vertheidi-

gung

wider die Mokobier und Tobas und ihre Bundesgenossen zehn spanische Soldaten. Allein wie diese Leute nur langsam oder gar nicht Folge leisten, so langten sie zween Tage nach dem eben erzählten Anfall der Feinde bei uns an. Weil man noch immer wegen neuer Uiberfälle in Sorgen stand, freuete ich mich gar sehr über die Ankunft der Spanier, damit ich, wenn die Einwohner wieder aus Furcht entwischten, nicht in der gefährlichen Einöde allein zurückbliebe. Denn die Tobas waren weder mit unseren Pferden, die sie uns weggetrieben hatten, zufrieden, noch besänftiget; weil sie neulich ihr Vorhaben die Einwohner niederzumetzeln nicht hatten ausführen können. Sie lärmten immer in ihrer verstockten Rachgier, daß der in ihrem Wohnplatze von den Abiponern verübte Mord wieder an den Abiponern mit Mord vergolten werden müßte, und bestanden daher fest auf einem neuen Anfall. Da wir nun hievon sichere Nachricht eingezogen hatten, so mußten wir wegen des täglichen Zagens Tag und Nacht Wache halten. Weil die Weiber die Grausamkeit der ergrimmten Wilden fürchteten, suchten sie oft ihre Sicherheit in den entferntesten Schlupfwinkeln. Männer und Kinder folgten ihnen nach, so daß der Flecken zuweilen ganze Wochen leer stand.

Die mir von den Tobas versetzte Wunde zu rächen, versprach uns der Statthalter mit seinen Reiterkompagnien wider diese Wilde auszuziehen; allein er hielt erst sein Wort nach sechs Monaten; weil ihn, seinem Vorgeben nach, der Mangel an Futter und die daraus entstandene Magerheit der Pferde vorher an der Ausführung seines Vorhabens gehindert hatte. Indessen versetzten die Tobas ihre Wohngezelte weit von ihrem vorigen Aufenthalt. Dieser Verzögerung wegen war also die Unternehmung der Spanier und Abiponer

zwar



zwar mit vielen Beschwerden verbunden, aber ohne allen Erfolg, indem man die Tobas nirgends zu Gesicht bekam, welche sich indessen auf den fruchtlosen Streifzug der Spanier nicht wenig zu Gute thaten. Aber wie vielmal haben nicht die Wilden, nur so lang ich in Paraquay war, durch ihre vorsichtsvolle Geschwindigkeit die Anschläge der zaudernden Spanier entweder vereitelt, oder sie übel nach Haus geschickt!

Unter diesen beständigen Kriegsunruhen, konnte weder der Unterricht der Abiponer betrieben noch die gewünschte Frucht von demselben erwartet werden. Die Religionslehren sich bekannt zu machen, hatten sie weder Lust noch Zeit, indem sie sich stets mit dem Kriege, dem Herumschweifen und der Jagd abgaben. Denn ungeachtet auf das Zeichen, das ich immer abends vor dem Glaubensunterricht mit der Glocke geben ließ, die meisten Weiber (nur die alten ausgenommen) und ziemlich viele Knaben in der Kapelle erschienen, so ließen sich dennoch von den gestandenen Männern nur die Wenigsten und oft gar keine sehen. Die Gewohnheit zusammzutrinken und andere alte, nach dem Aberglauben der Wilden riechende Gebräuche auszurotten, schien alle Beredsamkeit und alle Mühe vergeblich. Mit genauer Noth und nur durch inständiges Bitten konnte ich von ihnen zuwegebringen, daß sie sich am Todbette taufen ließen. Fast immer machten sie Schwierigkeit mir Folge zu leisten, wenn ich ihnen auch die beßten Einschläge sowohl zur Sicherheit der Kolonie als auch zu ihrem eigenen Wohl gab. Da also der Statthalter in einem Briefe von der Anzahl der Einwohner gern unterrichtet seyn wollte, damit er durch Aufweisung dieses Zeugnisses von dem königlichen Schatzmeister den für die Missionarien ausgesetzten Gehalt (die Spanier nennen selben el sinodo) erhielte; antwortete ich ihm mit diesen Worten: Ich

getraue

getraue mir nicht auf den jährlichen Gehalt, den der katholische König den Missionarien ausgeworfen hat, Anspruch zu machen; denn diese Kolonie hat keine Catechumenos, sondern vielmehr Energumenos. Indessen behaupte ich, daß man den Sold, der den königlichen Soldaten abgereichet wird, auch mir auszuzahlen schuldig ist; denn ich halte dafür, daß in der ganzen Provinz weder ein Hauptmann noch ein Oberster ist, der um was immer für einen Sold unter so vielen Gefahren, Tag- und Nachtwachen, Mühseligkeiten und Arbeiten, denen ich mich bereits in das zweyte Jahr durch die Vertheidigung meines Fleckens wider die Wilden unterziehe, auch nur einen Monat ausharren möchte. So offenherzig schrieb ich an den Statthalter. Allein man muß auch wissen, daß ich in den ganzen zweyen Jahren, die ich daselbst sowohl Missionärs- als auch Soldaten- und Garnisonsdienste gethan habe, für alles das aus dem königlichen Schatz nicht einen Heller empfangen habe. Daher rührte die unglaubliche Dürftigkeit dieser Kolonie: denn das Geld, welches sonst die gottseligen Könige für den Unterhalt der Missionarien auszahlen lassen, war in den neuen Kolonien immer der vornehmste und einzige Fond, womit wir uns das nöthige Kirchengeräth, die eisernen Werkzeuchen und andere sowohl zur Kleidung als auch zu Geschenken für die Indianer nöthigen Erforderniße anzuschaffen pflegten. Die wilden Nationen macht man sich eher mit Gold als mit Stahl und Worten unterwürfig. Diese treffen nur ihre Ohren oder ihren Leib, und erbittern die Seele, während daß jenes, wenn man Glaskugeln, Ringe, Scheeren, Messer und andere Kleinigkeiten damit einkaufet, die den Indianern angestammte Wildheit von ihnen abstreifet und ihren trotzigen Gemüthern eine Art von Sanftheit einflößet. Ich schreibe hier, was ich aus langer Erfahrung weiß. Der Mangel an Beiträgen, wodurch

man

man sich die Gemüther der Wilden geneigt zu machen außer Stande gesetzet wird, hemmet ungemein die Fortschritte des Christenthums, und vereitelt die Erwartung und das rastlose Bestreben der evangelischen Arbeiter in dem Weinberge des Herrn. Der Pater mag sich, sie zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen, heißer schreyen, ihnen schmeicheln und drohen, daß ihm der Schweiß von der Stirne träufelt; wenn er seine Zuhörer nicht auch beschenket, so ist alle seine Mühe und Arbeit vergeblich; er wird ausgelacht werden, und nicht ein einziger wird ihm bei seinem Unterricht mehr zuhören wollen, oder glauben. Theilt man aber den Wilden mit beiden Händen Eßwaaren, Kleider, Messer, oder andere Geschenke aus, ja dann erhält man von ihnen alles.

Weil ich durch das zweyjährige Ungemach und die täglichen Beschwernisse und Sorgen fast erschöpfet, von der Gliedersucht öfters befallen worden, und des Gebrauches meines Mittelfingers, wegen der in dem Mäuslein desselben empfangenen Wunde, beraubet war, ersuchte ich den Provinzial, daß er in meine Stelle einen andern senden möchte. Drey Monate vergiengen, als mich endlich der alte Missionär der Abiponer und Quaranier, Joseph Brigniel (er war damals schon bei Jahren) ablösete. Der P. Hieronymus Rejon wurde ihm zum Gehilfen gegeben. Obgleich beide mit häufigen Geschenken, um sich die Abiponer damit zu verbinden, und anderen Hausgeräth aus der Stadt anlangten, so fehlte es doch keinem an Gelegenheiten seine Gedult täglich ausüben zu können; denn die Indianer wollten ihnen nie gehorchen, und die Tobas und Mokobier hörten nie auf sie zu beunruhigen. Um andere Ereignisse zu übergehen, so machten diese einstens in die Kolonie einen Einfall, eben als Brigniel Messe las.

Ein alter Quaranier, der unsere Schaafe hütete, ward auf dem Felde elendiglich ermordet, und der Cacique Oahari nebst anderen in eben diesem Anfall schwer verwundet. Er wurde zwar wieder geheilet; aber kurz darauf von einer Schlange gestochen, deren Biß ihm das Leben kostete. Ungeachtet er nur von gemeinen Indianern abstammte, so hatte er sich dennoch durch seine Kriegsthaten berühmt gemacht: war unerschrocken, schlau, gefällig gegen seine Leute, gegen Fremde aber furchtbar. Durch diese seine Verdienste erwarb er sich die Würde eines Caciquen. Anfangs hieß er Revachigi; nachmals aber Oahári. Weil er gern für bescheiden angesehen werden wollte, weigerte er sich stets nach dem Beispiele des Ychoalay und Kebachichi, dieser so berühmten Partheyführer, sich zum Edeln der Nation feyerlich einweihen zu lassen, und einen Namen, der auf *in* ausgienge, und womit sich die Höcheri von den gemeinen Indianern unterscheiden, anzunehmen. An Leibesgröße, Würde in seiner Gesichtsbildung, Geschicklichkeit mit den Pferden und Waffen umzugehen, Unerschrockenheit und Stärke der Seele gab er keinem Abiponer etwas nach, und thats den meisten bevor. Er hatte seinen Namen berühmt gemacht, wiewohl er kaum dreyßig Jahr alt war. Aus Ergebenheit gegen mich hätte er mir in allem Folge geleistet, wenn er nicht aus übertriebenem Verlangen den Seinigen zu Willen zu seyn, und sich bei ihnen beliebt zu machen, in zween Fehler, die sie zwar als treffliche Eigenschaften verehren, verfallen wäre. Nämlich er getrauete sich keinem etwas zu gebieten, oder zu verbieten, weil er sich stets erinnerte, daß er die Würde eines Caciquen nicht durch das Recht der Geburt, sondern durch die Gunst des Volkes, folglich bittweise besäße. Mit Recht hätte man den Denkspruch, den jemand von einem andern gesagt hat, auf den Grabhügel des Oahári setzen können. **Wenn er gut war,**

war niemand besser als er, und wenn er böse war, war auch niemand ärger als er. *) In dem Punkt war er glücklicher als die berühmten Caciquen Debayakaikin, Alaykin, und Ychamenraikin, die da ihres vieljährigen Aufenthalts in unseren Kolonien ungeachtet ohne Taufe die ernste Reise in die Ewigkeit angetretten haben, daß er sich noch an der Pforte des Todes taufen ließ.

Wiewohl nun der P. Brigniel an den Charakter der Abiponer längst gewöhnet war, so glaubte er doch die Wildheit der Einwohner, die beständigen Anfälle und Drohungen der Feinde, und das Ungemach des Ortes kaum mehr erdulten zu können. Wirklich ward er wenige Monate darnach von einer schweren und hartnäckigen Krankheit ergriffen. Er schrieb mehreren Freunden, daß er schlechterdings nicht begreifen könne, wie ich es in einem so elenden, so unruhigen und gefahrvollen Orte zwey Jahre hätte aushalten können. In dem ersten Brief, den er an den Statthalter De Yegros schrieb, und den ich selbst gesehen hatte, gestand er aufrichtig, daß man die Erhaltung der Kolonie nach Gott meiner Gedult, Wachsamkeit und Entschlossenheit zuschreiben müße. Von dieser meiner aufrichtigen Empfehlung hätte ich ewig geschwiegen, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß sie zur Widerlegung gewisser Schmäher von grossem Gewicht wäre, die, da sie von ihrem Leben selbst keine schöne oder herzhafte That aufweisen können, die rühmlichen Thaten anderer aus Neid oder Mißgunst heimlich beißend zu verringern suchen; weil die Zeugen, durch deren Aussage sie ihrer Lüge leicht überwiesen werden

*) Ubi bonus, nemo illo melior; ubi malus, nemo pejor fuit.

werden könnten, weit weg sind. Aber es ist nicht der Mühe werth, wider dergleichen Hummeln so viele Worte zu verschwenden. Ohne Ordnung und Zusammenhang ausgeheckte Schmähungen werden anständiger durch Verachtung widerlegt. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen an den Brief, worinn mir unser Provinzial Petrus Andréu (er hatte sich einst viele Jahre unter den Lules, einer indianischen Nation, aufgehalten) meinen Nachfolger zu wissen machte, und die Erlaubniß ertheilte zu den Quaraniern wieder zurückzukehren. Nachdem er mit einer nachdrücklichen Beredsamkeit die Mühseligkeiten, die ich in dem Flecken des h. Rosenkranzes ausstehen mußte, angeführet hatte, weißsagte er mir einen sanften Tod, und den herrlichsten Lohn des Himmels, und dankte mir in den wärmsten Ausdrücken für meine auf die Wilden verwendete Mühe. Denn er hatte die Kolonie selbst gesehen, und sich über unser Elend erstaunet, als er auf dem Paraquay von Assumtion nach Corrientes schiffte, und unsere bei dessen Ufer nahe gelegene Kolonie in Begleitung des Statthalters besichtigte. Beide Ankömmlinge empfieng ich am Gestade mit einer grossen Schaare meiner Abiponer zu Pferde, die sämmtlich aus Achtung gegen sie ihre Lanzen mit sich trugen; und führte sie wohl eine Meile weit mit allen Ehrenbezeugungen in unser Haus. Unser Nachtmahl bestand in gebrattenem, aber, wie gewöhnlich, elendem Rindfleisch, und in dem trüben Wasser aus dem nächsten Teiche. An Brod und Wein, wovon wir kaum zum Meßopfer genug hatten, wurde bei unserer Tafel nicht einmal gedacht. Die Nacht brachte der Provinzial in meinem Hause aber keineswegs ruhig zu: denn in der Luft wimmelte es von Schnacken, und auf der Erde von Flöhen, die da keinen Menschen schlaffen lassen. Nicht selten schlichen sich auch schreckbare Schlangen in das Zimmer. Von Kröten irren immer, man mag sich hinwenden, wohin man

 will

will, ganze Heerschaaren herum. Ungeheuere Ratten thun gleichfalls, als wenn sie dort zu Hause wären, und beißen die Schlafenden bald in die Finger und bald in die Ohrläppchen. Fledermäuse, die weit größer sind als die unsrigen, saugen des Nachts aus dem Menschen das Blut heraus. Das Gebelle der Hunde, deren die Abiponer unzählige zu unterhalten pflegen, hört nur wunderselten auf. Auch vergehen nur äußerst wenige Nächte, daß nicht die Weiber, die den abgeschiedenen Seelen ihrer Verwandten zu Ehren trauern, mit ihrem Geheule und dem Kürbißgeklapper und die Männer mit dem Lärm ihrer Kriegspfeiffen eine höllische Musik anstimmen. Unter so vielen Hindernissen des Schlafes möchte auch Morpheus selbst nicht einschlaffen; und der schläfrige Endymion würde zur Stunde aufwachen. Außerdem wußte auch der Provinzial, daß man in unserer Kolonie vor den Anfällen] der Wilden nie sicher war, als welche oft in der Absicht den Schlafenden die Hälse zu brechen angeritten kamen; und daß wir besonders die benachbarten Quaycurùs, die ihre Mordthaten meistens bei der Nacht verüben, zu fürchten hatten. Tags vorher standen die spanischen Soldaten und meine Abiponer die ganze Nacht mit mir unter den Waffen, weil wir den Anmarsch der Mokobier in Erfahrung gebracht hatten; allein sie unternahmen nichts, weil sie wußten, daß wir zu ihrem Empfange in Bereitschaft wären. So viele Unruhen und Hindernisse liessen dem Provinzial kein Aug zuthun; und die Nacht wurde ihm in allem Ernste lange: denn sie kam ihm wie eine ganze Ewigkeit vor. Er begriff nie, wie ich bei einer so elenden Wohnung und Kost, bei einem solchen Schwall von Insekten, unter beinahe täglichen Unruhen frey athmen oder schlafen zu könnte: kurz er bedauerte mich meines Looses wegen ungemein. Allein ich antwortete, daß ich durch die tägliche Gewohnheit und durch die

Gedult

Gedult dagegen abgehärtet und stumpf geworden wäre; so wie die Tauben bei aller ihrer natürlichen Furchtsamkeit durch kein Läuten mehr erschrecket werden, wenn sie einmal in den Thürmen ihren beständigen Aufenthalt genommen haben.

Sobald er in aller Frühe sein Meßopfer verrichtet hatte, wollte er alsogleich zu seinem Schiff zurückkehren. Allein der Statthalter wiederrieth ihm seine unzeitige Eilfertigkeit, weil ein Sturm von Süden die Schiffahrt äußerst gefährlich machte. Er tratt daher gleich nach Mittag, weil der Sturm nachließ, seine Rückreise zu Pferde in meiner Begleitung an; froh die Nacht glücklich überstanden zu haben, und um die Gefahren der Schiffahrt wenig bekümmert. Als wir uns auf dem Wege freundschaftlich besprachen, sagte er mir, daß er mich mit innigem Seelentrost mit den Abiponern fertig reden und ihnen behende antworten gehöret hätte. Er gestand auch, daß die Deutschen die Sprachen der Wilden besser lernten, als andere Nationen. Bei seiner Abreise hinterließ er mir einige Glaskugelschnüre, die ich den Abiponern in seinem Namen als ein Geschenk zu überreichen hätte. Diesen Besuch des Provinzials, wollte ich, ungeachtet dessen Erzählung etwas weitläuftig ausfiel, dennoch aus verschiedenen Ursachen meiner Geschichte einschalten. Nun werde ich das Uibrige von meiner Abreise aus der Kolonie, die ein Jahr hernach folgte, fortsetzen.

Ich schiffte in Begleitung etlicher Soldaten auf eben dem wurmstichigen und schadhaften Fahrzeug, auf welchem Brigniel mein Nachfolger ankam, den Paraquay hinauf nach Assumtion. Den Weg von siebzig Meilen machten wir mittelst unserer Ruder und Segel in acht Tagen. Tags vorher, ehe wir den Ankerplatz erreichten,

nämlich an dem S. Karolus Borromäus Tage wurden wir von einem der heftigsten Stürme, der auf eine langwierige Windstille folgte, des Nachts an das hohe Ufer geworfen. Mittelst einiger Bretter, die man auf das Schiff stützte, und an das Land brachte, kletterten wir das steile Ufer hinauf. Wir setzten uns auf das Feld nieder, wo wir einen jämmerlichen Platzregen unter schrecklichen Blitzen und Donnerschlägen, etliche Stunden lang zu überstehen hatten. Unserer Näße ungeachtet priesen wir uns glücklich, daß wir weder von den Fluthen verschlungen, noch von den Blitzstrahlen verzehret worden waren. Da sich die Soldaten verlaufen hatten, die Schiffleute aber in dem Schiffe zu dessen Sicherheit zurückbleiben mußten, so langte ich über die Felder, die allenthalben Gießbäche durchkreuzten, ganz allein, (es wäre denn, daß ich die Regengüße, den Sturm und die Donnerschläge für meine Gefährten halten wollte) und zu Fuß ein wenig vor zwölf Uhr in der Hauptstadt an. Kaum war ich in unserem Kollegium eingetroffen, als alle meine Mitpriester miteinander wetteiferten, mich zu umarmen. Ich vergaß über diese ihre Freundschaftsbezeugung alles auf dem Schiff ausgestandene Ungemach und die Mühseligkeiten der vorigen Nacht. Hierauf gieng ich zum Statthalter und stellte ihm alles freundschaftlich vor, was er zur Erhaltung der Kolonie und der Sicherheit der Väter, die derselben vorstünden, wie auch den Streifereyen der Wilden Einhalt zu thun, theils zu bewerkstelligen und theils zu verhindern hätte. Der gute Mann billigte meine Vorschläge; versprach eine Menge zu thun, und that beinahe nichts. Daß alles nicht nur in dem nämlichen Stand geblieben, sondern auch nach meiner Abreise rückgängiger geworden ist, weiß ich aus den Briefen des P. Brigniel, worinn er sich vielmals bitterlich beklagte. Oft dauerte er mich, oft aber lächelte ich dazu.

Nachdem ich wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, setzte ich meine Reise nach den quaranischen Flecken fort, um dort wieder zu genesen. Beim Aufsteigen auf das Pferd, sagte mir noch der Rektor unseres Kollegiums, Anton Miranda, ein offenherziger Mann und mein vormaliger Professor zu Cordova in Tukuman, der alle Schmeicheley und Verstellung von Grund seines Herzens haßte, zu mir: An dem Orte, woher du gekommen bist, hast du wahrlich in zwey Jahren mehr ausstehen müßen, als andere in anderen Kolonien viele Jahre hindurch nicht ausgestanden haben. Alle Umstehenden waren der Meinung des P. Rektors. Weil das Andenken unserer vorigen Leiden uns immer angenehm ist, so gaben sie mir bei dem Abschied, wie man immer das Confeckt zuletzt auf die Tafel setzet, diesen Trost mit. Auf das Geheiß eben dieses Rektors mußte ich meine Reise zu den Quaraniern auf dem Wege eine Zeitlang unterbrechen und in der Meyerey unseres Kollegiums die Stelle des Pfarrers, der Geschäfte halber anderswohin gereiset war, vertretten. Dieser Ort hieß Paraquarÿ, lag zwanzig Meilen von Assumtion weg, und breitete sich einerseits in eine angenehme Ebene aus, wo eine unzählige Heerde Vieh weidet, auf der andern Seite aber ist sie von Felsen und Hügeln umgeben, auf deren einem man ein Kreuz sieht, das aus dreyen grossen Steinen besteht und den Eingebohrnen des Landes wegen des Andenkens des h. Thomas immer merkwürdig ist. Denn sie glauben und behaupten aus Leibeskräften, daß gedachter Apostel auf diesem Felsen, wie von einer Kanzel herab, einst an die umstehenden Indianer geprediget habe. Zu Tucumbù, einem nahe bei der Stadt Assumcion gelegenen Ort, weisen sie auch den Ankömmlingen eine Höhle, worinn eben dieser Apostel gewohnt, und seine Füße und seinen Stock in den Stein eingedrücket haben soll. Anderswo

zeigen sie einen mit fremden Kräutern bewachsenen Pfad, auf welchem der heil. Apostel aus Quayra, einer vormals den Spaniern itzt den Portugiesen zugehörigen Provinz, in Brasilien hinüber gewandert seyn soll. Der Cacique Maracanà erzählte den P. P. Joseph Cataldino und Simon Mazzetta aus Italien, den ersten Aposteln der Quaranier und Erbauern verschiedener Kolonien aus unserer Gesellschaft, ungefehr um das Jahr 1612, daß einst ein weißer Mann mit einem Barte und einem Kreuze ihren Voreltern ein neues Gesetz verkündiget habe. Sie hätten ihn Thomè, Zumè; andere Chumè; alle übrigen aber Abarè genennt. Dieser Namen Abarè, der einen besonderen, nämlich immer unverheuratheten Menschen bedeutet, geben nun die Quaranier jedem Priester. Von diesem heiligen Mann hatte sie nebst verschiedenen Dingen auch den Gebrauch des Baumes Mandioca (aus dessen Wurzeln machen sie Mehl und Brod) oder die Kunst selben anzupflanzen gelernet. Der P. Anton Ruiz de Montoya, ein Spanier, dieser durch Thaten und Tugenden gleich berühmte Gehilfe der P. P. Cataldino und Mazzetta bei den Quaraniern, führet in seinem Buche: La conquista espiritual del Paraquay eine Menge nicht ganz verwerflicher Gründe zum Beweise an, daß der Apostel Thomas nicht blos in Ostindien sondern auch in einigen Provinzen von Amerika das Evangelium verkündiget habe. Wegen dieser und anderer Wahrscheinlichkeiten getraueten sich unsere niederländischen Patres in einem Werke, betittelt: Schilderung des ersten Jahrhunderts der Gesellschaft Jesu Seite 63. zu schreiben. In jenen entfernten Strecken von Paraquay haben unsere Väter überall unter den Wilden so viele Uiberlieferungen und Denkmäler von dem h. Thomas entdecket, daß der Apostel einst unstreitig dort gewesen seyn müße. Allein diese guten Männer behaupten mit zu

vieler

vieler Zuversicht, daß hievon kein Zweifel mehr übrig sey, nachdem unsere europäischen Geschichtschreiber und Kritiker auch izt noch einstimmig auf dem Gegentheil bestehen.

Indessen halten dennoch die eingebohrnen Indianer, Spanier, und Portugiesen diese Meinung von der Ankunft des heil. Thomas in Amerika, weil selbe von jeder vom Vater zum Sohne fortgepflanzet und gleichsam erblich überliefert wurde, für so ungezweifelt und unwidersprechlich, daß, der öffentlich das Gegentheil vertheidigen sollte, dem Vorwurf der Unwissenheit und Gottlosigkeit nicht entgehen würde. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Als ich nach einigen Reisen in den Wäldern Mbaeverà oder nach ihrer Benennung Mborebireta, wie ich in dem vorläufigen Buch angemerkt habe, wilde, von allem Umgang mit den Spaniern gänzlich abgesönderte Quaranier entdeckte, sah ihr erster Cacique Roÿ mich und meine quaranische Gefährten mit funkelnden und grimmigen Augen an; denn, sie halten alle Fremde für ihre Feinde und glauben, daß ihre Freyheit bei diesen in Gefahr schwebe. Aufgebracht durch diesen Verdacht, sagte der Wilde, ehe er mich noch recht gesehen hatte, zu mir: Wir brauchen keinen Priester, der heil. Thomas (Thomè marangatu) hat diese Gegenden längst durchgewandert und selben seinen Segen mitgetheilet, also zwar, daß alle Früchte auf diesem unseren Grund und Boden im Ueberfluß wachsen. Die Einfältigen glaubten also, daß des Priesters Gegenwart blos zur Fruchtbarmachung des Bodens tauge. In der That ich erstaunte, als ich einen Waldmenschen den Namen des heil. Thomas gehörig aussprechen hörte. Woher mögen sie wohl diese Kenntniß des Apostels erhalten haben, wenn es nicht von den Ueberlieferungen ihrer Vorfahren ist?

Man glaube auch nicht, daß die Indianer und die von ihnen unterrichteten Jesuiten allein den heil. Thomas Amerika besuchen und darinn predigen lassen. Die vornehmsten spanischen und portugiesischen Geschichtschreiber sind der nämlichen Meinung, und machen selbe mit allerlei Beweisthümern wahrscheinlich. Ich will darunter nur einige anführen. Anton de la Calancha in dem 2. Buch seiner Geschichte von Peru 2. Kap. Johannes Torquemada in dem dritten Theil seiner indischen Monarchie. 15. B. 49. Kap. Der erlauchte Bischoff Piedrahita in der Geschichte von dem neuen Reiche. Bartholomäus de las Casas, Bischoff von Chiapa, in der Geschichte von Mexiko. Der P. Alphons de Ovalle im 8. Buch seiner Geschichte von Chili. 1. Kap. letztem §. Aus dem Garzilasso de la vega, einem gebohrnen Peruaner, dessen Mutter aus der königlichen Familie der Incas von Peru abstammte, dessen Vater aber ein Spanier vom Adel war, weiß man (er schrieb eine Geschichte von Peru mit vieler Genauigkeit) daß die Könige von Peru zu Cusco ein herrliches Kreuz mit einer besondern Verehrung aufbewahrt haben, und zwar in dem geheiligten Ort des königlichen Pallastes, Huaca. Aus dieser wunderbaren Verehrung des Kreuzes schließen einige Geschichtschreiber, daß der heil. Thomas in Peru, Chili und anderen benachbarten Ländern die Religion Jesu verbreitet habe: allein sie werden von den meisten verlachet. Von größtem Gewicht ist in meinen Augen das Zeugniß unsers P. Anton Vieira aus Portugall, königlichen Hofpredigers zu Lissabon und Missionärs in Brasilien. Wer seine Werke (sie wurden portugiesisch zu Lissabon in vierzehn Bänden aufgelegt; ich besitze und lese alle mit Vergnügen) durchblättert, muß eingestehen daß er ein Mann von besonderem Scharfsinne, reifer Beurtheilung, und überhaupt in der Theologie, in der geistlichen und weltlichen Geschichte, hauptsächlich aber in den Angelegenheiten

ten

ten von Brasilien ungemein bewandert war. Er hatte auf Befehl des Königes von Portugall, Joannes des IV. Engelland, Holland, Frankreich, Italien und Spanien durchreiset, die Schätze der Bibliothecken überall durchsehen, sich mit den gelehrtesten Professoren der Universitäten besprochen, und sich dadurch unglaubliche Kenntnisse und den Ruhm der Gelehrsamkeit erworben, also zwar, daß ihn ganz Rom, wo er mehrere Jahre italienisch predigte, bewunderte und für den König unter den Predigern hielt, so wie er zu Lissabon der Prediger der Könige war. Die Könige von Portugall hielten ihn für geschickt die wichtigsten Geschäfte zu schlichten und zu entwickeln. Der Glanz des Hofes blendete ihn so wenig, daß er einigemale in Brasilien zurückkehrte und daselbst viele tausend Wilde zum christlichen Glauben und zum Gehorsame der portugiesischen Monarchen brachte. Er hatte auf dem grossen Weltmeer öfters Schiffbruch gelitten; und starb, nachdem er das unausstehlichste Ungemach für Gott und seine Könige ausgestanden und sich dadurch um beide im höchsten Grade verdient gemacht hatte, zu Bahia, der Hauptstadt in Brasilien, den 18. Julius 1698 in dem neunzigsten Jahre seines Alters, wovon er fünf und siebzig Jahre in unserer Gesellschaft zubrachte. Nun dieser in so verschiedenen Rücksichten und in Aller Augen so grosse Mann hielt es für ganz überflüßig die Ankunft des heil. Thomas in Brasilien zu beweisen; weil er wußte, daß weder Indianer noch Portugiesen daran zweifelten und selbe für eine sonnenklare und ausgemachte Wahrheit ansahen. Doch meldete er in einer Predigt, die er am heil. Pfingstfeste zu St. Ludwig am Maragnon gehalten hatte, öffentlich, daß die ersten Portugiesen, die in Brasilien gekommen wären, die Fußstapfen des heiligen Thomas in einem Stein eingedrückt gesehen hätten, und daß man diesen Stein an der Küste der Stadt Bahia, Allerheiligen genannt, noch zeige. Gedachte Predigt findet

sich in dem 3ten Theil seiner Werke S. 392. und ist der Ordnung nach die zwölfte. Ich werde daraus einiges Hiehergehörige anführen. Als Christus (erzählte er aus dem 16. K. des Markus 14. und 15. V.) bereits in den Himmel auffahren und seine Jünger zum Unterricht des gesammten menschlichen Geschlechts in die ganze Welt aussenden wollte, **verwies er ihnen ihren Unglauben und ihre Herzenshärte; weil sie denen nicht glaubten, die ihn auferstehen gesehen hatten; und sagte ihnen: Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium einem jeglichem Geschöpf.** In der Länderaustheilung fiel auf den heil. Petrus Rom und Italien, auf Joannes Klein Asien, auf den heil. Jakob Spanien, auf andere andere Provinzen; auf den heil. Thomas endlich dieser Theil von Amerika, der den Namen Brasilien führet, wo wir sind. Nun frage ich, warum ist denn Brasilien dem H. Thomas und keinem andern zu Theil worden? Hier ist die Ursache. Nach der Bemerkung einiger neuerer Schriftsteller trug Christus seinen Aposteln das Predigtamt des Evangeliums auf, nachdem er ihnen ihre Langsamkeit im Glauben verwiesen hatte, damit sie ihren Kaltsinn durch die Mühseligkeiten, die sie beim Predigen des Evangeliums erdulden würden, wieder abbüßten. Da also der heil. Thomas sich durch seinen hartnäckigen Zweifel größer als die andern vergangen hatte, so wurde er, seinen Starrsinn abzubüßen, zu den Brasilianern, einer vorzüglich wilden und halsstärrigen Nation, geschicket. Der Erfolg überzeugt uns hievon. Denn als die Portugiesen Brasilien entdeckt hatten, fanden sie die Fußstapfen des heil. Thomas in einem Stein eingedrückt, aber von der Religion, die er ihnen einst geprediget hatte, nicht die entfernteste Spur. Der Stein behielt die Fußstapfen des Predigers; aber bei den Wilden blieb kein Denkmal der ihnen vorgepredigten Lehre übrig. Eben dieser Apo-

stel

stel verkündigte auch Christum den Ostindianern in Asien. Zu diesen kamen die Portugiesen nach tausend und fünfhundert Jahren: und fanden bei ihnen nicht nur das Grab und den Leib des heil. Apostels, nebst dem Marterwerkzeuge seines Todes, sondern auch seinen Namen, und die Religion Jesu, die er sie gelehret hat, in ihrem Andenken, dergestalt, daß sich alle, die an der weitläuftigen Küste von Coromandel wohnten, Christen des heil. Thomas nannten. Der Apostel ward an eben dieser Küste in der Stadt Meliapor begraben. Daraus schließt nun Vieira, wie weit die Ostindianer in Asien von den Brasilianern in Amerika abstehen; und schildert zugleich dieser ihren Wankelmuth, und ihre Unbeständigkeit im Glauben eben so lebhaft als treffend. Er sagte, sie blieben noch Ungläubige, auch nachdem sie den wahren Glauben schon angenommen hätten: sie glaubten zwar gerne, aber sie vergäßen wieder eben so bald, was sie geglaubt hätten, wenn nicht jemand stets bei ihnen wäre, der sie in der Religion zu erhalten suchte. Dieses bestättigte und erläuterte er vortrefflich, mit hieher passenden Stellen aus der heiligen Schrifft. Aus allem diesem ist es offenbar, daß der gelehrte Vieira an der Ankunft des heil. Thomas in Brasilien eben nicht sonderlich gezweifelt habe.

Es kam mir niemals in den Sinn auf die Worte derjenigen Schriftsteller zu schwören, die diese Meinung mehr auf Vermuthungen als auf Beweise gründen. Allein ich getraue mir auch nicht, selbe als ganz grundlos und von aller Wahrscheinlichkeit entblößet zu betrachten, wie einige thun, die alle Thatsachen läugnen, die sie nicht mit Frakturschrift überall aufgezeichnet finden. Die südlichen Amerikaner waren nicht im Stande die Nachricht von der Ankunft des heil. Thomas, weil sie weder schreiben noch lesen konnten, ihren Nachkommen geschrie-

ben

ben zu hinterlassen, sondern sie mußten selbe mündlich fortpflanzen. Die mehrgebildeten Peruaner bedienten sich verschiedener Strickchen von allerlei Farben mit verschiedenen Knotten (sie nannten selbe Kipos) statt der Buchstaben, und theilten damit, wie wir in Briefen, einander ihre Gedanken mit. In dem herrlichen Sonnentempel, dem prächtigsten der Hauptstadt Cusco, fanden die Spanier, als sie selben plünderten, unzähliche solche Bündel Schnüre, welche die Geschichte von Peru und dessen Königen enthielten, so wie wir in den Archiven die Jahrbücher der Provinzen aufzubehalten pflegen. Die Soldaten waren zu sehr mit dem Plündern und mit dem Wegschleppen der Schätze des Tempels beschäftiget, als daß sie Zeit oder Achtsamkeit gehabt hätten, die knottichten aber geheimnißvollen Schnüre zu verwahren, aus welchen man, wenn sie von eingebohrnen Peruanern verdollmetschet worden wären, Urkunden des Alterthums hätte sammeln und vielleicht auch der Frage, ob der heil. Thomas in Amerika gewesen ist, ein Licht anzünden können. Allein der Apostel konnte bis dahin nicht einmal gelangen, schreyen die Kritiker, da dieser Welttheil erst vom Christoph Colon 1492 entdecket worden ist. Daß Amerika bis dorthin unbekannt war, läugnet niemand; doch erhellet aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern, daß die Alten etwas davon gemuthmasset haben. Vermuthete doch auch der gelehrte Bischoff Huet, Abraham Millius und andere, daß das reiche Ophir, woher Salomo in verschiedenen Seereisen (nach dem 3. B. der Könige 9. K.) eine unglaubliche Menge Gold erhielt, Peru gewesen sey, als welches voll Gold= und Silberbergwerke ist; und suchen ihre Behauptung mit eben nicht ganz unwahrscheinlichen Gründen zu beweisen. Wie also, wenn man saate, die häbräischen Seefahrer hätten von ihren Vorfahren, den Seeleuten des Salomo, die Kenntniß dieses Landes und

der

der Wege geerbt, auf welchen man dahin gelangen konnte? Aber auch zugegeben, daß der Apostel durch keine menschliche Kenntniß dahin gekommen ist, so konnte er doch von Gott auf tausenderlei Weise dahingebracht werden, welches nur derjenige läugnen kann, der die Unermeßlichkeit seiner Macht und Vaterliebe nicht glaubt. Auch ist es nicht ungereimt bei dem Geschäfte der Religion Wunder zu vermuthen. Die Religion Jesu ist auf Wunder gegründet, durch Wunder fortgepflanzet und bis heutigen Tag erhalten worden. Als die Israeliten nach ihrer Befreyung aus der Dienstbarkeit des Pharao in Palästina zogen, giengen sie mit trockenen Füßen über das rothe Meer. Damit der Prophet Habakuk dem Daniel in der Löbengrube mit seinem Mittagmahl den Hunger stillen konnte, nahm ihn der Engel bei den Haaren, trug ihn aus Judäa nach Babylon und von da wieder auf die nämliche Art in Palästina zurück. Nachdem Jonas, der von Gott den Auftrag erhalten hatte den Niniviten Buße zu predigen, aus dem Schiffe hinausgeworfen war, mußte ihm des ungeheuren Wallfisches Bauch statt des Schiffes dienen. Wenn Gott so häufig und ich möchte fast sagen, so verschwenderisch einem einzigen Volke und sogar auch einem einzigen Menschen zum Beßten, Wunder wirkte, so ist es so gar unglaublich nicht, daß der heil. Apostel Thomas durch göttliche, alle Naturkräfte übersteigende Macht und auf eine uns unbekannte Art in Amerika angelangt sey, die unzählichen wilden Völkerschaften, dieses Welttheiles von ihrem Aberglauben ab- und zur Verehrung des wahren Gottes und zu dem Christenthum zu bringen. Solche Dinge, die die göttliche Güte und Allmacht so zu verherrlichen scheinen, kann man als fromme Vermuthungen glauben, aber nicht füglich für gewisse Wahrheiten ausgeben. Denn gleichwie es widersinnisch ist, was geschehen kann, für schon geschehen gelten zu lassen; so würde es auch Unvernunft

und

und Unverschämtheit verrathen, blos dasjenige als Thatsache anzunehmen, was man entweder selbst gesehen oder einst in öffentlichen Urkunden aufgezeichnet gefunden hat. Eine Menge Wunderdinge, die Gott gewirket hat, sind uns unbekannt und werden uns ewig unbekannt bleiben. Darum schloß auch der heil. Joannes, dieser treue Geschichtschreiber Jesu Christi, sein Evangelium, und dessen ein und zwanzigstes Hauptstück sehr weislich mit diesen Worten: **Es ist aber noch vieles, das Jesus gethan hat. Wollte man alles dieses einzelnweise aufzeichnen, so könnte, meines Erachtens, die ganze Welt die Bücher nicht fassen, die hierüber geschrieben werden müßten.** Ich habe nun die Meinung derer vorgetragen, die den heil. Thomas in Amerika gewesen seyn lassen, ohne mich zu ihrer oder ihrer Gegner Parthey zu schlagen. Es sey, wie ihm wolle, so gewinne und verliere ich dabei nichts. Und wer mag wohl in dieser Streitsache den richterlichen Ausspruch thun, nachdem wir hierinnfalls keine andere als unwissende und leichtgläubige Indianer, die eben so oft betriegen als betrogen werden, zu Zeugen haben, und es uns schlechterdings an allen Urkunden gleichzeitiger Schriftsteller, aus denen man die Wahrheit herausbringen könnte, gebricht.

Meine Leser werden mir diese meine Ausschweifung zu gute halten. Wider meine Absicht bin ich durch die Ortschaft Paraquary darauf geleitet worden, weil man daselbst die Fußstapsen des heil. Thomas zeiget und verehret. Sobald ich hier meine pfarrlichen Verrichtungen abgethan hatte, machte ich meinen übrigen Weg zu Pferde in Begleitung einiger Mohren; denn das Ufer des Tebiquary, über den wir auf einem Kahn setzten, hält man für eine der gefährlichsten Gegenden für die Reisenden, weil die Wilden daselbst beständig herum-

schwär-

schwärmen. Den heil. Weihnachtsabend traff ich endlich in einem der mir so theuern Flecken der Quaranier ein. Wiewohl ich sowohl zu Land als zu Wasser einen Weg von fast zweyhundert Meilen gereiset war, so that ich doch gleich die ersten Tage meiner Ankunft sowohl auf der Kanzel als im Beichtstuhle unverdrossen Dienste. Die Ruhe, die in diesen Gegenden herrschte, die gute Kost und die Arzneyen, die mir Norbert Ziulak, ein daselbst berühmter Arzt und Apothecker, gereichet hat, stellten in wenigen Wochen meine Gesundheit wieder dergestalt her, daß man mir Kräften genug zumuthete, eine neue Reise von hundert und vierzig Meilen unternehmen zu können. Hierauf kehrte ich nach S. Joachim auf Begehren des Magistrats und die darauf erfolgte Einwilligung unseres P. Superior über alle indianische Flecken um die Fastenzeit zurück. Bei den Ytatinguas, den neubekehrten Einwohnern dieser Kolonie, brachte ich vorher sechs Jahre, nachmals aber zwey Jahre mit inniger Seelenfreude zu. Arbeit gab es da genug aber freudigere, weil selbe uns die dabei verwandte Mühe immer mit dem herrlichsten Erfolg belohnte. Hätten doch diese himmlische Früchte ewig währen mögen! Allein ich ward nach zweyen Jahren von diesem Flecken abgeruffen, und mit den übrigen aus meiner Gesellschaft auf königliche Befehle nach Europa geschickt. Die Verbannung der Hirten war das Verderben der Schaafe; denn die Abiponer verließen sogleich ihre Flecken um den Spaniern wieder die Köpfe abzuschneiden. Daß aus S. Joachim alle christlichen Indianer (ich zählte ihrer bei meiner Abreise 2017) entwichen, und daß auch der nahe Flecken S. Stanislaus von seinen 2300 neubekehrten Einwohnern ganz verlassen wurde, hat mir ein unsriger Pater, der ein Jahr später aus Paraquay in Europa anlangte, hier zu Wien erzählet. An die Stelle der Jesuiten kamen wohl Weltpriester und Mön-

 che



che, aber meistens solche, denen entweder die Indianer oder die den Indianern mißfielen, und die nicht frey-willig wie wir vorher sondern auf königliche Befehle und gezwungen durch die Drohungen der Bischöfe die Aufsicht über die Flecken auf sich nahmen. Ich sah selbst einige mit Thränen im Auge eintreffen. Andere wurden oder stellten sich aus Ueberdruß eines Lebens, das sie unter den armen oder von ihnen gefürchteten Indianern nur eine kurze Zeit versuchten, krank, damit sie bald nach Hause gehen konnten. Ach wie viel hätte ich hierüber zu schreiben! Allein der Kluge übergeht dergleichen Dinge mit Stillschweigen. Die Zeit wird alles aufdecken, das man itzt nicht, so unläugbar es auch ist, ohne Gefahr niederschreiben darf.

---

# Fünf und vierzigstes Hauptstück.

## Wie schwer es ist, Abiponer in Kolonien und zum Christenthum zu bringen.

Nachdem ich bisher die abergläubischen Gebräuche, die angebohrnen Laster, die trotzige Gemüthsart, die Raubbegierde und sowohl einheimische als auswärtige Kriege mehr aufrichtig als zierlich beschrieben habe, wird jedermann leicht daraus den Schluß ziehen, daß weit mehr Kunst und Zeit nöthig ist diese Wilde zu Christen als einen Klotz zum Merkur umzustalten: und man wird sich nicht mehr wundern, daß wir von allen unsern so grossen Bemühungen so wenige Früchte eingeerndtet haben, die aber dennoch, wenn man die Menge der dabei obwaltenden Schwierigkeiten erwägt, keinesweges gering zu schätzen sind. Alle Veränderung und Umstaltung ist schwer, aber die des Bösewichtes zum tugendhaften Mann war noch immer die schwerste, die langsamste und die seltenste. Daß ein Holz versteinere, sehen wir oft; daß aber ein Stein zu Holz werde, wenn ich mich nicht irre, niemals. Die im Lasterleben verhärtet sind, lassen sich nur äußerst langsam und schwer zur Tugend erweichen. Von dem Guten zum Bösen ist der Uebergang leichter, folglich auch schneller. Ich werde nun meinen Lesern die Sache umständlicher zur Betrachtung vorlegen, warum die berittenen Wilden

mit so vieler Schwierigkeit zum Christenthume gebracht werden.

Die Abiponer sind von Jugend auf gewöhnet, sich nirgend für beständig niederzulassen, stets herumzuschweifen, immer unstett, immer fremde, nirgends und überall zu Hause zu seyn. Wohin sie die Hoffnung Beute zu erhaschen, die Nothwendigkeit der Jagd und die Furcht von dem ihnen nachsetzenden Feind gehen heißt, dort galloppiren sie auf ihren pfeilschnellen Pferden hin ohne von jemanden, der ihnen das Abgehen verbieten oder die Beschleunigung ihrer Rückkehre anbefehlen könnte, abzuhängen. Denn die Folge, die sie ihren Caciquen leisten, ist ganz freywillig und willkührlich. Nichts wäre ihnen unerträglicher als in dem kleinen Umfang einer Kolonie bleiben, der Willkühr eines anderen und wie Schnecken in ihren Häusern angeklammert leben zu müssen. Wiewohl sie, so oft sie wollen, in die nahen Felder hinausgehen können, so finden sie doch selbe, weil so viele Einwohner täglich dahinkommen, oft ganz leer, ohne Früchte und Gewild, Bedürfnisse, an die sie sich dergestalt gewöhnet haben, daß sie in Ermanglung derselben, hätten sie auch die schmackhaftesten Eßwaaren im Ueberfluß, über Hunger und hartes Elend klagen. So lang sie ihre eigenen Herren waren, bott ihnen die freygebige Natur gleich den Vögeln, die hin und her fliegen, ohne Feldbau alles, was sie zu ihrer Nahrung brauchen von selbst und im Ueberfluß dar. Durch Uebung und Erfahrung wußte ein jeder, wo und wann man Wildschweine, Hirschen, Rehe, allerlei Kaninchen, Straußen und ihre Eyer, Ameißenbären, Wasserraben und Wasserschweine, Fischotter, eßbare Wurzeln, Palm- und andere Baumfrüchte suchen müßte oder finden könne. Da nun jedweder Boden nicht alles, noch zu allen Zeiten hervorbringt, so zogen sie hin und wieder und ver-

änder-

änderten von Zeit zu Zeit ihre Wohnplätze. Selbst diese Veränderung ihres Aufenthalts und die Verschiedenheit der Jagd scheint in ihren Augen etwas Angenehmes zu enthalten. Pflegen doch auch in unserem Europa grosse Herren, um des ländlichen Vergnügens und der Jagdlustbarkeiten zu genießen, von einem Schloß auf das andere zu gehen.

In jeder Kolonie wurde jedem zu gewissen Zeiten manchmal auch alle Tage ein Antheil Rindfleisch abgereichet, das aber nach Beschaffenheit der Weiden oft sehr mager und für ihre fraßgierigen Mägen viel zu wenig war. Zuweilen, welches aber seltener geschah, bekamen sie auch gar keines. Denn woher sollte der Missionär Rindfleisch nehmen, wenn er keine Ochsen hatte, und wenn die Spanier manchmal eben so karg und langsam in Begüterung der Kolonien der Wilden zu Werke giengen, als sie eifrig auf die Erbauung derselben drangen. Sie wünschten freylich, daß wir die Abiponer und Mokobier, damit sie der Spanier schonten, wie wilde Thiere, in den Flecken einsperrten und im Zaume hielten; aber daß sie nicht Hungers stürben, darum bekümmerten sie sich wenig. Ich habe dieß zur Genüge erfahren. In den Flecken S. Hieronymus und S. Ferdinand wurden die Meyereyen oft dergestalt ausgeleeret, daß, da wir oft selbst nichts zu nagen hatten, die Abiponer mit ihren Familien auf die entlegenen Felder ziehen mußten, um ihr Leben durch die Jagd zu erhalten. Nach dieser ihrer oft zwey und drey monatlichen Abwesenheit waren die Aecker, die sie auf unser dringendes Bitten geackert hatten, entweder mit häufigem Unkraut bewachsen oder verwildert; weil das Gewild oft die Früchte abfraß. Der Verlust der gehofften Erndte setzte sie von neuem in die für ihre Seelen so verderbliche Nothwendigkeit, auf die Jagd zu gehen, wenn sie anders nicht Hunger leiden

 woll-

wollten. Durch dieses vielmalige, oft viele Wochen währende Herumziehen nahm wieder bei ihnen ihre vorige Wildheit überhand, und die Sittenbildung verlor sich allmählich nebst allem, was sie von den Anfangsgründen der Religion so mühsam gelernet hatten. Die alte Zügellosigkeit überall herumzuschweifen entwöhnte wieder ihre bereits zahmen Gemüther: dieses beobachtet man auch in Paraquay von den schon lang zugerittenen Pferden, als welche, wenn sie unter den wilden Pferden eine Zeit lang auf dem Felde herumirren, und hernach wieder gefangen werden, sich wider Zaum und Zügel auf das hartnäckigste streuben. Auch der Mangel an Ochsen und Schaafen hatte die Fortschritte des Christenthums in diesen Kolonien nicht wenig gehemmet. Das Fleisch der erstern ist das vornehmste Nahrungsmittel der Paraquayer; die Wolle aber der letzteren in Ermanglung der Baumwolle der beßte Stoff zu Kleidern, nach denen sich die Abiponer so sehr sehnen. Wenn bei anderen Völkern der Glaube nach dem Zeugniß des heil. Paulus durch das Gehör in der Seele sich anpflanzt, so hat selber bei den Wilden in Paraquay, wie das Sprichwort sagt, blos durch den Mund einen Zugang zu ihrem Gemüthe. Wir sorgten daher für nichts so sehr, als daß es uns nicht an Hornvieh mangeln möchte; und bedauerten auch nichts so sehr, als wenn wir erfahren mußten, daß wir selbes nur selten haben oder nicht gehörig verwahren konnten.

An dem Mangel an Horn- und Wollvieh war oft die Kargheit der Spanier und oft die Gefräßigkeit der Abiponer Schuld. Denn da sie an Fraßgier wenige ihres gleichen haben, so waren sie mit ihren Portionen Rindfleisch noch nicht zufrieden, sondern schlachteten oft ohne unser Vorwissen und wider unseren Willen heimlich Ochsen, noch öfter aber zarte Kühe und Kälber zum größten Nachtheil der Meyerey. Erwischten wir sie und

stellten

stellten wir ihnen vor, daß die Meyerey durch derglei- chen heimliches Küheschlachten ausgeleeret würde, so ver- setzten sie uns: Bekümmere dich nicht um das, Pater, die Spanier werden uns andere schicken müßen. Dieß haben sie uns versprochen, als wir uns auf ihr Bitten und zu ihrem Nutzen in dieser Kolonie niedergelassen haben. Halten sie ihr Versprechen nicht, so sind auch wir nicht mehr schuldig ihnen Wort zu halten: und wir werden ihnen wieder wie vorhin die Köpfe abschnei- den. Das war immer die Antwort der Wilden. Wir hingegen behielten immer die Kühe vorsichtig zum Käl- bern auf, und ließen blos die überflüßigen Stiere oder die geschnittenen Ochsen auf die Schlachtbank hinführen. Allein die Indianer, denen überhaupt die Zukunft nie sehr bange macht, wandelte die Lust an, junge Kühe zu es- sen; weil sie fetter sind. Wenn einmal die Stiere Käl- ber werfen, versetzte ich ihnen, dann werde ich euch Kühe schlachten lassen. Diese meine abschlägige Ant- wort mißfiel ihnen sehr und sie droheten der Kolonie den Rücken zu wenden. Ueberläßt ein Priester aus Furcht vor ihren Drohungen oder um sich bei ihnen be- liebt zu machen, das Hornvieh ihrer Willkühr, so wür- de er bald die Meyerey ohne Ochsen, und widersteht er hartnäckig, den Flecken ohne Einwohner sehen. Be- gehrt er von dem Statthalter neues Hornvieh, so heißt dieser den Missionär einen Verschwender, und schilt über seine Freygebigkeit. Hört er aber, daß die Indianer, der Armuth und des Hungers überdrüßig, die Kolonie verlassen haben, so beschuldigt er den Pater einer zu grossen Kargheit und schreibt die Flucht der Indianer nicht ohne viele Schmähungen seiner Härte zu. Der Missionär thue, was er wolle, der bösen Nachrede ent- geht er nicht. Entgeht er dem Strudel, so ist er schwerlich im Stande den Wirbel zu vermeiden.

Es ist aber noch nicht genug, daß man den Abiponern täglich ihre Mägen mit Rindfleisch ausfülle. Sie pflegten auch alles, was ihnen in den Sinn kam, und was man vielleicht nicht in allen Trödelbuden zu Amsterdam gefunden haben würde, nicht im Tone eines Bittenden sondern eines Gebietenden zu begehren. Tag und Nacht drängten sie sich haufenweise über unsere Schwelle und schrieen uns immer die Ohren voll an mit diesen Worten: Paỳ! Tackkauè hihilalk, tach kauè noarà, Latarãn, atégehe, ekelraye, Kööpè, achibiraik, npeetèk &c. **Pater! gieb mir ein Kleid, gieb mir einen Hut, ein Messer, einen Ring, Glaskugeln, eine Axt, Salz, Taback** und Gott weiß, was noch alles. Ein Abiponer weckte mich einst im Schlafe auf, um Schnupftaback von mir zu fordern. Ich stand auf und gab ihm, was er verlangte. Giebt man ihnen, was sie wollen, so antworten sie: Kliri, **das wars.** Höflichere aber sagen: Kemen naachik oder Kimili naachik, **wie nützlich wird mir das seyn?** Kurz die Abiponer und Quaranier, vielleicht auch andere Amerikaner haben kein Wort, das eine Danksagung ausdrückte. Die Quaranier sagen also, ihren Dank zu bezeugen: Aguiyebete añgà, **das wird mir besonders nützlich seyn.** Antwortet man ihnen mit der größten Sanftmuth und Aufrichtigkeit, daß man das nicht habe, was sie verlangen, so rücken sie sogleich mit einer Grobheit hervor: **Wie schmutzig, wie lügenhaft bist du!** Kemen Oahárgek! Kemen apalaik akamì! Aber ich habe auch schon härtere Ausdrücke anhören müßen. Ein alter Abiponer und sonst ganz guter Mann forderte einst gebieterisch von mir ein Messer. Meine Antwort war, daß ich itzt keines hätte, daß ich ihm aber eines geben würde, so bald ich meine eben erwarteten Messer aus der Stadt bekäme. Dieß sagte ich ihm in dem sanftesten

und

und freundschaftlichsten Ton. Allein er versetzte mir mit einem bittern Lächeln: Wenn ich dir auf dem Felde zu Pferde mit dieser Lanze (er nahm die nächste in die Hand) begegnete, so möchtest du dich wohl nicht unterstehen mir zu sagen: ich habe keines. Kebachichi, ein sehr berühmter Partheyführer bei den Abiponern, kam einst von ungefähr nach S. Conception; er setzte sich in unserem Hause nieder und begehrte mit drohender Miene von meinem Amtsgefährten, dem P. Joseph Sanchez, einen Hut. Da dieser ihm antwortete, er habe keinen, versetzte der Wilde mit funkelnden Augen in vollem Grimm: Wie! du getrauest dich mir einen Hut abzuschlagen? Weist du denn nicht, daß ich der Priester Mörder bin! Denn etliche Monate vorher hatten die Abiponer unter dieses Mannes Anführung den P. Jakob Herrera, der mit etlich und zwanzig Spaniern von Cordoba zu den Quaraniern reisete, erschlagen. Außer dem muß man wissen, daß der P. Sanchez dem Kebachichi seine Bitte nicht einmal gewähren konnte, da er selbst damals keinen Hut hatte, und sich mit einem Strohhütchen begnügen mußte. Man darf sich aber auch nicht über die unzeitigen und täglichen Foderungen der Abiponer wundern; denn die Armuth macht sie ungestümm und ihr Hochmuth unverschämt, alles zu begehren. Folgendes ist die Ursache ihres Stolzes.

Sie wissen, daß sie von den Spaniern gefürchtet werden; und vergessen niemals der Niederlagen, die sie angerichtet, des Schreckens, womit sie das ganze Land so viele Jahre erfüllet, und der Siege, die sie über die Spanier erfochten haben. Daß sie den Frieden eingegangen, die Waffen abgeleget und sich in einer elenden Kolonie niedergelassen haben, um sich ruhig zu verhalten, rechnen sie den Spaniern als eine auf das Bitten und die Verheißungen der Statthalter ihnen zugestanden



Gnade an und behaupten, daß blos die Spanier und nicht die Abiponer daraus Nutzen zögen. Bei jeder abschlägigen Antwort, die wir ihnen geben mußten, wenn wir das, was sie verlangten, nicht hatten, klagten sie immer nicht ohne einen tiefen Seufzer, sie wären reicher und glücklicher gewesen, so lang sie mit den Spaniern Krieg geführet hätten, als itzt, da sie mit ihnen in Freundschaft lebten. Ach wie albern haben unsere Alten und Vornehmen gehandelt, jammerten die raubgierigen abiponischen Jünglinge, daß sie den Spaniern den Frieden zugestanden? Unberühmt und unglücklich welken wir in diesem Flecken dahin! Wenn wir Meyereyen oder mit Waaren von allen Gattungen bepackte Lastwägen plünderten, erhielten wir in einem Tage, was wir in vielen Monaten nicht brauchten; und was wir itzt weder mit Bitten noch durch andere Kunstgriffe erhalten können. Eing denk der vormals gemachten Beute, glauben sie den Spaniern ihre Freundschaft dadurch genug zu beweisen, daß sie sich nun vom Strassenraub, von Mord und Brand enthalten, und in ihrer Kolonie ruhig bleiben. Was sie immer von der Freygebigkeit der Spanier empfangen, sehen sie als dieser ihre Schuldigkeit an, und glauben, daß es noch wenig ist in Vergleich mit der Wohlthat, die sie dem ganzen Lande durch den Frieden angedeihen lassen.

In der That muß man es unter die Wunderereignisse unsers Zeitalters und die herrlichsten Siege rechnen, daß sich die Abiponer haben bewegen lassen in Kolonien beisammen zu wohnen; indem sie seit den Zeiten Karl des V. römischen Kaisers und Königs von Spanien, seit denen die Spanier so viele paraquayische Völkerschaften in ihre Bothmäßigkeit gebracht haben, die Anschläge der Europäer dadurch, daß sie bald flohen und bald fochten, zu vereiteln wußten. So viele wider

sie

ſie fruchtlos unternommene Züge überzeugten zuletzt den Soldaten, daß die Abiponer durch ihre Schlauheit, Geschwindigkeit, und hauptsächlich die Lage ihrer Wohnplätze, wodurch ſie die Natur ſelbſt ſchützet und unüberwindlich macht, aller Liſt und Macht der Europäer weit überlegen wären. Denn ihr Vaterland gleichet einem Labyrinth, der aus nichts dann Wäldern, unermeßlichen oft dürren Haiden, Moräſten, Teichen, Seen und Flüßen beſteht, die den Spaniern den Einbruch in dieſe Gegenden und den Abmarſch verwehren, wenigſtens erſchweren, allemal aber gefährlich machen. In ſolchen Schlupfwinkeln vertheidigten die Abiponer ihre Freyheit. Ihre Wohnplätze aber ſind ihnen, wie ich ſchon anderswo geſagt habe, ſtatt Veſtungen und Bollwerke; ihre dicken Wälder ſtatt einer Mauer, Flüße und Pfützen ſtatt Gräben, hohe Bäume ſtatt der Warten, und ſämmtliche Abiponer Ausſpäher und Kundſchafter geweſen. Damit nie die ganze Nation auf einmal aufgerieben werden konnte, theilte ſie ſich in verſchiedene Horden, und wohnte bald hie und bald da, damit ein Theil dem andern, wenn ſich etwas plötzlich vom Feinde zeigte, vor der Gefahr warnen und ſich wechſelweiſe Beiſtand leiſten könnte; und zum Theil auch damit ſie vom Feinde weniger entdecket würden. Es iſt eine alte Klage der Spanier, daß ſie die Abiponer weit härter fänden, als überwänden: Bringen uns heut Bothſchafter die Nachricht, daß ſie ſich in der Nähe und auf freyem Felde aufhalten, ſo hören wir morgen, daß ſie von dem geſtrigen Wohnplatze weit weg zwiſchen Wäldern und Moräſten verſtecket liegen, und daß uns alle Gelegenheit ſie anzugreifen abgeſchnitten iſt: denn ſobald die Wilden eine Gefahr wittern, eilen ſie ſogleich auf ihren leichten Pferden in ihre Zufluchtsörter hin, ſchicken auf allen Seiten Kundſchafter aus, und machen durch ihre unermüdete Wachſamkeit gemeiniglich die Anſchläge der Feinde zu

Waſ-

Wasser. So oft sie wider auswärtige Feinde in vollen Haufen ausziehen, pflegen sie immer das wehrlose Geschlecht, ihre Weiber und Kinder zu Haus zu lassen und in sichere Schlupfwinkel unter dem Schutz der Greise und Jünglinge zu verbergen. Meines Erachtens kann man es also den Abiponern nicht sehr verargen, daß sie auf so viele Einladungen so lange Anstand genommen haben in unsere Kolonien zu kommen. Da sie in den Flecken von den Schlupfwinkeln, ihren Festungen, entfernet, und dem Anfall jedes Feindes bloßgesetzet sind, so glauben sie itzt Freyheit und Sicherheit verkauft zu haben. Denn ungeachtet ihnen die Spanier tausend Versicherungen von ihrer Freundschaft geben, so trauen sie dennoch, immer eingedenk der Schlingen, die jene ihren Vätern geleget hatten, und der dadurch veranlaßten Trauergeschichten, nie ihrer Freundschaft und Treue. Das Andenken der Beleidigungen pflanzt sich öfter als das der Wohlthaten auf die Nachkommen fort. Wunden, die den Ahnen versetzt wurden, reizen nicht selten die Enkel zur Rache.

Ich versichere meinen Lesern hoch und theuer, daß ich alles mögliche versucht habe den Abiponern Liebe und Zutrauen zu den Spaniern einzuflößen. Wenn sie nicht in Paraquay gekommen wären, sagte ich, so hättet ihr bis auf diese Stunde weder Pferde noch Ochsen noch Hunde, Thiere, die euere Glückseligkeit ausmachen. Ihr müßtet noch wie Schildkröten auf der Erde herumkriechen, und Wildprät statt Rindfleisch essen. Wie mühsam, wie mager würde es zuweilen mit der Fischotter- Kaninchen- und Straußenjagd aussehen, wenn es euch an Windspielen gebräche? Diese getreuen Wächter schützen euch überall durch ihr Bellen, daß ihr nicht unvermuthet vom Feind überfallen werdet. Die Pferde, euere Busenfreunde und irrdischen Gottheiten, wenn

ich

ich so sagen darf, euere unentbehrlichen Gehilfen im Kriege, auf der Jagd, der Reise, selbst in Wettspielen, sind euch durch die Spanier zu Theil geworden. Ihr übertreffet euere Vorfahren an Heldenkraft, warum? Weil sie zu Fuße giengen, ihr aber beritten seyd. Ich möchte euch also mit Steinen und Klötzen vergleichen, wenn ihr nicht den Spaniern von Herzen gut werdet, als die euch so nützliche Dinge aus Europa herüber in eueren Welttheil gebracht haben. Allein alles das ist nichts mit dem Lichte der göttlichen Religion verglichen, das euch von den Spaniern angezündet worden ist. Aus ungeheuchelter Begierde, euch glücklich zu sehen, bieten sie euch Religionslehrer an, die sie mit grossen Kosten und auf ihren Schiffen aus Europa bringen lassen. Hieraus könnet ihr die Liebe und Treue ermessen, die ihr den Spaniern für ihre wohlthätige Vorsorge und Neigung schuldig seyd. Sie haben wider euch und euere Ahnen die Waffen ergriffen, ich läugne es nicht; aber sie thaten es von euch gereizet, um euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. In Zukunft werden sie euere Freundschaft mit der ihrigen erwiedern, wenn ihr euer Mißtrauen und euern Haß gegen sie ableget, wenn ihr euch gegen ihre Gefälligkeiten erkenntlich weiset. Ich habe ihnen in diesem Tone öfter als einmal vorgepredigt. Keiner getrauete sich mir öffentlich zu widersprechen. Indessen glaubten sie doch mehr ihren Augen als ihren Ohren, mehr den Thaten der Spanier als den Worten der Missionarien. Ihre Gesinnungen in Ansehung der Spanier flüsterten sie oft manchmal in unserer Abwesenheit, wenn sie so vertraulich miteinander schwätzten, heimlich einer dem andern in das Ohr: Die Spanier wären blos auf ihren Nutzen bedacht und bekümmerten sich wenig um das Wohl der Indianer; hielten den Frieden, solang sie den Krieg fürchteten; wären aber selbst am meisten zu fürchten, wenn sie den Indianern

am

am vorzüglichsten schmeichelten. Thaten und Worte stimmten bei ihnen nicht überein, so wenig als ihre Sitten und das Gesetz, zu dem sie sich bekannten. Verweiset man weiters den Abiponern ihre Pferddiebstähle, die sie in den Meyereyen der Spanier verübten, so läugnen sie, daß dieses ein Diebstahl ist. Sie behaupten, die Spanier eigneten sich widerrechtlich ihren Grund und Boden zu, und folglich sey alles, was sie besäßen, ihr; weil es auf ihrem Eigenthume wüchse. Man erschöpfet eher seine ganze Beredsamkeit, ehe man ihnen diese Irrthümer aus dem Kopfe und ihren alten, von ihren Vätern ererbten Groll aus ihrem Gemüthe bringt. Und dieses müßte man dennoch über sie gewinnen; denn wenn sie den Spaniern keinen aufrichtigen Frieden und keine wahre Freundschaft verheißen, so wissen alle, daß wir sie nicht in unsere Kolonien nehmen und bilden konnten. Alle Indianer, die sich in Amerika unserem Unterrichte und unserer Obsorge anvertrauet hatten, waren zwar nicht Privatleibeigene der Spanier, wie viele den königlichen Gesetze zuwider behaupteten, aber doch immer Unterthanen des Königs in Spanien. Dieses gilt nicht blos von den Quaraniern und Chiquiten sondern auch von den christlichen Mokobiern, Abiponern und anderen paraquayischen Völkerschaften, die wir gebildet hatten.

Aber setzen wir nun, daß sich die Abiponer zum Frieden mit den Spaniern und zur Annahme einer Kolonie geneigt finden lassen. Gott! wie viele und wie fast unübersteigliche Schwierigkeiten sind noch bei der Umwandelung ihrer Sitten zu bekämpfen! Von ihrem Knabenalter an haben sie Zeit ihres Lebens gemordet und geraubt. Durch dieses Räuberhandwerk hatten sie sich ihre Habschaften, ihren Kriegesadel und ihre rauschenden Namen erworben (so wie sich Scipio durch die

Ver-

Verheerung von Afrika den Beinamen des Afrikanischen und ein anderer durch Deutschlandes Bezwingung den Zunamen des Deutschen erwarb). Der den meisten Spaniern die Köpfe abgeschnitten, die meisten Meyereyen und Frachtwägen geplündert, ist bei ihnen der Trefflichste. Sie hielten viel darauf, wenn man mit Fingern auf sie wies und sagte: der ists. Wie schwer fiel es ihnen, daß sie nicht mehr an die Spanier Hand anlegen durften; daß ihnen die Gelegenheit Beute zu machen, Siege zu erfechten, und in ihre Kriegstrompete zu stossen abgeschnitten war; daß sie also dürftig, unberühmt und unthätig zu Hause bleiben mußten, in einer Kolonie, wo sie statt der feindlichen Köpfe Holz zu spalten, ihre Lanze mit der Pflugscharre zu verwechseln, mit widerspenstigen Ochsen pflügen, und mit gebeugten Knieen in der Kapelle unter den Kindern den Religionsunterricht zu erlernen, kurz, gewissermassen wieder Kinder zu werden gehalten wären. Wie sollte dieß nicht alten Kriegsgurgeln, die da wissen, daß sie nicht eine Stadt, sondern das ganze Land so lange Zeit in Schrecken gesetzt haben, schwer und beinahe unerträglich vorkommen? Nach und nach legten aber dennoch auch die Alten ihre Wildheit ab, und gewöhnten sich allmählich an die Ordnung unserer Kolonien: wiewohl wir an ihnen beständig erfuhren, daß die Natur, man mag ihr Gewalt anthun wie man will, stets wieder zurückkehre. Die meiste aber undankbarste Mühe kostete uns die Zähmung der alten Weiber, und der noch nicht mannbaren Jünglinge. Jene glaubten aus Anhänglichkeit an den alten Aberglauben, groß unrecht zu thun, wenn sie auch nur einen Nagelbreit von ihren barbarischen Gebräuchen wichen. Diese wollten in ihrer Brunst nach Freyheit und Herumschwärmen, der Arbeit gram, durch Rauben Pferde und Ruhm erhaschen; damit sie nicht aus der Art ihrer Väter zu schlagen scheinen, als welche sich täglich mit den feindlichen Heer-

schaa-

schaaren, die sie geschlagen, den Flecken, die sie eingeäschert, den Meyereyen, die sie geplündert, den Pferden, die sie weggetrieben, den Gefangenen, die sie gemacht, und endlich mit den Wunden, die sie empfangen oder versetzet haben, unaufhörlich prahlen.

Einen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge, kennen die Abiponer nicht einmal dem Namen nach, wie ich im achten Hauptstück **von der Religion der Abiponer** mit mehreren gesagt und bewiesen habe. In ihrer ganzen ziemlich reichhaltigen Sprache findet sich nicht ein einziges Wort, welches den Begriff eines Gottes oder etwas Göttlichen ausdrückte. Den Teufel (sie nennen ihn Keebèt) geben sie den zärtlichen Namen ihres Großvaters, Groaperikie; und ungeachtet sie ihm weder opfern noch auch sonst eine Art Achtung erweisen, so fürchten und scheuen sie sich doch vor ihm, daß er ihnen nicht schade. Wir lehrten sie endlich ihn verachten, blos an das höchste Wesen glauben und dasselbe gottesdienstlich ehren. Wir hießen sie alle diese abergläubischen Possen, alle ihre lächerlichen Meinungen, die sie mit der Milch eingesogen, denen sie, sobald sie selbe aus dem Munde der alten Veteln gehöret, von ihrem zartesten Alter an den unbeschräaktesten Beifall wie Orackelsprüchen gegeben hatten, als lächerliche Albernheiten, und altweibische Märchen verachten, dafür aber die Geheimnisse unserer Religion, die auch die Fassungskraft des Scharfsinnigsten übersteigen, für ungezweifelte Wahrheiten ansehen. Es war kein Leichtes sie dahin zu bringen, daß sie den Meinungen ihrer Väter und Ahnen, deren Ansehen bei diesen Völkern unbegränzt ist, entsagten, und dafür Gesetze und Sitten eines andern Welttheiles annahmen, die den ihrigen schnurstracks zuwider liefen. Vorher durften sie sich so viele Weiber nehmen, als sie wollten, und sie

wieder, so oft sie wollten, ohne jemand zu befragen, oder eine Ahndung darüber befürchten zu müßen, verstossen. Diese Zügellosigkeit, und der Gedanke an den Verlust ihrer Freyheit schreckte viele von der Annahme der Religion ab, und reizte wieder andere sie zu verlassen. Die jüngeren Weiber geben dem Christenthume ihren ganzen Beifall, preisen es und äußern nicht nur selbst ein Verlangen darnach, sondern suchen auch ihre Männer zu bereden Christen zu werden, schon aus dem Grunde, weil, wenn diese einmal getauft sind, sie ihre Weiber weder vermehren noch verstossen dürfen. Die alten Indianerinnen hingegen, die bei ihrem Volke die Sittenlehrerinnen, Vorsteherinnen der Gebräuche und Prophetinnen sind, setzten sich immer der Ausbreitung des Christenthums aus Leibeskräften entgegen; weil, je mehrere von ihren Landesleuten das Christenthum annahmen, ihr Ansehen desto mehr herabsank, und ihre Einkünfte versiegten. Sie botten daher alle ihre Verschmitztheit auf, nahmen Drohungen und andere Kunstgriffe zu Hilfe, um nur ihre Hordegenossen von dem Eintritt in die Kirche, von dem Unterricht der Priester und der Taufe abzuhalten.

Die Gewohnheit des Zusammentrinkens hatte in den Gemüthern der Abiponer so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es mit der Ausreutung der Trunkenheit schwerer und langsamer hergieng, als mit der Abgewöhnung aller ihrer übrigen Laster. Sie enthielten sich schon des Raubens und des Mordens, der abergläubischen Gebräuche rc. begnügten sich mit einem Weibe; fanden sich oft bei unseren Religionsübungen ein; verlegten sich fleißig auf den Ackerbau und baueten sich zierliche Wohnungen; kurz sie schienen bereits gebessert und zahm zu seyn. Allein daß sie nicht aus verschiedenen Anläßen nach ihrem alten Herkommen zusammensäßen, und ihre

Sinne mit Honig = oder Johannesbrodgetränke berauschten, konnten wir kaum von ihnen zuwege bringen. Allein wer mag dieß Wilden verargen, nachdem man weiß, daß die Trunkenheit nicht nur bei den gesittetesten Völkern in Europa sondern auch bei unseren Gegenfüßlern auch itzt noch im Schwange geht. Ungeachtet Paraquay, theils wegen seiner Ameißenheere, die alle Reben zernagen, und theils wegen der unendlichen Menge Wespen und Holztauben, welche die reifen Trauben wegfressen, wenig Wein erzeuget, so mangelt es doch nicht an Vollsäufern, indem daselbst der Brandwein und andere aus verschiedenen Früchten ausgepreßte Getränke durchgängig die Stelle des Weins vertretten. Auch die abscheulichen Beispiele, die die Christen den Abiponern geben, hemmen gar sehr die Fortschritte ihrer Besserung. Paraquay wird nicht nur von Spaniern und Portugiesen, sondern auch von Schwarzen, eingebohrnen Indianern, und solchen, die aus vermischten Ehen abstammen und Mulaten, Mestizos, Quarterones, Puchueles &c. genennet werden, bewohnet. Bei einem solchen Zusammenfluß so verschiedener Menschenklassen, deren Sitten die unsträflichsten eben nicht immer sind, ist es kein Wunder, wenn man nicht wenige antrifft, **die da sagen, sie kennen Gott, durch ihre Thaten aber solches läugnen**; denn ungeachtet sie sich zum katholischen Glauben bekennen, **so ist doch ihr Wandel heidnisch; sie sind Feinde des Kreuzes Christi; weil ihr Gott der Bauch ist.** In den Städten und Meyereyen hat schon lange eine solche Frechheit im Rauben, eine solche Sittenlosigkeit, unverschämte Unzucht, Straflosigkeit der Mörder und schändlichsten Verbrecher überhand genommen, daß man die Wohnplätze der Wilden mit jenen verglichen die Freystätte der Tugend, Menschlichkeit und Schaamhaftigkeit nennen könnte. So viele eingebohrne oder neuangekommene Bösewichter stecken die

Wilden

Wilden mit ihren verderbten Sitten an, lehren sie noch nie gekannte Laster, und machen dadurch, daß sie dem Priester nichts glauben; indem der alten Christen Worte und Thaten, die sie täglich sehen und hören, den Lehren der Missionarien geradezu widersprechen. Das Pestartige dieser bösen Beispiele, deren traurige Folgen man nie genug beweinen, mit keinem Fleiß wieder gutmachen kann, erfuhren wir täglich. Ich will nur ein Beispiel davon anführen. Der Cacique Ychoalay, ein unglaublich scharfsinniger Mann, der sich viele Jahre unter den Spaniern aufgehalten hatte, machte einst dem P. Brigniel freundschaftlich einen Einwurf, wodurch er ihm zu beweisen suchte, daß unser strenges Verbott in Ansehung der Vielweiberey ganz überflüßig sey. Warum, sagte er, gestattest du den getauften Abiponern nur ein Weib? Sind denn die Bewohner der Städte keine Christen? Oder glaubst du etwa, daß sie sich mit einem Weibe begnügen? In Wahrheit du irrest sehr, mein Pater! wenn du dieses glaubest. Die meisten haben viele. Sie fallen unverschämt alle Weiber an, die ihnen begegnen, wie sie die Lust ankömmt, oder Gelegenheit dazu haben. Dieß sagte der Indianer, der einst die freche Ausgelassenheit, die Verführung und die Schandthaten der Einwohner der spanischen Kolonien selbst beobachtet hatte. Du prägest uns immer ein, fuhr Ychoalay fort, ein Christ dürfte nicht stehlen. Warum nehmen denn die Spanier, die sich auch Christen nennen, unsere Pferde heimlich mit, sobald sie ihnen anstehen? Uiber alles dieses konnte man den Ychoalay nicht Lügen strafen, es wäre denn, daß wir sagen wollten, daß uns Augen und Ohren täuschten. Die Indianer, welche bei den Christen, und die Christen, welche bei den Indianern eine Zeitlang gefangen waren, die Ankömmlinge aus den Städten, die Besatzungs-Soldaten und die spanischen Viehwärter sind eine gewisse Pest für die

abiponischen Kolonien. Ich würde kein Ende finden, itzt da ich zum Ende meiner Geschichte eile, wenn ich alles, was mir hierüber bekannt ist, niederschreiben wollte. Daß durch die ärgerlichen Beispiele der Christen der Fortgang des Christenthums bei den Indianern am meisten gehemmet und gehindert wird, ist eine unläugbare Wahrheit. Möchten nur die alten Christen in Amerika einmal anfangen einen christlichen Lebenswandel zu führen: und die Abiponer, Mokobier, Tobas, Mataquayos, Chiriguanas, Bajas, Payaquas, Vilelas, Lenguas, Lules, Chunipies, Serranos, Patagones, Aucas, &c. kurz alle Indianer in Paraquay werden ihre Wildheit ablegen und Christen werden. Eben dieses behauptete auch einstens der h. Chrisostomus (in seiner 10. Homilie über das 1. Sendschr. an den Tim.) da er sagt: **Niemand würde ein Heid bleiben, wenn wir uns beflissen, so wie sichs geziemet, wahre Christen zu seyn.** *) Uiber diesen Gegenstand predigte einst in einer Kirche zu Buenos Ayres vor dem Statthalter, Joseph Andonaegui, und den ansehnlichsten Einwohnern der Stadt unser P. Dominikus Muriel aus Spanien, ein Mann von besonderer Gelehrsamkeit und Tugend und nachmals ein sehr berühmter Lehrer der Theologie auf der Universität in Cordova. Er hat die meisten obrigkeitlichen Aemter in unserer Gesellschaft verwaltet, lebt noch zu Faenza, und ist der Verfasser eines sehr nützbaren Werkes, welches im Jahr 1776 unter dem Titel: **Jahrbücher der neuen Welt**; zu Venedig herauskam. Er hatte die Uiberfahrt aus Europa in die neue Welt mit mir auf dem nämlichen Schiffe gemacht,

*) Nemo gentilis esset, si nos, ut oportet, Christiani esse curaremus.

gemacht, und war erst etliche Tage vorher in Buenos Ayres angelanget, als er über die oben berührte Materie von der Kanzel herab nachdrücklich und freymüthig in meiner Gegenwart zu seinen überaus zahlreichen Zuhörern sprach und seinen Satz mit den triftigsten Beweisgründen erhärtete. Doch setzte er weislich hinzu und gestand, daß es zu allen Zeiten in Paraquay Statthalter und andere Spanier gegeben habe, die nicht nur das christliche Gesetz pünktlich beobachteten, sondern sich auch die Ausbreitung unserer geheiligten Religion unter den Wilden mit Worten und Thaten, Gesetzen und Geschenken eifrig angelegen seyn ließen. Ich bin selbst Zeuge von der Wahrheit dieses Vorgebens; indessen haben dennoch die vielen Boshaften durch ihre giftigen Beispiele der Bekehrung der Indianer mehr Hindernisse gelegt, als selbe die wenigen Rechtschaffenen befördern konnten. Wir sahen die Reinigkeit der Sitten und die christliche Frömmigkeit in den Kolonien der Quaranier in einem hohen Grade blühen; schon aus dem Grunde, weil uns durch königliche Verordnungen verboten war, allen Fremden ohne Unterschied den Zutritt in unsere Kolonien zu gestatten. Ansehnlichere Spanier hingegen bewirtheten wir selbst, erwiesen ihnen alle Ehren, und ließen sie nicht nur in dem Flecken und allen Häusern herumgehen, sondern luden sie auch stets zu unserem Tische. Uibrigens konnten wir nicht wachsam genug seyn, liederliche Herumschweifer von der niedrigsten Volksklasse von unserem Flecken hindannzuhalten, oder sie wieder hinauszuweisen. Aus dem neuen Flecken S. Stanislaus allein (er war von wilden Indianern bewohnet) wurden innerhalb zwey Jahren siebzig Knaben und Mädchen heimlich zum großen Herzenleid ihrer Eltern in die Dienstbarkeit geschleppet Ich habe dem Bischof und dem Statthalter diese Frevelthat gemeldet. Beide ergrimm-

ten darüber, und droheten den Räubern, ich weiß nicht, was alles. Allein ihrem Zorn gebrach es an Nachdruck, und ihre Drohungen waren blosses Wetterleuchten, in einem Lande nämlich, wo die aufrührischen Einwohner einst ihre Bischöfe verjagten, und ihre Statthalter gefesselt in Kerker warfen.

---

# Sechs und vierzigstes Hauptstück.

## Beträchtlicher Nutzen, den die abiponischen Kolonien gestiftet haben; wiewohl man einen größeren davon erwartete.

Die vier Kolonien, S. Hieronymus, Conception, S. Ferdinand, und zum h. Rosenkranz waren eben so viele Pflanzschulen, worinn der abiponischen Nation Menschlichkeit und Religion beigebracht wurde. Alle Hindernisse, die den Fortgang der Religion solang zögerten, hoben oder überwanden zuletzt die Missionäre durch ihren Fleiß und unerschöpfliche Gedult. Nachdem die Abiponer die Wildheit und den Aberglauben allmählich abgeleget hatten, so zähmten wir ihre rohen Gemüther durch unsere apostolische Sanftmuth, so gut wir konnten. Die vorher wie die wilden Thiere vom Raub oder von der Jagd gelebt hatten, haßten nun die Arbeit nicht mehr, sondern verlegten sich mit ganzem Ernste auf den Ackerbau. Die sich vorher im Rauben am meisten ausgezeichnet und herumgetummelt hatten, thaten sich auch nachmals im Acker- und Häuserbau hervor. Um andere zu übergehen, so waren Ychoalay, Kebachichi, und Tañerchin in den vorigen Jahren die berühmtesten Kriegshelden, der Schrecken der Spanier, und die glücklichsten Anführer der Nation: sobald sie hingegen in die Kolonie kamen, waren sie die geschicktesten und fleißigsten Ochsenbändiger, Ackersleute und Baumeister. Ihre Leute, die sie vorher zum Morden anführten, eifer-

eiferten sie nun mit Worten und Beispielen an, zu ihrem Häuserbau Bäume zu fällen, den Leimen mit Füßen zu zerkneten, und die Felder zu pflügen, und wären selbst die thätigsten unter allen. Zu S. Hieronymus, der vornehmsten aus den vier Kolonien, ließen sich die meisten und in den andern nicht wenige taufen, und traten also zur Fahne Jesu Christi. Es ist wahr, viele weigerten sich dessen eine Zeit, solang sie nämlich noch einer völligen Gesundheit genossen: aber sie bequemten sich dennoch auf dem Sterbebette dazu. Wer mag die Kinder zählen, die wir in den abiponischen Kolonien getauft und in den Himmel abgeschicket zu haben freudig erinnern. Von den Jünglingen und Erwachsenen gaben uns viele durch die Unschuld ihres Wandels, Aufmerksamkeit auf den Religionsunterricht, Ehrerbietung gegen die Kapellen und geistlichen Bilder, durch ihren Andachtseifer und Gebrauch der Sakramente unzweydeutige Beweise einer tiefgegründeten Gottesfurcht und Verehrung der Heiligen. Doch that sich das weibliche Geschlecht in den Religionsübungen wie überall immer am meisten hervor. Die umständliche Anführung der Beweise würde zu weitläuftig ausfallen; doch glaubte ich dieses alles nicht gänzlich übergehen zu müßen.

Ychohake, der leibliche Bruder des von mir so vielmal angerühmten Ychoalay, ein Mann, der Zeit seines Lebens sich im Rauben und Morden ausgezeichnet hatte, und daher es werth war, den Helden seiner Nation beigezählet zu werden, beschloß seine verruchten Tage mit einem herrlichen Tod. Da er schon lange hinwelkte, verlangte er etliche Monate vor seinem Hinschiede getauft zu werden. Als er aber im Begriffe stand, aus diesem Leben aufzubrechen, ließ er seinen Bruder, seine Gattinn und übrigen Verwandten, die um sein Lager herumweinten, abtretten, damit er nicht in dem, was

er noch mit dem Priester zu thun hatte, durch die unnützen Thränen der Anwesenden gestöret würde. Von den Schwarzkünstlerinnen, die sonst den Sterbenden zu umlägern, mit Trommeln, Kürbißklappern, greulichem Klagegeheul, Bespritzung mit kaltem Wasser und hundert dergleichen Albernheiten bis zu seinem letzten Abdruck zu quälen pflegen, ließ er keine in sein Haus, um hiedurch öffentlich seinen Abscheu vor dem alten Aberglauben an Tag zu legen. Weil es schon tief in der Nacht war, bat er den P. Brigniel, der bei ihm stand, schlafen zu gehen. Ich werde dich wieder ruffen lassen, wenn ich die Annäherung meiner Sterbstund empfinden werde. Er hielt auch Wort; und starb zwey Uhr vor Tags in seinem Beiseyn voll Glauben und Zuversicht am h. Dreyfaltigkeitsonntage. Weil er bereits die abergläubischen Gebräuche von Herzen haßte, so verbott er nach der alten Gewohnheit seiner Landesleute bei seinem Grabe Pferde und Schaafe zu schlachten, und hinterließ sie seiner Tochter zum Erbgut. Die vornehmeren Abiponer gruben ihm selbst auf der Stelle, wo er in der Kapelle begraben seyn wollte, sein Grab aus, welches sonst das Geschäft der Weiber ist. Wir begruben ihn auch ohne das Geheul und die Cäremonien der Weiber nach römischem Gebrauch. Ychoalay zerfloß in Thränen; weil er keinen Bruder mehr hatte. Hemakiè, von dem ich anderswo mehr geschrieben habe, und mehr andere, die Zeit ihres Lebens blos Spanier plünderten und erschlugen, starben in meiner Gegenwart, eines sehr christlichen Todes. Noch schwimmt meine Seele in Freuden, wenn ich mich an die Taufhandlung des hundertjährigen Kaamalarin, der sich durch seine Thaten bei den Seinigen so berühmt gemacht hatte, erinnere. Ich kannte keinen Abiponer, der unserer Religion abgeneigter und gegen die Spanier erboster war, als er. Saß er in seinem Gezelte, und ersah einen

Spanier auch nur von Weitem vorübergehen, so schrie er alsogleich in seinem Grimme: Kainiogeneteguink, Zurück, Hund! Ein abtrünniger Abiponer hatte ihn, wer soll das glauben? zur Empfangung der Taufe beredet. Ein getauftes abiponisches Mädchen verbarg sich in Begleitung ihrer Mutter viele Nächte in einem von Tiegern und Schlangen häufig besuchten Wald, die abscheuliche Heurath zu vermeiden, zu der sie voraussah, daß sie der wilde Piazanoirin, einer der ärgsten Feinde unseres Glaubens, zwingen würde. Die schwelgerischen Trinkgebothe wurden entweders selten, oder ganz abgestellet. Die Vielweiberey und das Verstossen der Gattinen hörte gleichfalls größtentheils auf. Die unmenschliche Gewohnheit, die Frucht zu tödten, verabscheueten selbst die Mütter, wiewohl sie fast bei allen berittenen Nationen in Paraquay Mode war. Die meisten entbehrten auch lieber der ihnen sonst unentbehrlichen Dinge, die sie vorher im Uiberfluße hatten, als daß sie sich selbe durch Kunstgriffe, die im göttlichen Gesetze verbotten sind, und die ihnen vorher so geläufig waren, erwürben. Auch äußerten sie von Zeit zu Zeit mehr Neigung zu den Spaniern. Kepakainkin (nachmals hieß er Machafri) ein von allen Seiten pestartiger Mann, der des Haßes seiner Landesleute vollkommen werth war, sagte zuweilen den Spaniern Schmeicheleyen vor, um von ihnen Geschenke zu erhaschen, bei den Abiponern hingegen ließ er nichts unversucht, ihre Gemüther wider die Spanier aufzubringen. Zu S. Hieronymus (er war eben daselbst angelangt,) kam er von ungefehr zu einer Gesellschaft Abiponer. Da er nun wie gewöhnlich von der Verfolgung und Vertreibung der Spanier anfieng, entbrannte Tanerchin, ein herzhafter Mann von den beßten Gesinnungen; stracks griff er nach seinem Kolben, und zerschmetterte dem aufrührischen Kebahainkin mit einem gewaltigen Streich den

Arm. Rede ein andermal, fuhr er ihn an, solche Dinge nicht. Wir denken itzt von den Spaniern ganz anders. Sie sind unsere Freunde und Bundesgenossen. In diesem Flecken denken und reden wir gut von ihnen. Trolle dich weiter mit deinen Schimpfreden und Albernheiten. Wirklich vereinigten sich die Abiponer auf jeden Wink der königlichen Statthalter mit den spanischen Reitern und zogen mit ihnen wider was immer für Feinde zu Feld. Auch kehrten sie nie nach Hause, daß ihnen nicht die spanischen Statthalter das herrlichste Lob beigeleget hätten.

Außerdem wird auch kein Mensch läugnen, daß diese Kolonien ganz Paraquay genützt haben; denn nachdem die Abiponer den Frieden angenommen hatten, und wir sie in den Flecken wie in Kefigen eingesperret hielten, konnten die Spanier erst wieder frey athmen. Auf den Landstrassen, auf welchem die Waaren der Kaufleute hin = und wiedergebracht werden, herrschte wieder Sicherheit. Die Meyereyen sind bekanntermassen die vornehmsten Quellen des Wohlstandes von Paraquay und Tukumann. Nun wurden in dem Flecken, die man vorher aus Furcht vor den Abiponern verlassen hatte, neue errichtet; die alten aber mit neuem Vieh vermehret. Auch anderen Wilden als den Mokobiern, den Tobas und Quaycurus, die sonst ebenfalls das spanische Gebieth zu verheeren pflegten, wurde grossentheils die Gelegenheit dazu abgeschnitten, also zwar, daß die Spanier, während daß wir bei den Abiponern Wache halten und der Gefahr uns aussetzen mußten, im Schooße des Friedens ruhig und sicher lebten, aber auch nie ein Bedenken trugen, uns die Erhaltung ihres Lebens und ihres Vermögens zuzuschreiben. Wir haben endlich so viel zuwege gebracht, daß sich die ganze abiponische Nation in dreyen Kolonien (denn die vierte zum h. Rosenkranz

wurde

wurde später angelegt) niederließ. Ich läugne nicht, daß viele aus den Flecken entwichen, ihre Waffen wieder ergriffen, und nach ihrer alten Gewohnheit den Spaniern aus den unvertheidigten Meyereyen die Pferde schaarenweise wegtrieben. Aber ich habe schon an einem anderen Ort gesagt, daß die Spanier daran Schuld waren; da sie fast niemand als die Weiber zurückließen und alle Männer zur Eroberung der sieben guaranischen Flecken am Uruguay, um selbe nach dem eingegangenen Vergleich den Portugiesen übergeben zu können, wegschickten. Was für unglückliche Folgen gedachte Unternehmung sowohl für die Spanier in Paraguay als auch für die abiponische Flecken nach sich gezogen hat, scheue und schäme ich mich zu erzählen. Gewiß ist aber auch, daß nicht wenige Abiponer ihres vieljährigen Aufenthalts in den Kolonien ungeachtet, aus verstockter Anhänglichkeit an ihre Gebräuche, die Taufe und unsere Religion niemals annahmen, wiewohl sie übrigens niemand etwas zu Leid thaten. Wir bedauerten sie, aber wir verwunderten uns darob nicht. Ergaben sich denn die Römer, die Griechen oder die Jüden alsogleich an die Aposteln, da sie ihnen das Evangelium verkündigten? Wurden denn gleich in den ersten Jahren die Götzentempel eingestürzt und die Synagogen eingerissen? Viele Jahrhunderte wurde darüber gearbeitet, und Unzählige ließen sichs ihren Schweis und ihr Blut kosten, bis alles zu Stande kam, und dennoch sind wir noch nicht am Ende. Ach! welch ein kleiner Theil des Menschengeschlechts bekennet sich zum Christenthume? Wie viele hingegen folgen noch der Lehre des Moses, des Muhameds, des Confutius, dem Gesetze der Natur und dem Götzendienste? Eine bejahrte tief eingewurzelte Eiche fällt wahrlich nicht auf einen Streich. Den lächerlichen Aberglauben der Abiponer und ihren Hang zum Herumschweifen und zur Strassenräuberey, den sie

durch das Beispiel ihrer Ahnen rechtfertigten, und der ihnen durch die Gewohnheit gleichsam zur anderen Natur geworden war, aus ihren Gemüthern auszureuten schien fast jedermann ein äußerst langwieriges Geschäft zu seyn, dessen glückliche Vollendung man kaum hoffen dürfte. Denn man weiß aus Erfahrung, daß den berittenen Wilden als den Malbalàs, Charruas, Aucas, Tobas, Mbayas, Quaycurùs, den Mokobiern und Chiriquanern ꝛc. weit schwerer und langsamer als den unberittenen Menschlichkeit und Religion beigebracht wird. Die eingewurzelte Zügellosigkeit, mit ihren leichten Pferden das ganze Land zu durchstreifen und zu rauben gleichet einem süßen Gifte, das man, sobald es sich in die Adern eingeschlichen hat, kaum wieder herausbringen kann. Eben dieser Meinung war auch der h. Franziskus Xavier. Ob er gleich nichts unversucht gelassen hat, nicht nur die benachbarten asiatischen Völker sondern auch die entfernteren Chineser und Japaneser zu bekehren; so kam es ihm doch nie in den Sinn den Badagas, einem berittenen und an die Räuberey gewöhnten Volke, das nahe bei dem Königreiche Narsinga oder Bisnaga seinen Sitz hat, das Evangelium zu predigen, weil er weislich voraussah, daß Mühe und Arbeit an ihnen verloren seyn würde, welche er mit gewisserem und größerem Nutzen zum Seelenheil anderer Nationen verwenden könnte.

So gut auch die Unbiegsamkeit und der Starrsinn der berittenen Wilden den paraquayischen Missionarien bekannt war, so glaubten sie dennoch, jene auf keine Weise vernachläßigen zu müßen, schon darum, weil ihre Zähmung und Bildung auf den Wohlstand und die Ruhe des ganzen Landes den wichtigsten Einfluß hatte. Allein die mußten künstlich zu Werke gehen, die sie unterrichten und gesittet machen wollten. So wie wilde

Pferde

Pferde mit Streicheln und Kinder durch Zucker und Schmeicheleyen sich gewinnen lassen; so wie die Aerzte die Wunden gelinde anzufühlen pflegen, daß sie nicht gereizet werden, so muß man auch die berittenen Indianer, die da allemal stolzer sind als die unberittenen, mit einer besonderen Sanftheit und so zu sagen Nachgiebigkeit anreden, erinnern und zurechtweisen; und nur langsam mit ihnen eilen, damit man nicht durch Strenge und einen unzeitigen Eifer die Frucht in ihrem Keime ersticke. Einen ausgewachsenen Baum zersplittert man, wenn man ihn biegen will. Man erschreckt und verjagt aus den Wäldern neu angekommene Wilde, wenn man mit dem glühenden Eifer eines Elias ihre wiedersinnischen und abergläubischen Gebräuche gleich auf den ersten Anblick abstellen und nach dem Gesetze des Christenthums einrichten will. Voreilige und hitzige Köpfe waren oft das Verderben neuer Kolonien so wie der Kriegsheere. Ein kluger Zauderer, der mit Gelindigkeit und sanfter Nachsicht, so weit es die Religion gestattet, seine Sache angreift, wird mit der Zeit auch von den wildesten Indianern alles erhalten, besonders, wenn er seine süßen Worte mit Geschenken begleitet. Der nicht nur seiner Heiligkeit sondern auch seiner Weisheit wegen grosse Pabst Gregorius, schrieb vorsichtig an den Augustinus, den er zum Apostel von England und Lehrer des Evangeliums bestimmet hatte: er sollte nur langsam den Saamen zum Christenthume legen; nicht auf den ersten Anblick die bösen Sitten und Gebräuche von Grund aus zerstören und ausreuten wollen. In einigen Dingen möchte er etwas durch die Finger sehen, bis die Erndte dieses neuen Ackers zum Schnitte reif wäre. So erzählt es unser P. Ribadeneira in der Lebensgeschichte dieses Pabstes. Solche Vorsichtsregeln band der grosse Gregorius dem Augustinus ein nach dem Beispiele des h. Apostels Paulus, als welcher die Jüden in den er-

sten

sten Zeiten der Kirche bisweilen mit vieler Nachgiebigkeit behandelte, besonders da er seinen Schüler Timotheus beschnitt, wie aus der Geschichte der Apostel XVI. K. 3. V. erhellet. **Paulus wollte, (so heißt es daselbst) daß dieser (der Timotheus) mit ihm reisete: und er nahm ihn, und beschnitt ihn der Jüden halber, die dort waren. Denn alle wußten, daß sein Vater ein Heid war.**

So viele Nachsicht wir immer gegen die Wilden brauchten, so glaubten wir dennoch nie durch die Finger sehen oder schweigen zu müßen; so oft wir etwas der Religion Zuwiderlaufendes oder anderen Nachtheiliges verhindern konnten. Sterbenden Kindern durch die Taufe eine glückliche Unsterblichkeit zu verschaffen, setzten wir uns oft Lebensgefahren aus; indem sich die Wilden sehr oft unserer Absicht widersetzten, und mit der Lanze in der Faust auf uns losgiengen, weil sie in dem thörichten Wahn stehen, daß die Taufe der Christen den Tod beschleunige. Noch fährt mir ein Schauder durch alle Glieder, so oft ich mich an die Nacht erinnere, da der P. Brigniel mit mir, der ich ihm leuchtete, zu einem Kind eilte, es zu taufen, weil wir gehört hatten, daß es dem Tode nahe wäre. Allein dessen Vater, der Cacique Lichinrain (in der Folge hieß er Ychilimin) konnte weder durch Bitten noch durch Vernunftgründe und Drohungen dahin gebracht werden, daß er uns sein Sönchen zu taufen erlaubt hätte. Da nun Brigniel sein Vorhaben auch wider den Willen des Caciquen durchsetzen wollte, riß ihn der Kebachichi mit beiden Armen im vollem Grimme zurück, während daß die Umstehenden vor Zorn knirschten, und uns das Aeußerste androheten. Der Cacique ergriff nicht nur mit beiden Armen sein kaum noch athmendes Kind, sondern hüllte es auch in seine Kleider dergestalt ein, daß

man

man nichts davon sehen konnte. Wir mußten daher bei aller Gefahr, die wir ausgestanden hatten, wieder unverrichteter Dinge zurückkehren. Was uns dafür tröstete, war, daß das Kind wieder genas. Die Unerschrockenheit des P. Brigniel habe ich schon anderswo gerühmet, da er ohne die Waffen des fanatischen Völkleins zu fürchten, auf das nahe Feld hinausritt, das abergläubische Fest zu unterbrechen, als die Abiponer daselbst dem Teufel, ihrem Großvater, aus Palmzweigen und Blättern eine Hütte bauen wollten. Wie oft drängten wir uns mitten unter Pfeilen und Lanzen unter eine Schaare betrunkener Abiponer, um sie von Schlägereyen und Mordthaten abzuhalten? Ich übergehe eine Menge solcher Geschichten, die mir itzt eben einfallen. Wenn man die Jahrbücher von beiden Indien durchliest, so wird man sich überzeugen, daß unsere Missionarien ihre nachsichtsvolle Sanftmuth mit apostolischer Strenge vereinbaret haben, so oft sie die Ehre Gottes und die reine Sittenlehre dazu auffoderte. Erstaunenswerth und fast unglaublich sind die Beispiele der Seelengröße, welche unsere Patres, die sich mit der Bekehrung der Völkerschaften in Paraquay abgaben, der Nachkommenschaft hinterlassen haben. Wie viel haben nicht für Gott unternommen und gelitten Rochus Gonzalez, Barsena, Boroa, Ortega, Mendoza, Ruyz de Montoya, Mazzetta, Cataldino, Diaztaño, Lorenzana, Romero, Yegros, Zea, Castañares, Machoni, Strobel, Andreu, Brigniel, Nußdorfer, Cardiel, Pons, und so viele andere, die in ihre Fußtapfen getretten sind! Dadurch daß sie mit den Indianern bald gelinde, und wenn es die Sache Gottes erheischte, bald entschlossen umgiengen, gewannen sie Gott und dem katholischen Könige barbarische, wegen ihrer Wildheit nicht minder als wegen ihrer Menge furchtbare Nationen, die von den Europäern zwar oft bekrieget wurden, aber nie überwältiget werden konnten

ten. Daß sie nichts gefürchtet haben, mag man daraus abnehmen, indem sie, sobald sie sich dem Unterricht der Wilden widmeten, tausend Gefahren entgegen giengen, und oft ihren apostolischen Wandel mit einem rühmlichen Tod beschlossen. Ich will die Namen derer hiehersetzen, die in Paraquay durch die Hände der Wilden oder wegen der Indianer an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten um ihr Leben kamen. Man wird mirs zu gute halten, wenn ich bei einigen das Jahr, das Monat und den Tag ihres Hinschiedes nicht angemerkt habe; denn die vornehmsten Schriftsteller und Geschichtschreiber von Paraquay als den P. Nikolaus del Techo, den Doktor Franziskus Xarque, Dechant zu Albarracia und den Petrus Lozano, die alles das auf das genaueste und glaubwürdigste aufgezeichnet haben, habe ich itzt nicht mehr bei Handen. Vielleicht daß ich auch wider meinen Willen einige weglasse, die in dieses Verzeichniß der Starkmüthigen aufgenommen zu werden verdienten. Ich werde fleißig alles hiehersetzen, was ich in meinen Kollektaneen gefunden habe. Es ist fast keine paraquayische Nation, um die sich nicht die Jesuiten einmal verdient gemacht hätten; aus meinem Verzeichniße wird man aber auch den Schluß ziehen, daß fast keine Nation in Paraquay ist, die nicht einen oder mehrere Jesuiten getödtet hätte. Findet es jemand nicht angenehm so viele fremde Namen zu durchlesen, so mag er meinethalben die Blätter überschlagen. Einige werden sie dennoch mit Vergnügen durchgehen.

Der P. Rochus Gonzalez de Santa Cruz, gebürtig in Assumtion.

Der P. Alphonsus Rodriquez, und der P. Joannes de Castillo. Alle drey wurden von den Quaraniern in Caarò den 15. November 1628 erschlagen.

Der P. Christoph de Mendoza. Er soll fünf und neunzig tausend Indianer getauft haben. In Tapè wurde er von den wilden Quaraniern den 26. April 1635 ermordet. Eben diese Wilden tödteten und frassen in der nämlichen Zeit bei dreyhundert getaufte Kinder, die Erstlinge der christlichen Gemeinde in Tapè, in dem Flecken Jesu und Maria.

Die P. P. Caspar Osorio und Anton Ripario wurden von den Chiriguanas den 1. April 1639 erschlagen.

Der P. Didakus Alfàro von Panama in Peru wurde von den Mamelucken aus Brasilien den 19. Jener 1639 erschossen.

Den P. Alphonsus Arias und den P. Christoph de Arenas erschlugen gleichfalls die nämlichen Mamelucken anderswo und zu einer andern Zeit.

Den P. Petrus Romero und den Bruder Mattheus Fernandez, seinen Gefährten, tödteten die Chiriguanas im Lande Curupaÿ den 22. März 1645; weil sie zu den Getauften gesagt hatten: Ihr dürft nicht zwey Weiber haben.

Der P. Espinosa wurde auf dem Weg nach Santa Fè, wohin er von dem Superior der Missionen, Anton Ruyz de Montoya, Baumwolle zu kaufen geschickt wurde, damit man die nackten Indianer damit hätte kleiden können, von den Quapalaches ermordet.

Den P. Lukas Cavallero tödteten die Pinzocasas den 18. Oktober 1711 anfangs mit einem Pfeil, nachmals aber mit einem Kolben.

Den

Dem P. Bartholomäus Blende, einem Niederländer, und dem P. Joseph de Arce aus den Canarieninseln nahmen die Payaquas das Leben im Jahr 1715.

Der P. Blasius de Sylva, ein Paraquayer und vorher Provinzial, wurde nebst dem Bruder Bartholomäus de Niebla anderswo von den Payaquas umgebracht.

Der P. Joannes Antonius Solinas aus Sardinien und sein Amtsgefährte, der hochwürdige Herr Ortiz de Zarate Pfarrer, unter denen die neue Kolonie S. Raphael stand, wurden an einem Tage und an dem nämlichen Ort an dem Fluß Senta von den Mokobiern und Tobas unter der Kirchenthüre erschlagen.

Der P. Nikolaus Mascardi, der mit vielen Patagoniern die (erdichtete) Stadt De los Cæsares suchte. Als er diese nicht fand, kehrte er wieder zurück; wurde aber auf dem Rückwege von den Poyas ermordet. Die Provinzen von Chili und Paraquay waren einst vereiniget.

Der Bruder Albert Romero wurde im Jahr 1718 von den Zamucos, die ihm seinen Kopf mit einer Axt spalteten, umgebracht.

Der P. Julian Lizardi, ein Biskayer, wurde einst von den aufrührischen Chiriguanas im Thal Ingrè zu Conception, wo gedachte Nation wohnte, von der Messe weg in das nahe Feld geschleppt, an einen Pfahl angebunden und mit sieben und dreyßig Pfeilen erschossen.

Den P. Augustin Castañares von Salta aus Tukuman erschlugen die Tobas und Mataquayos auf einer Reise den 15. September 1744 mit einem Kolben.

Den P. Jakob Herrera erstach ein Abiponer mit der Lanze den 18. Hornung 1747 neben Cordova, auf einer Reise zu den Quaraniern.

Der P. Franziskus Ugalde, ein Biskayer, wurde von den Mataquayos mit einem Hagel von Pfeilen erschossen und, da sie die Kirche mit Brandpfeilen in Flammen gesetzet hatten, mit zu Asche verbrannt. Er studirte zu Cordova die Philosophie, als ich die daselbst Theologie hörte. Ein in allen Rücksichten vortrefflicher Mann!

Der P. Anton Quasp, ein Spanier, wurde von einem Quaña gefangen, von einem andern mit einem Kolben, den dieser ihm mit aller Gewalt an die Stirne schmiß, zur Erde geworfen, und von dem Oyomadigi, dem Caciquen der Mbayas, mit Wunden überhäuft, und mit einem Säbel umgebracht, im Jahr 1764 auf der Meyerey des Fleckens zum Herzen Jesu bei den Chiquiten.

Der P. Martin Xavier aus Navarra, ein Blutsbefreundter des h. Franziskus von Xavier, und der P. Balthasar Seña starben Hungers in den quaranischen Missionen.

Der P. Joannes Neumann, ein Oesterreicher, starb den 7 Jener 1704 zu Assumtion unmittelbar auf das unleidentliche Ungemach, das er auf einer vielmonatlichen Reise auf dem Fluß Paraquay ausgestanden hatte.

Der

Der Frater Heinrich Adamo verschied an einer Krankheit, die er sich auf einer Reise zu den Chiquiten zugezogen hatte.

Der P. Lukas Rodriquez gab kurz nach einer langen Reise in Taruma, in welcher er die aus dem Flecken entflohene Ytatines in den Wäldern unter beständigen Regengüßen aufsuchte, seinen Geist auf.

Der P. Felix de Villagarzia aus Castilien zog sich auf einer etliche Monate langen Reise, da er die nämlichen Ytatines in den Wäldern von Taruma aufsuchte, in dem linken Auge ein eiterndes und von Würmern strotzendes Geschwür, kurz eine Fistel zu, welche dem frommen Greis viele Jahre die heftigsten Schmerzen und zuletzt den Tod verursachte. Zu S. Rosa habe ich diesen leidenden Apostel bewundert und bemitleidet. Die nachwachsenden Würmer mußten ihm alle Tage mit einem spitzigen Rüthchen aus dem Auge herausgenommen werden.

Der P. Romanus Harto aus Navarra wurde von den nämlichen Mataquayos, von denen sein Amtsgefährte der P. Ugalde auf dem Abend getödtet und verbrannt worden ist, mit zweenen Pfeilen in den hohlen Leib gefährlich verwundet. Er war mein Reisegefährte sowohl in der Hin = als Herfahrt über den Ozean.

Der P. Joseph Klein, ein Böhm aus Glatz, hat sich gegen zwanzig Jahre bei den Abiponern um das Christenthum sehr verdient gemacht. Als er einst zu S. Ferdinand einen trotzigen Jüngling von dieser Nation gelinde ermahnte, vom Morden und Rauben nachzulassen, so schmetterte der ergrimmte Indianer seinen Kolben

dem guten Pater mit solcher Gewalt an das Hinterhaupt, daß er wie todt zur Erde sank und lange in seinem Blute schwamm.

Dem P. Martin Dobrizhoffer schoß ein Toba einen hackichten Pfeil durch seinen Arm, als er sein Haus und die Kapelle in dem Flecken zum h. Rosenkranz wider sechshundert Wilde vertheidigte. Der Toba verletzte ihm dadurch die Muskel des Mittelfingers und eine Rippe. Dieß geschah den 3ten August 1765 um 4 Uhr in der Frühe. Die Ursache, weßwegen uns die Feinde überfielen, und mich verwundeten, war die Taufe, die die ich dem Caciquen der Tobas, Keebetavalkin, ertheilt hatte.

Diese alle, (vielleicht auch noch andere, an die ich mich nicht mehr erinnere) verloren ihr Leben, oder vergossen ihr Blut starkmüthig in dem grossen Geschäfte der Völkerbekehrung in Paraquay. Glückliche Männer, denen das beneidenswerthe Loos zu Theil ward, für die Religion sterben zu können! Wir, die wir Gefahr und Arbeit mit ihnen theilten, schienen desselben nicht werth zu seyn, weil wir nicht so glücklich waren in Paraquay zu sterben: wiewohl uns das königliche Dekret, wodurch wir nach Europa zurückberuffen worden, (die Ursache wissen wir noch itzt nicht; denn der König behielt selbe laut des Dekrets unter seinem königlichen Herzen zurück) schwerer fiel, als jeder Tod, und diesen wirklich bei vielen beschleunigte, die entweders noch auf dem Schiffe, oder gleich nach der vier-, bei einigen auch fünfmonatlichen Uiberfahrt starben. Von etlich und dreyßig Jesuiten, die auf dem Schiffe S. Ferdinand von Buenos Ayres nach Europa segelten, langten blos fünf halbtodte zu Kadix an, indem die übrigen während der äußerst beschwerlichen Seereise durch eine Krankheit dahin gerafft

wurden.

wurden. Ich übergehe viele andere, die eben dieses Schicksal hatten, und auf anderen Schiffen, oder aus anderen amerikanischen oder asiatischen Provinzen zurückgeschicket wurden. Alle Rechtschaffenen bedauerten, daß so viele fromme und gelehrte Leute, die sich um das Christenthum und ganz Amerika ungemein verdient gemacht haben, kurz, daß so viele apostolische Fischer wilder Völkerschaften eine Speise der Meerfische geworden sind.

Wir, die wir in unserem Vaterlande, von Paraquay verbannet, noch bis auf diese Stunde gesund leben, erinnern uns immer mit innigem Vergnügen an alle die Mühseligkeiten, die wir auszustehen hatten, da wir uns so viele Jahre dem Unterricht der Abiponer und Quaranier widmeten; ungeachtet der Erfolg unseren Bemühungen und Wünschen nicht entsprach, besonders bei den Abiponern, die wie alle berittene Völkerschaften weniger gelehrig und folgsam, ihren Missionären immer viel zu schaffen gaben, und wenig Freude machten. Indessen werden wir uns doch unsere Mühe nie gereuen lassen; auch wird niemand den Nutzen der errichteten Kolonien in Zweifel ziehen; denn außerdem, daß wir dadurch dem ganzen Lande den Frieden wieder gaben, so wurden auch viele Abiponer, theils Kinder, theils Erwachsene getaufet, und zur Ruhe und Menschlichkeit gewöhnet. Zweifelsohne sind viele, die getauft und ohne noch den Gebrauch der Vernunft erlangt zu haben verschieden sind, aus diesem Leben in eine glückliche Unsterblichkeit übergegangen. Ich glaube auch, daß sich viele Erwachsene, die sich gehörig zum Tod vorbereiten ließen, des nämlichen Looses zu erfreuen haben. Die Zahl der in den vier Kolonien getauften Abiponer kann ich nicht bestimmen, weil ich sie nicht weiß: denn ich baue auf meine Vermuthungen und Meinungen nicht,

um

um meinen Lesern nichts Ungewisses statt des Gewissen aufzutischen.

Bei den Quaraniern war die Erndte allemal beträchtlicher. Um alles andere zu übergehen, was ich anderswo oder andere Schriftsteller hierüber schon vorlängst geschrieben haben, werde ich aus glaubwürdigen von mir einst aufgezeichneten Urkunden nur etwas weniges berühren. Vom Jahr 1610 bis zum 15. August 1768 haben unsere Patres siebenmal hundert zweytausend und acht und sechzig Quaranier getaufet. Hier sind noch diejenigen nicht dazu gezählet, die in den älteren von den räuberischen Mamelukken zerstörten Flecken von Jesuiten die Taufe empfiengen. Hier sind ihre Namen und Lage.

Der Flecken Assumtion in Yyŷy in dem Striche des Caciquen Ñezu.
— — Allerheiligen in Carò.
— — S. S. Petrus und Paulus in Caazapaquazù.
— — S. Christoph auf der anderen Seite des Flußes Ygaÿ.
— — S. Joachim ebendaselbst.
— — S. Theresia bei der Quelle des Ygaÿ.
— — Jesus und Maria in Ybitì Caray auf dem jenseitigen Ufer des Ygaÿ.
— — Mariäheimsuchung, in der nämlichen Gegend.
— — S. Barbara an dem westlichen Ufer des Paraquay.

Die meisten von diesen Flecken zählten mehrere tausend Christen. Allein, da die Tauf- und Sterbebücher theils verbrannt worden, und theils bei den Plünderungen der Mamelucken zu Grunde gegangen sind, so kann die Anzahl der in jedwedem Flecken getauften Quaranier nicht angegeben werden.

Die



# Jährlicher Bericht

## von dem Stand der dreyßig Quaranischen Flecken

## im Jahr 1732.

In ... waren

| Den Fleken an dem Fluß Parana. | Familien. | Wittwer | Wittwen | Knaben. | Mägdchen. | Taufen. | Heurathen. | Verstorbene Erwachsene | Verstorbene Kinder | Kommunionen. | Seelen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| S. Ignatz Quazù | 0832 | 12 | [illegible] | 894 | 867 | 253 | 53 | 50 | 141 | 3400 | 3671 |
| Zu unserer lieben Frau | 1496 | 41 | 247 | 1369 | 1456 | 385 | 100 | 186 | 299 | 7593 | 6005 |
| S. Rosa | 1102 | 41 | 204 | 1484 | 1525 | 223 | 46 | 175 | 455 | 5841 | 5458 |
| S. Jakob | 0735 | 09 | 141 | 1059 | 09 0 | 167 | 35 | 036 | 167 | 3480 | 3579 |
| Ytapua | 1208 | 15 | 444 | 1831 | 1804 | 240 | 79 | 108 | 126 | 6948 | 6510 |
| Mariä Lichtmeß. | 0697 | 01 | 292 | 0758 | 832 | 147 | 44 | 071 | 109 | 4594 | 3277 |
| S. S. Cosmas und Damian | 0495 | 14 | 121 | 604 | 780 | 120 | 000 | 44 | 068 | 3400 | 2509 |
| S. Anna. | 0978 | 15 | 131 | 1253 | 1229 | 204 | 062 | 85 | 100 | 4729 | 4584 |
| Loreto. | 1544 | 28 | 279 | 1809 | 1703 | 334 | 101 | 128 | 178 | 5927 | 6907 |
| S. Ignatz Miri | 1013 | 11 | 175 | 1198 | 1198 | 219 | 058 | 059 | 099 | 3020 | 4008 |
| Zum h. Fronleichnam | 0946 | 15 | 149 | 1183 | 1226 | 205 | 039 | 42 | 101 | 4690 | 4465 |
| Jesus | 0505 | 02 | 1[illegible]2 | 0731 | 0684 | 122 | 043 | 45 | 040 | 2658 | 2529 |
| Zur h. Dreyfaltigkeit. | 0702 | 98 | 255 | 0648 | 0612 | 154 | 027 | 93 | 203 | 6142 | 2947 |
| Summe. | 12253 | 232 | 2773 | 15321 | 14816 | 2773 | 687 | 1122 | 2086 | 63032 | 57649 |
| **Den Flecken an dem Fluß Uruquay.** | | | | | | | | | | | |
| S. Joseph | 0741 | 02 | 200 | 1034 | 1051 | 225 | 44 | 60 | 076 | 4321 | 3769 |
| S. Karolus | 0602 | 03 | 402 | 0816 | 0944 | 178 | 48 | 44 | 201 | 4631 | 3369 |
| Zu den h. h. Aposteln | 1154 | 05 | 254 | 1366 | 1386 | 267 | 26 | 74 | 061 | 5800 | 5319 |
| Mariä Empfängniß | 1205 | 15 | 255 | 1706 | 1579 | 265 | 52 | 50 | 149 | 6919 | 5965 |
| Maria Major | 0887 | 10 | 187 | 0979 | 964 | 223 | 81 | 74 | 134 | 4883 | 3905 |
| S. Xavier. | 0886 | 9 | 197 | 966 | 1041 | 256 | 9 | 76 | 37 | 5562 | 3955 |
| Zu den hh. Martyrern von Japon | 0924 | 7 | 155 | 912 | 1013 | 211 | 42 | 47 | 139 | 5057 | 3905 |
| S. Nikolaus | 1813 | 10 | 315 | 1840 | 1960 | 453 | 142 | 234 | 228 | 8949 | 7751 |
| S. Aloysius | 1313 | 9 | 274 | 1662 | 1611 | 351 | 49 | 109 | 125 | 7571 | 6182 |
| S. Laurenz | 1428 | 13 | 305 | 1664 | 1675 | 386 | 66 | 89 | 109 | 7540 | 6513 |
| S. Michael | 1051 | 7 | 278 | 1222 | 1250 | 254 | 83 | 38 | 41 | 3624 | 4859 |
| Zum h. Johann dem Taufer | 1053 | 7 | 179 | 1498 | 1493 | 276 | 68 | 28 | 73 | 4318 | 5274 |
| Zu den hh. Engln. | 1058 | 6 | 169 | 1537 | 1257 | 226 | 89 | 59 | 64 | 7062 | 5085 |
| S. Thomas | 0826 | 2 | 386 | 729 | 824 | 203 | 61 | 33 | 124 | 2489 | 3553 |
| Zum h. Franzískus Borgias | 0696 | 3 | 514 | 886 | 884 | 231 | 50 | 20 | 62 | 5363 | 3679 |
| Zum h. Kreuz | 1034 | 6 | 435 | 1166 | 1071 | 421 | 41 | 37 | 225 | 6249 | 4746 |
| Yapeyu oder zu den hh. 3. Königen. | 1138 | 10 | 264 | 1496 | 1358 | 444 | 86 | 122 | 354 | 7336 | 5704 |
| Summa derer am Uruquay | 18109 | 124 | 4769 | 21470 | 21161 | 4870 | 1037 | 1194 | 2202 | 97674 | 83533 |
| Summa derer an der Parana | 12253 | 2[illegible]2 | 2773 | 15321 | 14810 | 2773 | 687 | 1122 | 2086 | 63032 | 57649 |
| Summe aller. | 30362 | 350 | 7542 | 36791 | 35977 | 7643 | 1724 | 2316 | 4288 | 160706 | 1411[illegible] |

Anmerkung. Die Zahl, welche ich im ersten Theile S. 14. angesetzet habe, ist fehlerhaft. Dieser Fehler rühret daher, weil ein Indianer die vorausgegangenen Zahlen unrichtig zusammgerechnet hat. Gegenwärtige Tabelle von J. 1732 ist die Abschrift eines Quaraniers. Sie gerieth von ungefehr in meine Hände, und dienet nun ganz besonders zur Bestättigung dessen, was ich von der starken Bevölkerung der quaranischen Fleken geschrieben habe. Auf eine solche Art pflegten wir unsere jährlichen Berichte von dem Stande auch der übrigen Kolonien, die wir verschiedenen indianischen Nationen erbauet hatten, sowohl nach Rom als auch an den Madriterhof zu erstatten. Ueber die grosse Anzahl verwittibter Quaranierinnen darf man sich nicht wundern; denn neben dem, daß die Weiber überhaupt länger als die Männer leben, kamen ihre Männer, welche sehr oft theils zu Kriegs- und andern königlichen Diensten aufgebotten wurden, theils durch das Ungemach des Krieges und theils durch die Hände der Feinde um. Wirklich waren die Schicksale der quaranischen Kolonien gar sehr abwechselnd. Die da noch vor fünfzig Jahren eine erstaunliche Menge Einwohner zählten, wurden manchmal bald durch die Pocken und Kinderflecken, und bald durch den Hunger, woran oft die langwierige Trockenheit, oft die Unfruchtbarkeit des Bodens und nicht selten die Viehseuche Schuld waren, jämmerlich entvölkert. Hingegen nahmen andere vorhin minder bevölkerte Flecken, weil sie von dergleichen öffentlichen Bedrängnissen seltner und weniger litten, an Volksmenge beträchtlich zu. Im Jahr 1767, da wir ganz Paraquay verließen, zählten alle Flecken der Quaranier zusammen kaum einmalhunderttausend Einwohner, wiewohl zu den 30 alten noch zween neue S. Joachim und S. Stanislaus von ungefehr 4300 Einwohner hinzugekommen waren. Die Tabelle desto verständlicher zu machen, habe ich dieses wenige angemerket.

Ich allein, wie mir bewust, habe gegen 2000 theils Kinder, theils erwachsene Indianer von verschiedenen Nationen getaufet. In den letzten ein und fünfzig Jahren, die sich die Jesuiten in Paraquay aufhielten, wurden 18875 Kinder des Himmels theilhaftig, weil sie getauft waren, aber noch nicht den Gebrauch der Vernunft, folglich auch keine Schuld auf sich hatten. Damit meine Leser nicht etwa glauben, als sagte ich ihnen unwahre oder übertriebene Dinge vor, so mögen sie wissen, daß wir im Jahr 1732 in den dreyßig Flecken der Quaranier an der Parana und dem Uruquay 141182 Christen gezählet haben. Die wiederholten Pocken- und Kinderfleckenseuchen, die Kriegsdienste, die sie unter dem königlichen Heere wider die Portugiesen gethan haben, die Kriegsunruhen wegen der Uibergabe ihrer sieben Flecken am Uruquay, und die blutigen Uiberfälle der Wilden haben die Anzahl der Einwohner also vermindert, daß, wie wohl noch vor zwanzig Jahren zu den vorigen dreyßig Kolonien noch zwo neue für die Ytatines, nämlich S. Joachim und S. Stanislaus von ungefehr 5000 Köpfen hinzukamen, wir dennoch bei unserer Abreise nach Europa nicht über 100000 Quaranier zählten. Auch das fand ich in meinen Adversarien aufgemerkt, daß in diesen 32 quaranischen Flecken vom Jahr 1747 bis zu Ende des 1766sten 91520 getauft worden sind.

In den zehn Kolonien der Chiquiten zählten wir im Jahr 1766 an Indianern und Indianerinnen 23788 Köpfe. Alle waren, wenige neubekehrte ausgenommen, die man unlängst aus den Wäldern dahin brachte, fromme Christen, treffliche Krieger, und den Spaniern überaus nützlich. In den übrigen Kolonien in Chaco, die wir für verschiedene Nationen angelegt und verwaltet haben, zählten wir in eben demselben Jahre 5424 Christen; denn viele Einwohner waren noch gar nicht getauft. Wie

viele Christen jeder Flecken insbesondere hatte, weiß ich nicht. Das allein habe ich in Erfahrung gebracht, daß in dem von uns 1743 erbauten Flecken Xavier ungefehr 1000 christliche Mokobier sich aufhielten. Deßgleichen fanden sich zu S. Hieronymus, welche Kolonie im Jahr 1748 ihr Daseyn erhielt, bei achthundert christliche Abiponer, in S. Ferdinand hingegen (diesen Flecken baueten wir erst im Jahr 1750) nur zweyhundert. Die übrigen Einwohner waren noch Katechumenen, wenn wir sie nicht lieber Energumenen nennen wollen; weil sie nach so vielen Jahren unseres Unterrichts noch immer ihrer vorigen Wildheit nachhiengen, und dem Christenthume abgeneigt blieben. Wie viele Abiponer zu Conception und zum h. Rosenkranz getaufet worden, weiß ich so eigentlich nicht. Ich habe diese genauere Abzählung darum meiner Geschichte eingeschaltet, damit sich meine Leser überzeugen, daß die unberittenen Völkerschaften den Missionären ihre auf sie verwandte Mühe weit eher vergelten, als die berittenen, als welche sich nur schwer und langsam zu unserer h. Religion bekehren lassen. Ungeachtet also die Vorschritte des Christenthums bei den Abiponern unseren Wünschen nicht entsprachen, so übertraffen sie dennoch die Erwartung der Spanier. Und dieses ists, was ich von den Abiponern weiß, und mit der möglich größten Aufrichtigkeit, wiewohl nicht immer auf das zierlichste niedergeschrieben habe. Ich bekümmerte mich blos um die Wahrheit, nicht um den Schmuck des Ausdruckes. Ist derselbe also nicht immer ächt lateinisch, so werden dies meine Leser einem Schriftsteller zu gute halten, der sich in den Wäldern und unter den Wilden von Amerika so lang aufgehalten hat.

E N D E.

Inn-

# Innhalt des dritten Theils.

## Geschichte der Abiponer.



* Sie=

Seite.

## Siebentes Hauptstück.



## Achtes Hauptstück.



## Neuntes Hauptstück.



## Zehntes Hauptstück.



## Eilftes Hauptstück.



## Zwölftes Hauptstück.



## Dreyzehntes Hauptstück.



## Vierzehntes Hauptstück.



Fünf=

Seite.

Fünfzehntes Hauptstück.



Sechzehntes Hauptstück.



Siebenzehntes Hauptstück.



Achtzehntes Hauptstück.



Neunzehntes Hauptstück.



Zwanzigstes Hauptstück.



Ein und zwanzigstes Hauptstück.



Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Seite.

Drey und zwanzigstes Hauptstück.



Vier und zwanzigstes Hauptstück.



Fünf und zwanzigstes Hauptstück.



Sechs und zwanzigstes Hauptstück.



Sieben und zwanzigstes Hauptstück.



Acht und zwanzigstes Hauptstück.



Neun und zwanzigstes Hauptstück.



Dreyßigstes Hauptstück.



Ein und Dreyßigstes Hauptstück.



Zwey und dreyßigstes Hauptstück.



Drey

Drey und dreyßigstes Hauptstück.



Vier und dreyßigstes Hauptstück.



Fünf und dreyßigstes Hauptstück.



Sechs und dreyßigstes Hauptstück.



Sieben und dreyßigstes Hauptstück.



Acht und dreyßigstes Hauptstück.



Neun und Dreyßigstes Hauptstück.



Vierzigstes Hauptstück.



Ein und vierzigstes Hauptstück.



Zwey und vierzigstes Hauptstück.

Seite.

# Druckfehler.

| Seite | Zeile. | statt | ließ |
|---|---|---|---|
| 5 | 28 | nichs | nichts |
| 7 | 30 | hatt | hatte |
| 8 | 23 | unanfochten | unangefochten |
| 14 | 2 | Peraquay | Paraquay |
| 20 | 2 | in | im |
| 25 | 18 | Fluß | Flusses |
| 38 | 32 | besuß | besaß |
| 41 | 7 | sanra | santa |
| 57 | 16 | ines | eines |
| 59 | 34 | Megeu | Menge |
| 81 | 3 | I | — |
| — | 11 | Köpfer | Köpfen |
| 82 | 2 | den | denn |
| 107 | 21 | tagtäglich | täglich |
| 108 | 2 | ankommder | ankommender |
| 121 | 11 | erspreießichsten | ersprießlichsten |
| 132 | 2 | Genetal | General |
| 141 | 21 | Idianer | Indianer |
| 153 | 1 | Zaum | Zaun |
| 166 | 32 | Mönche Mönche | Mönche |
| 167 | 13 | ver | der |
| 178 | 14 | ihrer, Standt | ihrer Stand- |
| — | 15 | überzeug- | überzeugt |
| 190 | 8 | daß | das |
| — | 14 | ibre | ihre |
| 198 | 34 | dersetzte | versetzte |
| 199 | 34 | dem | den |
| 204 | 14 | eine | einer |
| 225 | 14 | wan | wa- |
| — | 13 | junge- | jungen |
| 231 | 21 | königlichen | königliche |

Seite

| Seite. | Zeile. | statt | ließ |
|---|---|---|---|
| 248 | 2 | gee= | ge= |
| — | 17 | ten | dem |
| 252 | 2 | Erbaunug | Erbauung |
| 269 | 35 | Fluch | Flucht |
| 282 | 10 | Statthal= | Stadthalter |
| 309 | 4 | fruhebares | fruchtbares |
| 338 | 11 | Pachleke | Pachieke |
| 341 | 1 | ewecft | erweckt |
| 346 | — | 246 | 346 |
| — | 2 | Sicherhele | Sicherheit |
| 351 | 28 | Stadt | stand |
| 360 | 20 | oyorzobal | cyarzabal |
| 360 | 28 | vernehmsten | vornehmsten |
| 363 | 30 | liegt | liegt |
| 367 | 29 | leiche | leicht |
| 390 | 33 | heine | keine |
| 391 | 6 | an der | an dem |
| 394 | 33 | Schaare | Schaare Pferd |
| 403 | 22 | mehr | ein |
| 405 | 27 | nach 25 Hauptstuke | gehet ab in 2ten Theil |
| 413 | 9 | entstgnd | enstand |
| 422 | 29 | zbrahte | brachte |
| — | 31 | surück | zurück |
| — | 32 | chlafend | schlafend |
| 406 | 4 | an | auf |
| 432 | 21 | de | dem |
| 452 | 33 | zu | — |
| 473 | 35 | zugestanden | zugestandene |
| 483 | 34 | Ankommiuge | Ankömlinge |
| 488 | 11 | die wir | die wir uns |
| 490 | 9 | Piazanorin | Pazanorin |
| 491 | 24 | in dem Flecken | in den Fleken |
| 435 | 7 | zurückblieben um, | zurückblieben, um |
| 500 | 21 | die daselbst | daselbst die |



